



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

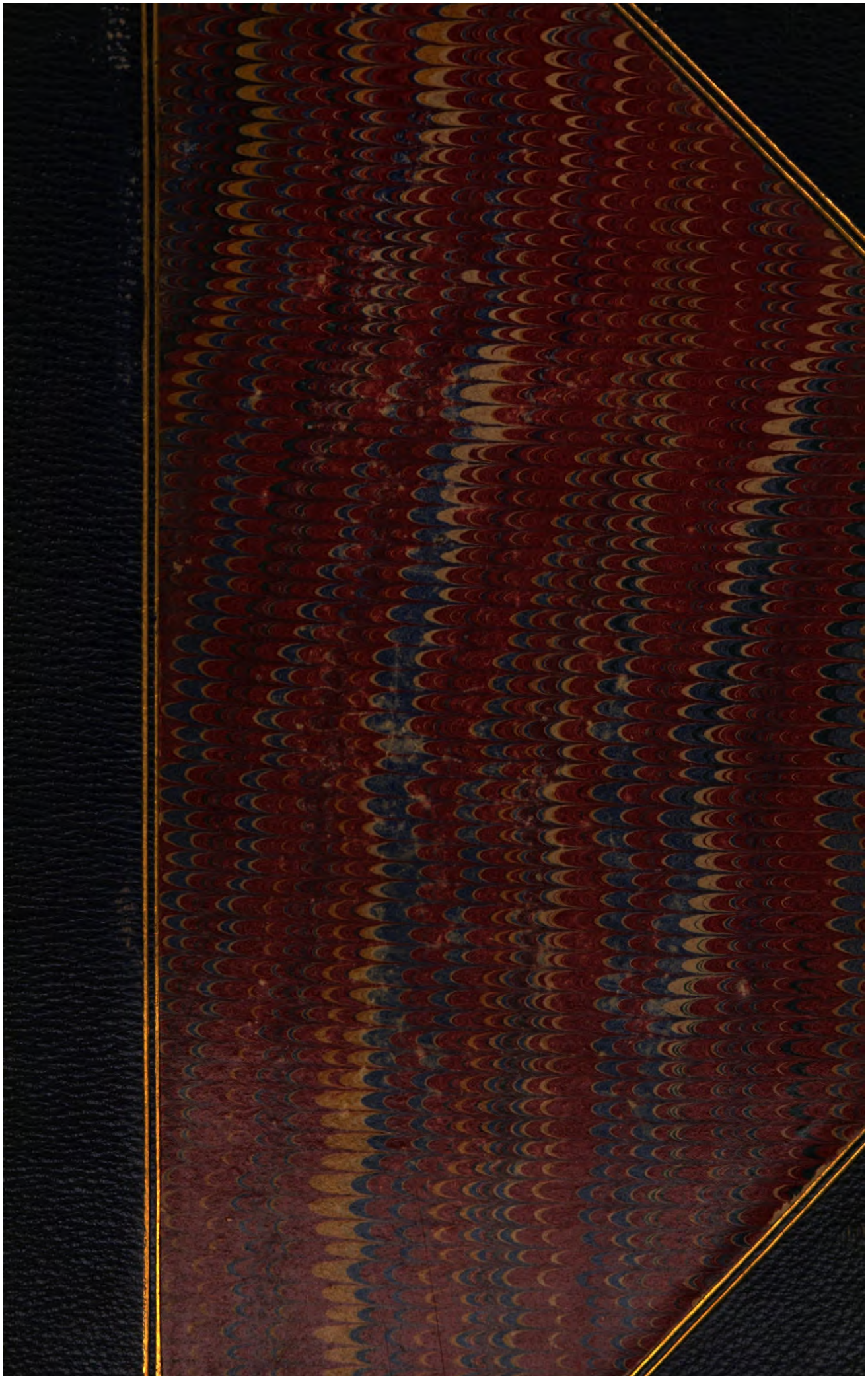
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



~~95.01.11~~

~~312 062~~

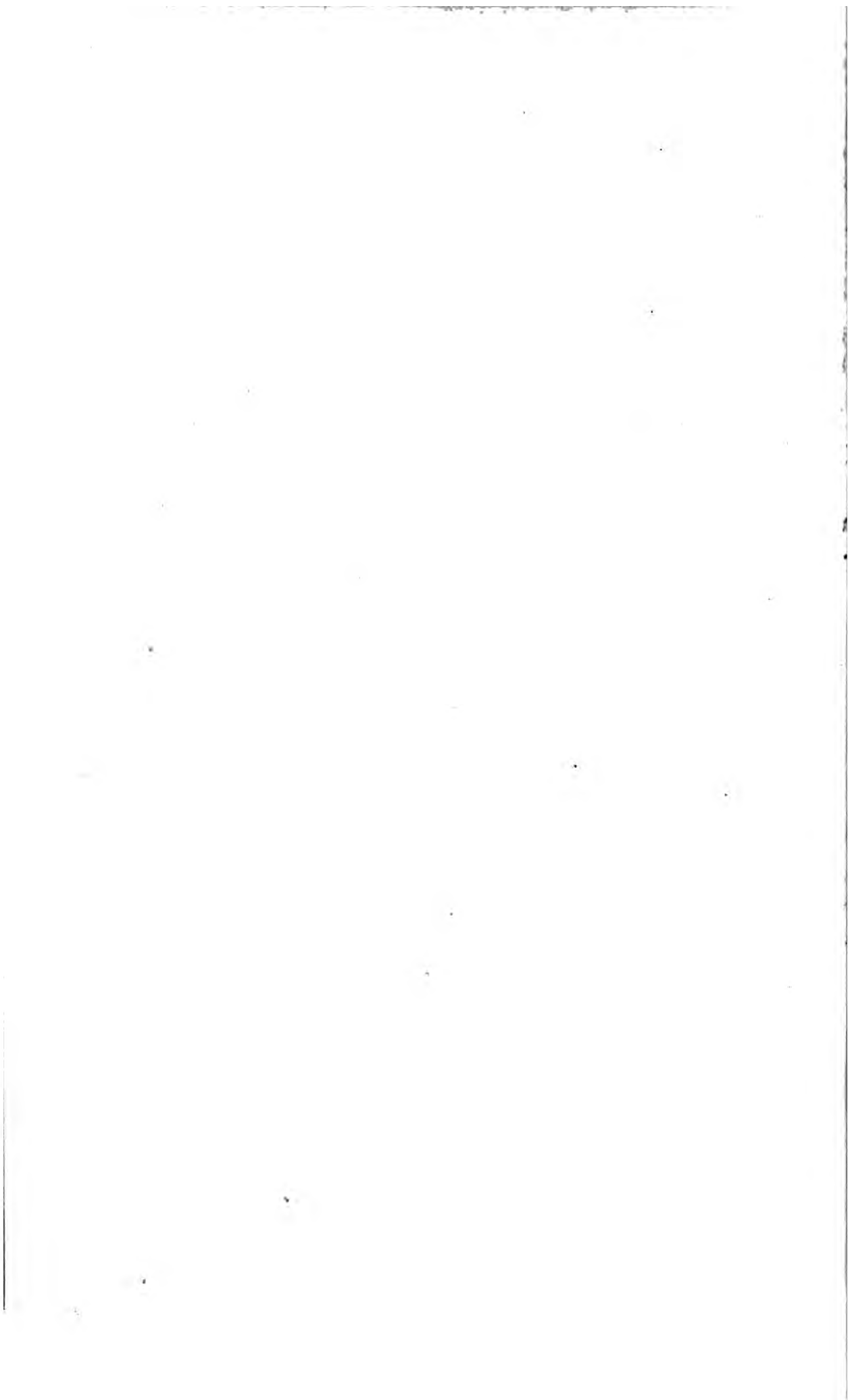
~~FJ 515 A. 11~~

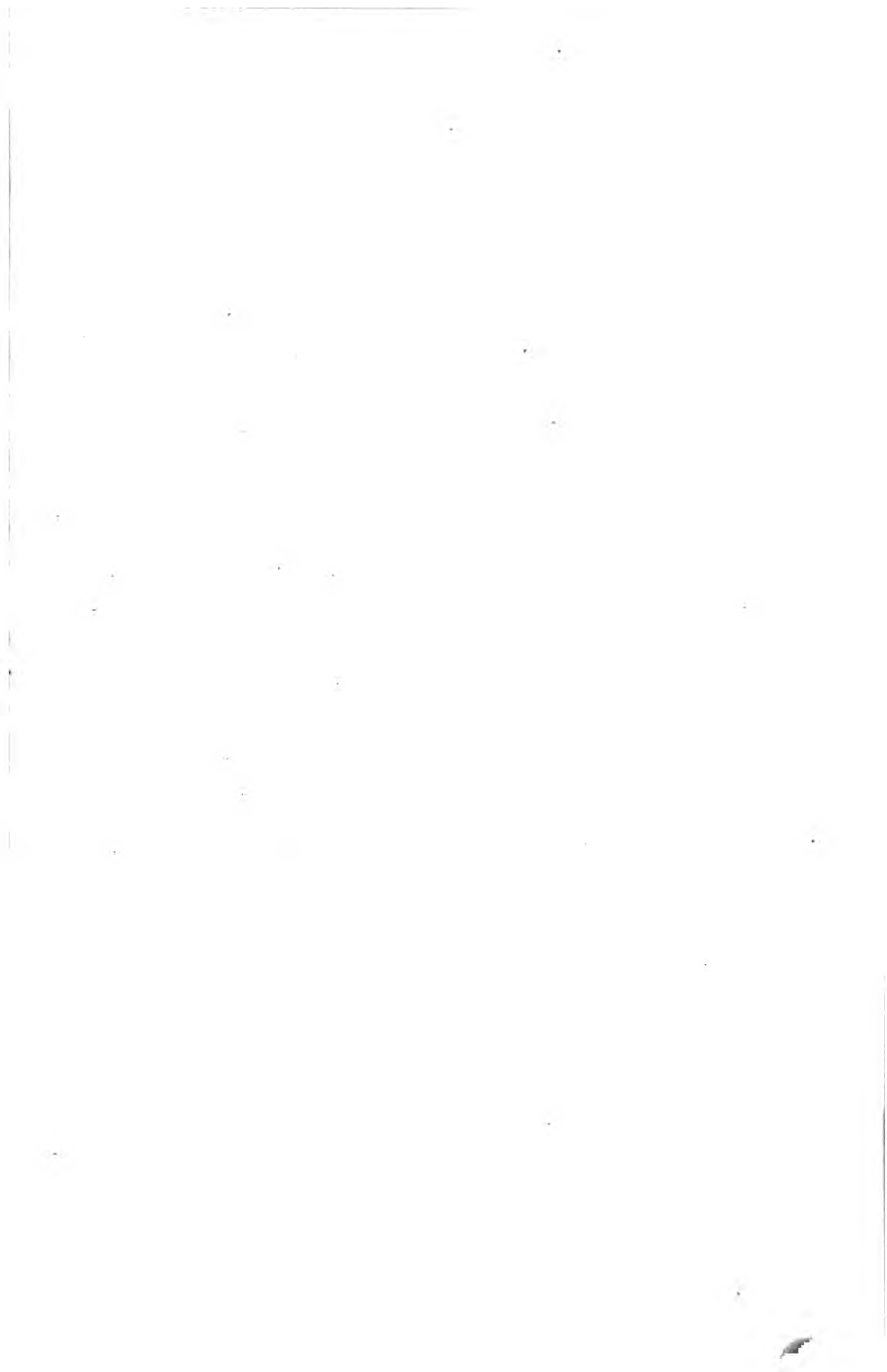


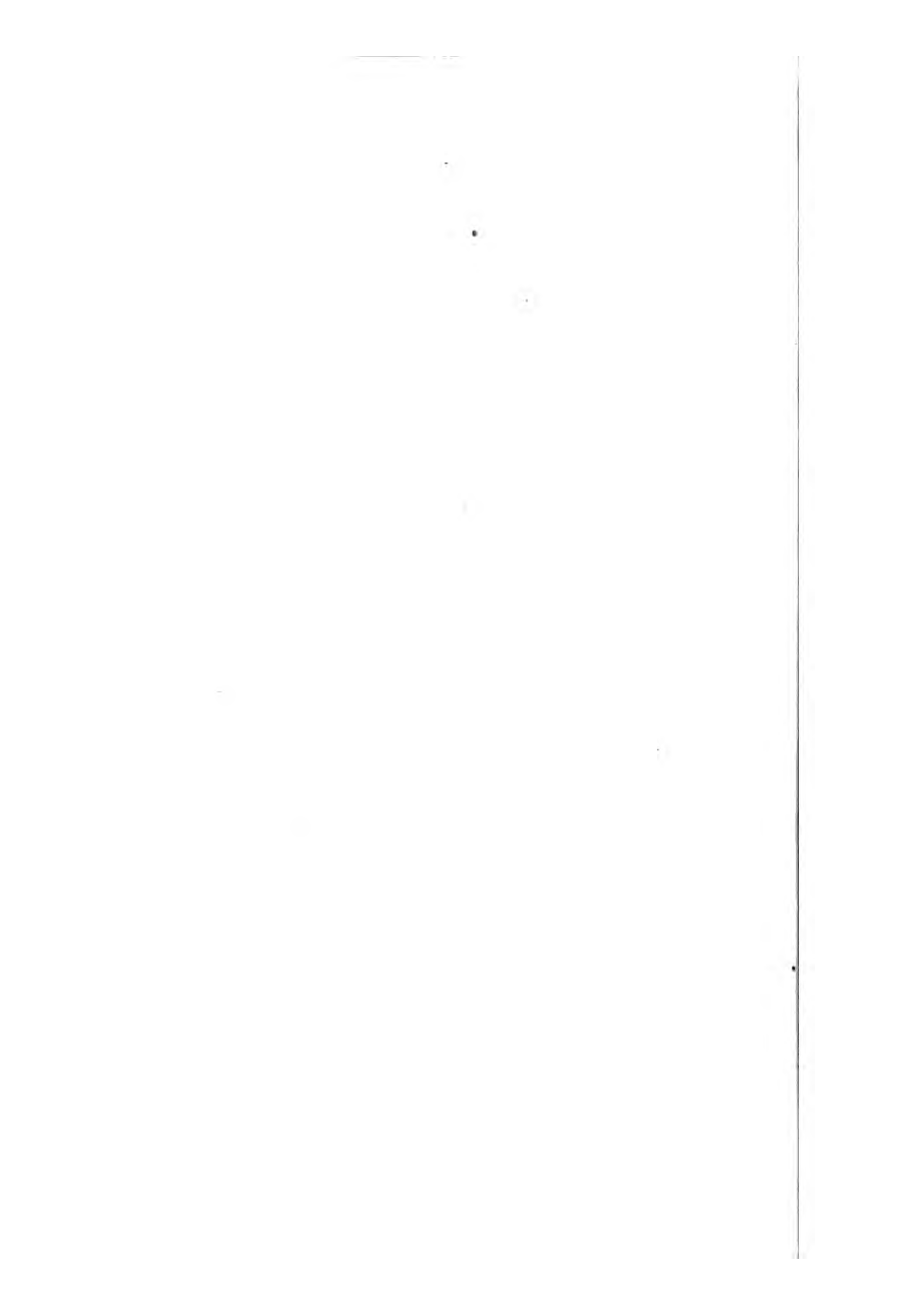
REP. 9 8836 (11)



302447602S







H. Heine's

sämmtliche Werke.

Heinrich Heine's
sämmliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Einundzwanzigster Band.
Briefe. Dritter Theil.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1873.

B r i e f e

von

Heinrich Heine.

Dritter Theil.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1873.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen
ist vorbehalten.



Inhalt.

Vorwort des Herausgebers	Seite XI
------------------------------------	-------------

Briefe.

1844—1856.

214. An Julius Campe.	20. Februar 1844 .	1
215. An Denselben.	17. April "	3
216. An Denselben.	3. Mai "	8
217. An Denselben.	23. Juni "	12
218. An Denselben.	11. Juli "	13
219. An Mathilde Heine.	12. August "	15
220. An Dieselbe.	16. " "	18
221. An Dieselbe.	20. " "	20
222. An Dieselbe.	27. " "	22
223. An Dieselbe.	30. " "	24
224. An Dieselbe.	2. September "	25
225. An Dieselbe.	11. " "	28
226. An Dieselbe.	1. Oktober "	31
227. An Dieselbe.	4. " "	32
228. An Julius Campe.	18. " "	34
229. An Denselben.	4. November "	35
230. An Denselben.	19. December "	37
231. An Denselben.	8. Januar 1845 .	38

		Seite
232. An Julius Campe.	13. Januar 1845	. 41
233. An Denselben.	4. Februar "	. 43
234. An Denselben.	28. März "	. 55
235. An Heinrich Laube.	5. Mai "	. 58
236. An Denselben.	24. " "	. 59
237. An Julius Campe.	21. Juli "	. 62
238. An Denselben.	31. Oktober "	. 64
239. An Dr. L. Wertheim.	22. December "	. 69
240. An Barnhagen von Ense	3. Januar 1846	. 71
241. An Julius Campe.	3. " "	. 75
242. An Alexander von Humboldt.	11. " "	. 76
243. An Julius Campe.	5. Februar "	. 78
244. An den Redakteur des „Un- parteiischen Korrespondenten“	5. " "	. 79
245. An Julius Campe.	6. " "	. 80
246. An Ferdinand Lassalle.	10. " "	. 84
247. An Denselben.	11. " "	. 89
248. An Denselben.	? " "	. 92
249. An Denselben.	27. " "	. 97
250. An Julius Campe.	1. September "	. 99
251. An Heinrich Laube.	19. Oktober "	. 103
252. An Julius Campe.	12. November "	. 105
253. An Dr. Arnold Mendelssohn.	12. December "	. 112
254. An Julius Campe.	14. " "	. 113
255. An Denselben.	19. " "	. 115
256. An Denselben.	26. " "	. 116
257. An Benjamin Lumley.	27. Februar 1847.	. 117
258. An Heinrich Laube.	3. April "	. 119
259. An Denselben.	5. " "	. 120
260. An Benjamin Lumley.	7. " "	. 121
261. An Denselben.	3. Mai "	. 122
262. An Barnhagen von Ense.	4. " "	. 126

		Seite
263. An Julius Campe.	20. Juni 1847	. 127
264. An Betty Heine.	28. August "	. 132
265. An Julius Campe.	30. September "	. 134
266. An Betty Heine.	5. Oktober "	. 135
267. An Alfred Meißner.	12. März 1848	. 136
268. An Julius Campe.	25. April "	. 137
269. An Denselben.	14. Mai "	. 140
270. Erklärung.	15. " "	. 141
271. An Julius Campe.	7. Juni "	. 145
272. An Denselben.	10. " "	. 149
273. An Denselben.	9. Juli "	. 151
274. An Maximilian Heine.	12. September "	. 154
275. An Julius Campe.	15. Januar 1849	. 158
276. Berichtigung.	15. April "	. 161
277. An Julius Campe.	30. " "	. 164
278. An Denselben.	30. Juni "	. 168
279. An Denselben.	16. November "	. 169
280. An H. Laffalle.	30. April 1850	. 172
281. An Julius Campe.	1. Juni "	. 173
282. An Denselben.	28. September "	. 176
283. An Alfred Meißner.	1. November "	. 181
284. An Julius Campe.	21. April 1851	. 183
285. An Besque von Büttlingen.	22. Juni "	. 185
286. An Professor Oppenheim.	25. Juli "	. 189
287. An Julius Campe.	21. August "	. 190
288. An Denselben.	28. " "	. 193
289. An Denselben.	7. September "	. 196
290. An Denselben.	10. " "	. 199
291. An Denselben.	20. " "	. 202
292. An Denselben.	23. " "	. 205
293. An Denselben.	1. Oktober "	. 209
294. An Denselben.	8. " "	. 214

		Seite
295. An Julius Campe.	13. Oktober 1851	. 216
296. An Denselben.	15. " "	. 221
297. An Denselben.	21. " "	. 224
298. An Denselben.	27. " "	. 226
299. An St. René Taillandier.	3. November "	. 230
300. An Georg Weerth.	5. " "	. 233
301. An Julius Campe.	17. " "	. 238
302. An St. René Taillandier.	21. " "	. 240
303. An Julius Campe.	24. " "	. 244
304. An Denselben.	8. December "	. 245
305. An Sigmund Engländer.	8. Januar 1852	. 252
306. An Julius Campe.	28. " "	. 253
307. An Benjamin Lumley.	21. Februar "	. 255
308. An Alfred Meißner.	1. März "	. 257
309. An Julius Campe. 18. u.	22. " "	. 261
310. An Georg von Cotta.	26. " "	. 273
311. An Julius Campe.	31. " "	. 276
312. An Denselben.	6. April "	. 279
313. An Denselben.	14. " "	. 282
314. An Denselben.	7. Juni "	. 286
315. An Denselben.	12. August "	. 290
316. An Denselben.	24. " "	. 302
317. An Denselben.	12. September "	. 307
318. An Alfred Meißner.	13. Oktober "	. 316
319. An Julius Campe.	15. " "	. 319
320. An St. René Taillandier.	25. " "	. 323
321. An Julius Campe.	25. November "	. 324
322. An Denselben.	14. December "	. 326
323. An den Redakteur des „Journal des Débats“.	10. Januar 1853	. 329
324. An Julius Campe.	9. Februar "	. 334
325. An Denselben.	30. April "	. 336

			Seite
326.	An Julius Campe.	5. Oktober 1853	. 340
327.	An Denselben.	27. " "	. 343
328.	An Denselben.	7. März 1854	. 345
329.	An Denselben.	10. " "	. 352
330.	An Denselben.	19. " "	. 354
331.	An Denselben.	23. " "	. 356
332.	An den Fürsten H. Büdler.	1. April "	. 357
333.	An Denselben.	3. " "	. 359
334.	An Denselben.	8. " "	. 360
335.	An Julius Campe.	15. " "	. 362
336.	An den Fürsten H. Büdler.	15. " "	. 365
337.	An Julius Campe.	21. " "	. 367
338.	An Denselben.	22. " "	. 369
339.	An Denselben.	2. Mai "	. 371
340.	An Alfred Meißner.	4. " "	. 375
341.	An Michael Schloß.	4. " "	. 376
342.	An den Fürsten H. Büdler.	9. " "	. 380
343.	An Julius Campe.	20. " "	. 382
344.	An Denselben.	30. " "	. 384
345.	An Michael Schloß.	10. Juni "	. 385
346.	An Julius Campe.	26. " "	. 387
347.	An Denselben.	1. Juli "	. 389
348.	An Denselben.	13. " "	. 392
349.	An Denselben.	15. " "	. 393
350.	An Denselben.	18. " "	. 395
351.	An Denselben.	1. August "	. 397
352.	An Denselben.	3. " "	. 398
353.	An Denselben.	10. " "	. 400
354.	An Denselben.	21. " "	. 402
355.	An Michael Schloß.	25. " "	. 403
356.	An Julius Campe.	3. September "	. 404
357.	An Denselben.	7. " "	. 406

		Seite
358. An Julius Campe.	14. September 1854	. 408
359. An Denselben.	16. " "	. 410
360. An Denselben.	21. " "	. 412
361. An Denselben.	3. Oktober "	. 414
362. An Joseph Lehmann.	5. " "	. 417
363. An Julius Campe.	5. " "	. 421
364. An Denselben.	12. " "	. 423
365. An den Fürsten G. Bückler.	17. " "	. 426
366. An Julius Campe.	24. " "	. 431
367. An Denselben.	8. November "	. 435
368. An Michael Schloß.	9. " "	. 438
369. An St. René Taillandier.	9. " "	. 440
370. An Denselben.	14. " "	. 442
371. An Julius Campe.	14. " "	. 443
372. An Alexandre Dumas.	8. Februar 1855	. 445
373. An Michael Schloß.	19. " "	. 452
374. An Julius Campe.	30. Mai "	. 455
375. An Denselben.	26. August "	. 457
376. An Alexandre Dumas.	Sommer od. Herbst "	. 459
377. An St. René Taillandier.	8. September "	. 460
378. An Adolf Stahr.	7. Oktober "	. 461
379. An Julius Campe.	1. November "	. 463
380. An die Mouche.	? " "	. 465
381. An Dieselbe.	? " "	. 466
382. An Dieselbe.	1. Januar 1856	. 467
383. An Dieselbe.	Anfangs " "	. 468
384. An Dieselbe.	Mitte " "	. 469

Nachträge zum zwanzigsten Bande.

An Ferdinand Hiller.	24. Februar 1832	. 473
An Denselben.	19. November 1836	. 475
An Denselben.	7. Oktober 1839	. 477
An Dr. Gustav Kolb.	1. December 1840	. 478

Vorwort des Herausgebers.

Der vorliegende Band führt die Sammlung der Heine'schen Briefe — und mit ihnen die von uns besorgte Ausgabe der sämtlichen Werke des Dichters — zum Abschlusse. Der Herausgeber hat sich bestrebt, dem Publikum ein möglichst vollständiges Korrespondenzbild des Lebensdramas zu liefern, das mit so tragischer Steigerung in der Matrazengruft der Avenue Matignon endete, und er ist in seinem Bemühen, wie er mit Dank anerkennt, durch die Einsendung zahlreicher werthvoller Beiträge von nah und fern unterstützt worden.

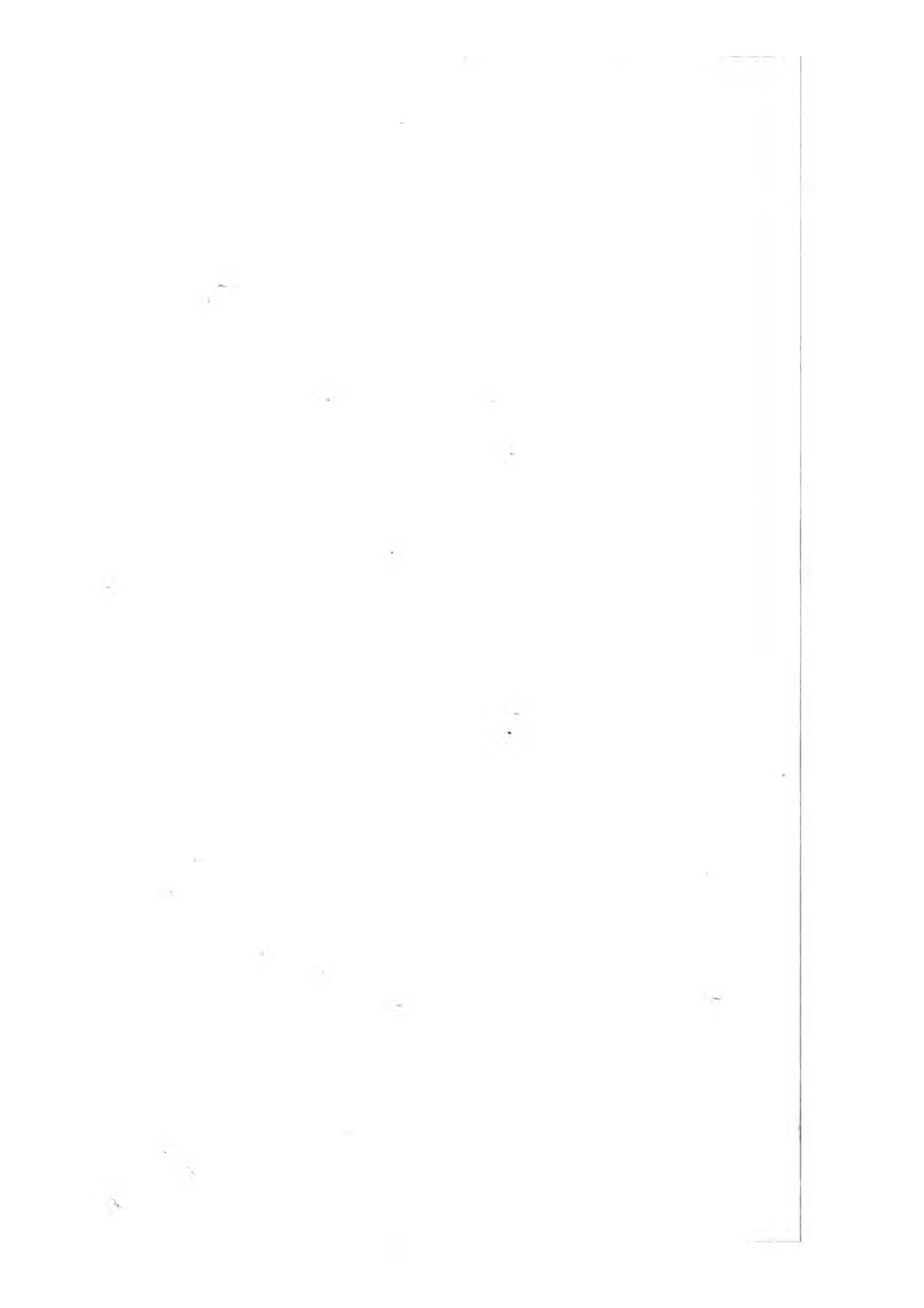
Die Briefe an Heinrich Laube, Alfred Meißner, Joseph Lehmann, Professor Oppenheim, Sigmund Engländer, Adolf Stahr, Michael Schloß, Freiherrn Besque von Püttlingen und Ferdinand Cassalle wurden uns durch die Güte der Adressaten selbst zur Benutzung mitgetheilt. Dem letztgenannten Herrn

ver danken wir gleichfalls die Veröffentlichung der Briefe an Dr. Arnold Mendelssohn und an H. Lassalle. Der Brief an Georg Weerth wurde uns von Herrn Karl Ziegler in Detmold eingesandt. Das Original des Schreibens an Alexander von Humboldt (Nr. 242) befindet sich in der Radowitzschen Autographensammlung in der königlichen Bibliothek zu Berlin. Die Briefe an Dr. L. Wertheim (Nr. 239) und Baron Georg von Cotta (Nr. 310), sowie die „Erklärung“ (Nr. 270) und die „Berichtigung“ (Nr. 276), wurden in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, die Briefe an den Redakteur des Hamburger „Unparteiischen Korrespondenten“ und den Redakteur des „Journal des Débats“ in den genannten Tagesblättern, die beiden Zuschriften an Alexandre Dumas im „Mousquetaire“ abgedruckt. Herr St. René Taillandier hatte die Freundlichkeit, uns seine in französischer Sprache geführte Korrespondenz mit dem verstorbenen Dichter im Original mitzutheilen. Die Briefe an Benjamin Lumley sind Dessen „Reminiscences of the Opera“ (London, Hurst & Blackett, 1864), die Briefe an den Fürsten Bückler und Barmhagen von Ense den Veröffentlichungen des Fräuleins Ludmilla Assing, die Briefe an Mathilde Heine dem Supplementbande zu H. Heine's sämtlichen Werken, die Briefe an Betty und Maximilian Heine den Erinnerungen

des Letzteren, und die kurzen Billette an die „Mouche“ den Erinnerungen Alfred Meißner's an Heinrich Heine entnommen. Die Briefe an Ferdinand Hiller wurden uns von dem Herrn Adressaten leider zu spät eingesandt, um noch für den zwanzigsten Band benutzt werden zu können, und mußten daher unter den „Nachträgen“ des vorliegenden Bandes Platz finden. Das ebendasselbst mitgetheilte Schreiben an Dr. Gustav Kolb ist im Besitze des Buchhändlers M. Hartung in Leipzig, welcher uns gütigst den Abdruck gestattete.

Unter dem Titel: „Correspondance inédite de Henri Heine“ ist bei Michel Lévy frères in Paris eine wörtliche Übersetzung der beiden ersten Bände unsrer Ausgabe der Heine'schen Briefe, mit Einschluß sämtlicher Anmerkungen, erschienen. Die literarische Ehrlichkeit hätte wohl erfordert, daß Übersetzer und Verleger minder schweigsam in Betreff der Quelle gewesen wären, aus der sie geschöpft, statt durch Titel und Vorrede den Schein zu verbreiten, als hätten sie selbst jene Briefe gesammelt, und als würden dieselben jetzt von ihnen zum ersten Male dem Publikum mitgetheilt.

Adolf Strodtmann.



Briefe.

(1844 — 1856.)

214. An Julius Campe.

Paris, den 20. Februar 1844.

Liebster Campe!

Ihren Brief habe ich bereits vor acht Tagen erhalten, und auch heute bin ich noch nicht im Stande, Ihnen ordentlich zu schreiben. Denn seit zehn Tagen ist mein schreckliches Augenübel, schrecklicher als je, wieder eingetreten, und ich schreibe Ihnen diese Zeilen mit der größten Mühe; ich kann kaum die Buchstaben sehen. War just mitten in einer großen Arbeit, als das Malheur wieder kam. Hab', seitdem ich zurück, viel gearbeitet, z. B. ein höchst humoristisches Reise-Epos*), meine Fahrt nach Deutschland, ein Cyclus von 20 Gedichten, gereimt, Alles gottlob fertig; werde eine Portion Prosa hinzuschreiben und Ihnen also recht bald das nothwendige Bändchen geben. Sie werden sehr mit mir zufrieden sein, und das Publikum wird mich in meiner wahren Gestalt sehen. Meine Gedichte, die neuen,

*) Deutschland, ein Wintermärchen.
Heine's Werke. Bb. XXI.

sind ein ganz neues Genre, versificierte Reisebilder, und werden eine höhere Politik athmen, als die bekannten politischen Stänferreime. Aber sorgen Sie frühe für Mittel, Etwas, was vielleicht unter 21 Bogen, ohne Censur zu drucken. —

In Betreff Rothschild's*), schreibe ich Ihnen nächste Woche, habe dorthin noch nicht gehn können. Unterdessen aber danke ich Ihnen herzlich, daß Sie mir Gelegenheit geben, mich diesen Leuten verbindlich zu zeigen. Ich zweifle nicht, daß Dieses mir nützlich eben so wie erfreulich sein wird, denn die Influenz dieser Leute auf die deutschen Kanzleien ist sehr groß, und ich habe derselben vielleicht nöthig, wenn ich noch mehre Gedichte schreibe, wie die einliegenden — was ich aber bleiben lasse.

Ich schicke Ihnen nämlich anbei meine Gedichte**) aus der Ruge'schen Revue, die Probebogen, die Sie aber Niemand zeigen dürfen, ehe die Revue dort angekommen, damit kein Halloh vorher entsteht. Dieses Gedicht wird den hohen Herren Schrecken einjagen — denn sie sehen, wessen ich fähig bin, wenn ich will. Aber Sie, liebster Campe, wissen doch, daß ich der höchsten Mäßigung gleich-

*) Vergl. den Schluß des vorhergehenden Briefes, Bd. XX, S. 365—366.

**) Die Bd. XVII, S. 258 ff. abgedruckten „Lobgesänge auf König Ludwig von Baiern“.

falls fähig bin, wo eingelenkt werden muß im Interesse Ihres Verlags.

Nächste Woche will ich mal versuchen zu diktieren; gelingt Das mir, so haben Sie das neue Büchlein bald, und ich kann dann sogar noch mehr Manuscript liefern, als in der alten Weise. — Aber Welch ein Unglück, dieses Augenleid — es macht mich halb verrückt. Bin gesund an Geist und Seele.

Ihr Freund

H. Heine.

215. An Julius Campe.

Paris, den 17. April 1844.

Liebster Campe!

Seit vier Wochen bin ich wieder von meinem Augenübel hergestellt. Vorher war ich fast blind. — Nicht schreiben können, und, was noch schrecklicher ist, nicht lesen können — Sie haben keinen Begriff von dem Unmuth, der mich verzehrte. Zum Glück war mein großes Gedicht fast vollendet. Nur der Schluß fehlte, und ich habe ihn vielleicht sehr nothdürftig ersetzt. Seitdem beschäftige ich mich mit dem Abschreiben dieser Arbeit, und das schöne, reinliche Manuscript liegt jetzt vor mir. Ich will es nur

noch mal durchgehn, mit der Lupe, und dann schicke ich es Ihnen direkt zu über Havre. Es ist ein gereimtes Gedicht, welches, vier Strophen die Seite berechnet, über 10 Druckbogen betragen mag und die ganze Gährung unserer deutschen Gegenwart in der kecksten, persönlichsten Weise ausspricht. Es ist politisch-romantisch und wird der prosaisch-bombastischen Tendenzpoesie hoffentlich den Todesstoß geben. Sie wissen, ich prahle nicht, aber ich bin diesmal sicher, daß ich ein Werkchen gegeben habe, das mehr Furore machen wird, als die populärste Broschüre, und das dennoch den bleibenden Werth einer klassischen Dichtung haben wird.

Ich hatte Anfangs die Absicht, noch 10 bis 12 Bogen Prosa hinzu zu schreiben und hier die merkwürdigen Veränderungen zu besprechen, die ich in Deutschland vorgefunden. Aber während meiner Blindheit verarbeitete sich dieser Stoff in meinem Kopfe weitläufiger aus, und jetzt sehe ich ein, daß dieser Stoff, wenn ich noch durch eine zweite Reise nach Deutschland das mangelnde Material sammle, eines meiner bedeutendsten Werke hervorbringen kann. Schon allein die Personenschilderungen der seit 13 Jahren verstorbenen Freunde und Bekannten in der Literatur könnten einen großen interessanten Band liefern: Hegel, Gans, Cotta, Zimmerman, M. Beer, Schenk, Arnim, Chamisso, Fouqué, Frau v. Barn-

hagen, Roberts, Maltitz, und noch eine Menge kleiner und großer Köter — nicht zu vergessen Grabbe, den wichtigsten — kurz, ein Buch von lauter Personen, die mir plastisch vor Augen stehen. Deßhalb schicke ich Ihnen nur mein metrisches Gedicht, und wenn ich noch Etwas hinschreibe in Prosa, so sind es etwa 2 bis 3 oder 4 Bogen.

Aber jetzt stellt sich nun die Hauptfrage hervor: wie können Sie das Buch drucken?

Damit Sie genau wissen, wie und was es ist, schicke ich es Ihnen unverzüglich, mit vollem Vertrauen.

Sobald Sie es gelesen, werden Sie leicht einsehen, daß, wenn es als kleines Büchlein von 10 oder 12 Bogen erscheint, die Vogue ungeheuer sein wird, daß es ein großes Geschäft ist, daß der enormste Absatz in diesem Momente sicher ist. Aber zugleich werden Sie sehen, daß dieses Büchlein durch keine Censur gehen kann, und wahrlich, ich habe bei der Abfassung auf alle Censur verzichtet und mir für den schlimmsten Fall einen Abdruck in Paris gedacht. — Also von Censur kann gar nicht die Rede sein. Ob Sie Ihre Firma auf den Titel setzen sollen, mögen Sie selbst beurtheilen; ich glaube, Sie können's. Nun stellt sich also die Frage: können Sie ein Buch unter 20 Bogen dort ohne Censur gedruckt bekommen? Ist Dieses nicht der Fall, so

muß ich das Buch durch Zufügung von *Allotria* zu 20 Bogen anschwellen, und in diesem Falle schlüge ich Ihnen vor, den „*Atta Troll*“ hinzuzuthun, nämlich in der Gestalt, wie er jetzt noch ist, und in der neuen Gedichtsammlung würde ich ihn mit Zuthaten vollständiger geben. Doch ungern entschloß' ich mich dazu. Prosaische Aufsätze hinzu zu geben, würde dem Buche seinen poetischen Charakter rauben. — Schreiben Sie mir umgehend über diesen Punkt, welcher der wichtigste. Unterdessen schicke ich Ihnen das Manuscript, zunächst auf höchste Verschwiegenheit rechnend, und dann meine Interessen Ihnen unbedingt ans Herz legend. Ich muß ganz sicher auf Sie zählen können, dann kann ich auch Großes thun. Dann habe ich Muth und sogar Talent. Über Honorar habe ich, ich schwör' es Ihnen, noch nicht nachgedacht, und als die wichtigste Frage lag mir der unverstümmelte Druck meines Gedichtes im Sinn. In dieser Beziehung kann ich nicht umhin, Ihnen zu gestehen, daß Personen, die keine Zeile von meinem Gedichte kennen, aber den Zeitinhalt ahnen, mir die glänzendsten Propositionen gemacht, es hier in Paris drucken zu lassen. — Ich habe, wie gesagt, Niemanden eine Zeile von meinem Gedichte gezeigt, lasse auch keine Zeile (obgleich manche hochpoetisch unverfängliche Stücke drin sind) bei Laube drucken oder anderswo. Kurz, ich will über-

raschen, einen Schlag machen — und rechne auf Ihre Klugheit und Freundschaft. Auch Hamburg habe ich (zu Ihrem Ergötzen und Nutzen) mit harmlosem Humor bedacht. — Liebster Campe! nur stumm wie ein Fisch. — Der Titel des Buches ist: „Deutschland, ein Wintermärchen“.

Ich habe Ihnen über Rothschild nicht weiter geschrieben, nicht sowohl wegen meines Augenübels, als auch weil ich durch eine seltsame Fatalität ihn nie recht treffen konnte und nicht mit ihm ordentlich gesprochen. Setzt aber, wo ich freier bin, will ich ihn doch sprechen, und ich denke, unterdessen ist dort Nichts gegen ihn geschehen. Mitte nächster Woche schreibe ich Ihnen hierüber. — Unsere ehemaligen Revolutionäre sind fast zu Mouchards der hiesigen Ambassaden herabgesunken; Das hat sich bei Gelegenheit der Ruge'sche Revue gezeigt. Letztere wird in anderer Form fortgesetzt; das Mißgeschick entstand durch die Uneinigkeit, nicht durch Geldmangel, noch weniger durch Mangel an gutem Manuscript (noch gestern erbot sich Jemand, 40,000 Franks herzugeben, wenn ich mich als Redakteur nennen wollte, was ich aber bleiben lasse. Ich habe mich genug pro patria bloßgestellt). Letzte in Darmstadt proponiert, sie in Deutschland als Bücher von 21 Bogen zu drucken. Aus Köln bieten sogar Philister große Summen, damit die Revue fortgesetzt werde. Aus

Deutschland sind anonyme, aber vortreffliche Aufsätze eingeschickt. — Sie sehen, durch welche Lügen das Aufhören der Revue in deutschen Blättern als ein Zeichen des Mißfallens verleumdet wird. An Rüge ist übrigens nicht Viel, und die Partei hat ihn abgesetzt. Wir werden bald mündlich, hoffe ich, über Alles uns aussprechen.

Ihr Freund

H. Heine.

216. An Julius Campe.

Paris, den 3. Mai 1844.

Liebster Campe!

Ihre Briefe vom 13. und 22. April habe ich erhalten und aus letzterem ersehen, daß Sie Alles, was ich Ihnen über mein Opus geschrieben, nicht begriffen haben; denn sonst würden Sie mir die Zumuthung nicht machen, es durch Sieveking durch die Censur zu bringen. Wenn Dieser mein Vater wär', könnte er mir das Imprimatur nicht ertheilen; dazu kommt, daß das Gedicht am unleidlichsten Preußen und dessen König berührt, wo Sieveking also aus Staatsgründen und Privatsympathie

nicht gut für mich sein würde*). Von Censur ist keine Möglichkeit. Das Gedicht muß als 21 Bogen ohne Censur gedruckt werden, oder ich muß, wenn Ihnen Dies nicht möglich ist, das Gedicht hier oder in der Schweiz herausgeben. Anders sehe ich keinen Ausweg. Mit Censur kann es nicht gedruckt werden, obgleich ich bei der Durchsicht noch die grellsten Stellen strich, Ihretwegen, auch Ihretwegen bei der Konzeption mich zügelte und gewiß auch noch jetzt ein Übriges thäte. Denn ich habe ja das Ganze zunächst Ihretwegen geschrieben.

Melden Sie mir daher umgehend, ob Sie das Gedicht, durch Zugabe auf 21 Bogen ausgedehnt, ohne Censur drucken können. Ist Dies durchaus nicht möglich, so ist es rein überflüssig, daß ich Ihnen das Manuskript einschicke; können Sie es aber in angedeuteter Weise drucken, so schicke ich Ihnen das Manuskript unverzüglich, und es bleibt dann nur die Frage: was ich hinzugebe. Ich hatte Ihnen in dieser Beziehung den „Atta Troll“ vorgeschlagen, aber bei näherem Erwägen Ihrer Interessen habe ich ausgefunden, daß es viel besser wäre, wenn ich das neue Gedicht an die Stelle des „Atta Troll“ in den zweiten Gedichteband auf-

*) Trotz Heine's Befürchtung, wußte Herr Campe dennoch das Imprimatur durch Vermittelung des Syndikus Sieveking zu erlangen.

nehme. Ich sichere dadurch diesem zweiten Band die ungeheuerste Bogue, ich gebe ihm einen Schwung, über den Sie erstaunen werden. Den „Atta Troll“ würden Sie alsdann als besonderes Opus allein herausgeben, und mit einigen Hinzufügungen, die mir noch im Geiste liegen, würde auch dieses Büchlein sich lustig in der Welt herum trollen; da ich dies Jahr wieder ein Gebirgsbad nehme, wird die Bärenmuse mich gewiß zur Vollendung des Gedichts frisch unterstützen.

Ich bleibe nur noch vier Wochen hier, dann muß ich meiner Augen wegen (ich bin wieder halb blind) durchaus ins Bad reisen. Leuk in der Schweiz wird mir von den Ärzten angerathen. Ich hab' es durchaus nöthig, wenn ich nicht ganz erblinden will. Im Verlauf der letzten 14 Tage habe ich vier große Artikel für die „Allgemeine Zeitung“ geschrieben, die, mein Augenübel vermehrend, mir mehr kosten, als sie mir einbringen. Das ist Schriftsteller-Misère: die franken Augen anstrengen, um die Heilungskosten zu erschwingen. —

In Betreff Rothschild's hätte ich Ihnen zu Viel zu schreiben, als daß es mir meine armen Augen heute erlauben. Ich hab' ihn gesprochen und will Ihnen nächste Woche die Unterhaltung mittheilen; in wie weit er es verdient, geschont zu werden, mögen Sie dann selbst ermessen. Die Sache hat sich

schon so lange hingezogen, daß es Ihnen wohl um eine Woche mehr nicht ankommen wird. — Ich schreibe Ihnen heute nur der wichtigeren Sache wegen. Antworten Sie mir aber sogleich.

Wahrscheinlich trifft Sie mein Brief in Leipzig; Sie können mir also einen Dienst leisten, um den ich Laube nicht angehen will. Ich habe nämlich Behufs meines zweiten Bands Gedichte eine Abschrift nöthig von den Gedichten, die ich seit einigen Jahren in der „Eleganten Welt“ drucken ließ. Kann ich die gedruckten Nummern haben, so ist es mir lieb; wo nicht, müssen Sie mir von diesen Gedichten sehr deutlich geschriebene Abschriften verfertigen lassen, und zwar jedes Gedicht auf ein einzelnes Blättchen Postpapier. Ich weiß, Sie haben in der Messe Viel zu thun, aber ich muß Sie dennoch mit dieser Kommission belästigen. Bitte, schicken Sie mir nur recht bald die Blättchen, denn ich will jedenfalls, ehe ich ins Bad reise, das Manuscript zurecht machen.

Ohne die geringste Schuld von meiner Seite, hat Laube sich schmähend gegen mich benommen. Anfangs war ich darüber zu Tode betrübt, ich weinte wie ein Kind; Das war der Mensch, auf den ich am meisten baute unter Allen, den ich wie einen Bruder liebte, und den ich, selbst wenn er Hofrath geworden wäre oder Censor, dennoch nie

verleugnet hätte. Jetzt bin ich auch darüber getrübtet, ich empfinde nur noch wie Katzenjammer. Vielleicht in einigen Wochen lache ich darüber und sehe ein, wie wenig ich verloren habe.

Ihr Freund

H. Heine.

217. An Julius Campe.

Paris, den 23. Juni 1844.

Liebster Campe!

Seit acht Tagen könnte ich schon Antwort von Ihnen haben auf meinen letzten Brief. Und hatte Ihnen doch so dringend ans Herz gelegt, daß ich ins Bad reisen muß und eher Paris nicht verlassen kann, ehe ich über das Schicksal meines jüngsten poetischen Kindes beruhigt bin. Ihr Stillschweigen läßt mich zwar hoffen, daß Sie in Allem mit mir einverstanden und das Buch gleich in die Presse gegeben. Dennoch will ich nicht eher abreisen, ehe ich von Ihnen Brief erhalten. Haben Sie daher noch nicht geschrieben, so eilen Sie. Wahrhaftig, durch diese Verzögerung geschieht meiner Gesundheit ein großer Schaden. — Ist das Buch in die Presse,

so binden Sie doch dem Setzer auf die Seele, daß er in Betreff der Interpunction sehr aufmerksam sei und namentlich vor einem Gedankenstrich keinen Punkt setze, wie oft geschieht. — Einliegend drei Flöhe*), die Sie, wenn sie Ihnen nicht mißbehagen, den politischen Gedichten einverleiben können; doch will ich, wegen des Königs von Preußen, nicht bestimmt dazu rathen. In Eil' vor Abgang der Post.

Ihr Freund

J. Heine.

218. An Julius Campe.

Paris, den 11. Juli 1844.

Liebster Campe!

Schon seit 4 bis 5 Tagen könnte ich Antwort auf meinen letzten Brief von Ihnen haben, worin ich Ihnen die Verlegenheit meldete, die mir Ihr Stillschweigen verursacht. Letzteres ist mir unbegreiflich, und beunruhigt mich in einer Weise, die

*) Vermuthlich die in Band XVII, S. 254—258 abgedruckten Gedichte: „Schloßlegende“ und „Der neue Alexander“.

ich unmöglich schildern kann. Was geht mit Ihnen vor? Sind Sie krank? Haben Sie meinen Brief nicht erhalten? Plagt Sie der Teufel? Oder bin ich selbst toll? — Da lasse ich die schöne Jahreszeit dahingehn, wo ich wegen meines Kopfübels nothwendig ins Bad gehen müßte, und bleibe hier auf dem brennenden Asphaltpflaster von Paris, in dem dumpfen Wagengerassel, nach grünen Bäumen und reiner Luft lechzend, die Nerven fieberhaft irritiert, vor Ungeduld unfähig die Feder in der Hand zu halten — und das Alles, weil ich keine Zeile von Ihnen erhalte! Sind geringfügige Ursachen hier im Spiel, wenn nicht gar merkantilische, so wär' Das unverzeihlich. An meiner Gesundheit leide ich einen Schaden, der wahrlich nicht zu ersetzen ist, und von Zeitverlust will ich gar nicht reden, und beklage ihn nur in Bezug auf die Verspätung meiner Reise. Ich werde wahrscheinlich, indem ich bis Ende der nächsten Woche noch auf Brief von Ihnen warte, gar nicht mehr ins Bad gehn können. — Haben Sie Dies gewollt, haben Sie etwa meine Reise nach der Schweiz ungern gesehen, so ist es Ihnen gelungen, sie mir zu vereiteln — Aber, der Teufel! warum lassen Sie einen Freund in dieser Noth? Sie wissen doch, daß ich keine Ruhe habe, ehe ich über das Schicksal meines Manuskripts Gewißheit erlange. — Ich glaube, ich werde es zuletzt nicht

mehr aushalten können und über Hals und Kopf nach Hamburg eilen. — Gestern ging ich mit Hebbel drei Stunden lang auf und ab, und da er ebenfalls keine Nachricht von Ihnen hat, brachen wir uns vergebens die Köpfe. Ich schließe, denn die Feder fällt mir aus der Hand.

Ihr Freund

H. Heine.

219. An Mathilde Heine.

Hamburg, Montag, den 12. August 1844.

Meine liebe Nonnotte!

Ich bin seit Deiner Abreise zu Tode betrübt. *) Wenn Du diesen Brief empfängst, wirst Du Dich hoffentlich schon von den Anstrengungen Deiner Reise erholt haben. Du hast schönes Wetter gehabt, keinen

*) Mathilde, die ihren Gatten Ende Juli 1844 nach Hamburg begleitet hatte, kehrte von dort bald wieder nach Paris zurück, wo sie sich, wie bei dem vorjährigen Aufenthalte H. Heine's in Hamburg, in der Pension der Madame Darte, Chaillôt No. 101, einquartierte. Die Briefe Heine's an seine Frau sind sämmtlich in französischer Sprache abgefaßt und hier in wörtlicher Übersetzung mitgetheilt. Er tituliert seine streng katholische, jeder religiösen Freigeisterei abholde Frau „Nonnotte“, mit scherzhafter Anspielung auf den gleichnamigen, durch seine Polemik wider Voltaire bekannten Jesuiten.

Wind, und die Ueberfahrt muß weniger unangenehm als auf der Herreise gewesen sein. Alle Welt hier, besonders meine arme Mutter, ist betrübt wegen Deines Fortgangs. Schon drei Tage, daß ich Dich nicht gesehn habe. Diese Tage sind mir wie Schatten entschwunden. Ich weiß nicht, was ich thue, und ich denke gar Nichts. — Sonnabend erhielt ich einen Brief von meinem Oheim, worin er mich wegen seiner Anschnauzereien fast um Verzeihung bittet; er gesteht auf eine rührende Weise, daß sein leidender Zustand und die Arbeiten, mit denen er überhäuft, die Ursachen jener schlechten Laune sind, welche bei jeder Gelegenheit losplagt. Obichon ich an meiner schrecklichen Migräne litt, mußte ich doch gestern, Sonntag, bei ihm speisen. Er war sehr lebenswürdig. Aber mein Kopf ist heute wie ein gebratener Apfel. Du kennst jenen Zustand von Stumpfsinn, in welchem ich mich am nächsten Tage befinde, wenn ich, trotz meiner Migräne, mich angestrengt habe. Ich vermag kaum zu schreiben; ich hoffe, daß Du mein Gefrickel lesen kannst. Schreibe mir bald und viel; Du brauchst Dich vor mir nicht zu genieren. Laß mich wissen, ob Du wohl und munter angekommen bist, ohne Unfall, ohne bestohlen zu sein, ob die Douane Dich nicht chikaniert hat, ob Du gut untergebracht bist, ob Du Dich wohlbefindest, und ob ich Deinethalb ruhig

sein kann. Halte Dich still in Deinem Neste bis zu meiner Rückkehr. Laß die Deutschen nicht Deinen Schlupfwinkel aufspüren; sie haben vielleicht aus dem Geschwätz einiger deutschen Blätter erfahren, daß Du ohne mich nach Frankreich zurückgekehrt bist. Wir kennen Einen von ihnen, der nicht allzu zartfühlend ist, und der fähig wäre, nach der Pension zu kommen; vergiß nicht, für diesen Fall Deine Vorsichtsmaßregeln zu treffen. — Viele Grüße von mir an Mademoiselle Pauline*), an Mademoiselle Clotilde, und vor Allem an Madame Darte. Auch an Aurecia; ich hoffe ihren Vater zu sprechen, wenn Karl zurück kommt. — Ich liebe Dich mehr als je!

Von Herzen Dein

Henri Heine.**)

*) Die nachmalige treue Gesellschafterin Mathildens, welche sich, wie die anderen der oben genannten Damen, gleichfalls in der Pension der Madame Darte befand.

**) Während die Briefe Heine's an seine Frau — gegen die sonstige Gewohnheit des Dichters, wenn er an Franzosen schrieb oder seinen Namen unter französischen Übersetzungen seiner Werke drucken ließ — sämtlich mit „Henri Heine“ unterzeichnet sind, ist auf den Rouvert-Adressen an Madame Henri Heine niemals der französische accent aigu seinem Namen beigefügt.

220. An Mathilde Heine.

(Hamburg, den 16. August 1844.)

Meine liebe Nonnotte!

Man hämmert neben mir, meinem Kopfe geht's noch nicht besser, ich bin trübselig wie eine Nachtmütze, ich bin dreihundert Stunden von Dir entfernt, mit einem Worte, ich bin nicht glücklich. Ich erwarte mit Ungeduld Brief von Dir; ich beschwöre Dich, mir wenigstens zweimal die Woche zu schreiben, denn wenn ich Deinetwegen nicht ruhig bin, so verliere ich den Kopf, und doch bedarf ich mehr als je dieses armen Kopfes, da der Horizont sich verfinstert und meine Angelegenheiten sich verwirren. Ich brauche zwei Monate, um meine Angelegenheiten zu ordnen — wenn ich inzwischen nicht regelmäßig Nachricht von Dir erhalte, und wenn ich wild werde wie voriges Jahr, so würden daraus unberechenbare Verluste erwachsen. Vergiß nicht mir aufs genaueste zu schreiben, wie's Dir geht, ob Du Dich wohlbefindest. Ich habe wohl nicht erst nöthig, Dir recht viel Vorsicht in Allem, was Du thust, anzuempfehlen — Du weißt, wie sehr ich die Perfidie der Deutschen und zuweilen selbst der Franzosen zu fürchten habe.

Meinem alten Oheim geht es viel schlimmer; ich hätte ihm Vielerlei zu sagen, aber es scheint,

daß er nicht mehr Zeit haben wird, es in dieser Welt zu hören. O mein Gott, welches Unglück! Er wird dieses Jahr nicht überleben. Ich werde ihn heute besuchen; mir wird das Herz schwer bei dem bloßen Gedanken, ihn in demselben Zustand wie vorige Woche zu sehen.

Meine Mutter befindet sich bewunderungswürdig wohl, und sie spricht immer von Dir mit ihrer Dame d'Atour, ihrem Faktotum, ihrem weiblichen Sancho Pança, kurz, mit Sette. Meiner Schwester und ihren Kindern geht es gut, sie erwarten mit Ungeduld Nachricht von ihrer Tante.

Ich rathe Dir, Unterricht im französischen Stil zu nehmen . . . Pauline kann Dir Stickerei-Unterricht geben, laß Dir diese Gelegenheit nicht entgehen. Lerne Etwas während meiner Abwesenheit; ich bin mit Allem einverstanden, was Du für die Ausbildung Deiner Anlagen ausgeben wirst; Das ist gut angewandtes Geld. — Leb wohl! Tausend Grüße an Deine Freundinnen und tausend Küsse für Dich!

Henri Heine.

221. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 20. August 1844.

Mein geliebter Schatz!

Seit Deiner Abreise thue ich Nichts als seufzen. Ich denke unaufhörlich an Dich. Ich leide an meinem gewöhnlichen Kopfsweh, und diese Schmerzen werden immer gesteigert und genährt durch die Unruhe meines Herzens. Ich will nicht mehr von Dir getrennt sein! Wie schrecklich! Ich fühle mehr als je die Nothwendigkeit, Dich immer vor Augen zu haben. Sage Dir einmal, wie es mich aufregen muß, daß ich noch keine Nachrichten von Dir habe. Schreibe mir, ich beschwöre Dich, so oft wie möglich, wenigstens zweimal die Woche, unter der Adresse der Herren Hoffmann und Campe; der Faktor giebt mir in Person meine Briefe, er weiß mich überall zu finden. In zwei Tagen verlasse ich mein großes Logis, ich werde ein Zimmer beziehen, das mir nicht so viel kostet, und wo ich während der Nacht kein Hundegebell höre, wie in meiner jetzigen Wohnung. Es hat sich hier eine ganze Meute gegen meinen Schlaf verschworen; Das macht mich jede Nacht wüthend.

Schreibe mir, ob Du viel an der Seekrankheit gelitten hast, ob Du nicht von der Douane chikanirt

worden bist, ob Du unterwegs Nichts verloren hast, und vor Allem, ob Du in der Pension gut aufgehoben bist. Ich bitte Dich inständig, mir in dieser Hinsicht die volle Wahrheit zu sagen; denn wenn Du es nicht gut hast, werde ich meine Rückkehr noch mehr beschleunigen, als ich es so schon thue. Sage mir, ob Deine Lage einigermaßen erträglich ist, dann kann ich meine Geschäfte mit mehr Muße und Ruhe beenden. — Der Stand der Dinge ist hier noch derselbe. Alle Welt fragt mich nach Neuigkeiten von Dir, und da ich selbst noch keine habe, bin ich um so besorgter. — Ich hoffe, daß Du mein Gekritzel lesen kannst; ich habe keine Dinte mehr, und meine Feder ist abscheulich. — Meine Komplimente an Madame Darte und an Deine jungen Freundinnen; ich hoffe, daß Pauline mir einen langen Brief voller Details über Dich schreiben wird. Sag ihr, daß ich noch immer der Bewunderer ihres schönen Beines sei. — Bleibe ruhig in Deinem Nest, mein armes Täubchen; zeige Dich nicht öffentlich, damit Niemand meiner Bekannten erfahre, daß Du ohne mich in Paris bist.

Dein armer Hund

Henri Heine.

222. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 27. August 1844.

Meine liebe Nonnotte!

Endlich, Gott sei Dank, endlich habe ich Deinen Brief erhalten. Es war letzten Sonntag in dem Momente, wo ich es vor Unruhe nicht mehr aushalten konnte, wo ich in eine Abspannung versunken war, von welcher Du Dir keine Vorstellung machen kannst. Bei dem bloßen Anblick Deines Briefes jauchzte mein Herz, ich trällerte, ich tanzte und ich ging ins Theater, um mich an Gesang und Tanz zu ergötzen. Man gab „die Stumme“, und ich verschlang vier Akte davon. Ob gut gespielt wurde, weiß ich nicht, denn ich war so mit meinen Gedanken beschäftigt, daß ich des Stücks vollständig vergaß — ich dachte nur an Dich, meine arme Freundin, die eine so gefährvolle Überfahrt gehabt, die so schrecklich von dem nichtsnutzigen Neptun herumgerüttelt worden, der durchaus nicht galant gegen hübsche Frauen ist, der alte Nichtsnutz von Heidengott, an welchem ich mich durch ein Spottgedicht rächen werde. Der verruchte Bösewicht! sich an Nonnotte, meinem armen Lamm, zu vergreifen! — Ich bin ebenfalls wüthend auf die schändlichen Douaniers, welche Dir 20 Franks für die Strümpfe

abgepresst haben — Du hast ihnen also nicht gesagt, daß einige darunter für das schönste Wein in Chaillôt bestimmt waren? Übrigens glaub' ich, daß es zum Theil meine Schuld ist, denn ich hätte die Strümpfe tiefer unten im Koffer verstecken müssen. Ich freue mich aber sehr, daß Du Deine Sachen nicht verloren hast, und daß man Dir nicht, wie Odrin in der Rolle des Bilboquet, zugerufen hat: „Il n'y a pas de Malle!“ — Wenn ich aber Dich selbst durch einen Schiffbruch oder durch einen Korjaren verloren hätte! Dann würde mir auf all' meine Fragen: „Wo ist meine Frau?“ die Antwort zugekommen sein: „Il n'y a pas de Mal!“

Ich befinde mich besser, seit ich Nachricht von Dir habe; schreibe mir oft, sonst versinke ich wieder in meine schwarze Laune. Alle befinden sich wohl; mein Oheim hat einen tollen Streich gemacht: trotz seiner Krankheit ist er auf einige Tage nach Travemünde gereist. Tausend Komplimente an Madame Darte. Viele Grüße an Pauline, deren kurze Zeilen mich sehr erfreut haben.

Von Herzen

Dein armer Mann

Henri Heine.

223. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 30. August 1844.

Liebster Schatz!

Ob schon ich heut meine Migräne habe — (und Du weißt, was Das heißt!) — will ich Dir doch einige Zeilen mit dem heute Abend abgehenden Dampfer senden. So eben habe ich Deinen zweiten Brief nebst demjenigen von Madame Darté erhalten, der mir sehr wohl gethan hat. Ich bitte Dich, Madame Darté recht viel Angenehmes von mir zu sagen.

Seit ich Nachrichten von Dir empfang, bin ich ruhiger und beende meine Geschäfte mit gewohnter Sicherheit, fast hätte ich gesagt: mit gewohnter Hitze. — Alle hier befinden sich wohl; Karl und Theresé, die von ihrer Bummelfahrt zurück gekehrt sind, haben Deine Abreise sehr bedauert. — Ich verabscheue das Meer, seit ich weiß, wie viel' Leiden es Dir bereitet hat. — Und die Trennung! welch ein Unglück! Wenn man von einander getrennt ist, fühlt man erst recht, wie lieb man einander hat! Wie glücklich werde ich sein, Dich bald wieder zu sehen!

Was Du von Aurecia schreibst, nimmt mich nicht sehr Wunder. Ich habe nie bezweifelt, daß

ihr Herz eben so kupferbraun ist, wie ihr Teint! Aber ich begreife noch nicht, wie man mich irgendwie in die Klätschereien hinein gezogen haben kann. Ich habe mich vorsichtig genug benommen, um außerhalb derselben zu bleiben, um mich nicht im geringsten zu kompromittieren, um der Bosheit keine Waffen in die Hand zu geben. Der Teufel, sagt ein Sprichwort, beneidet alle glücklichen Ehen und sucht seine Eier der Zwietracht dort einzuschmuggeln. Meine Liebe, suchen wir immer uns vor der Bosheit der bösen Zungen zu bewahren! Ich hoffe, daß man meiner Ruhe nicht zu schaden vermag, wenn man mir Alles berichtet, was Du in meiner Abwesenheit gethan hast — man wird Das unfehlbar thun, bedenke Das wohl! — Adieu, Geliebte! Ich denke stets an Dich. Viele Grüße an meine kleine Melone! — Nächstes Jahr um diese Zeit werden wir in Italien sein. Schreibe mir recht oft.

Dein armer Mann

Henri Heine.

224. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 2. September 1844.

Liebster Schatz!

Ich weiß wohl, daß Du nicht sehr schreiblustig bist, daß Briefe zu schreiben für Dich ein sehr

langweiliges Geschäft ist, daß es Dich ärgert, Deine Feder nicht mit verhängtem Zügel von selbst galoppieren lassen zu können — aber Du weißt wohl, daß Du Dich vor mir nicht zu genieren brauchst, und daß ich Deine Gedanken errathe, wie schlecht sie auch ausgedrückt sein mögen. Ich habe in diesem Augenblick viel zu arbeiten, und da ich nur Deutsch spreche und schreibe, macht es mir auch schon einige Mühe, Französisch zu schreiben. Das mag Dir zugleich erklären, weshalb ich Dir weniger oft und nicht so lange Briefe schreibe, wie ich es gern möchte; denn ich denke stets an Dich, und ich habe Dir Tausenderlei zu sagen. Das Wichtigste, was ich Dir mitzutheilen habe, ist, daß ich Dich liebe bis zum Wahnsinn, meine liebe Frau.

Ich hoffe, daß Du die deutsche Sprache noch nicht vergessen hast.

Ich habe für Dich einen Brief von George erhalten, nebst einem Briefe von Pauline; letzterer ist voll Zärtlichkeit, die fast nach Empfindsamkeit duftet. Tausend Grüße an mein sentimentales Melönchen! Was das Sendschreiben von George betrifft, so ist es unleserlich; er schreibt wie ein großer Mann, welcher es unter seine Würde erachtet, auf den Leser Rücksicht zu nehmen. Ich habe mit Mühe entziffert, daß seine ganze Familie sich wohl befindet. Gleichzeitig hab' ich für Dich einen Brief

von Madame Renouard und einen dito von Jenny*) erhalten. Der Brief von der Mutter ist traurig, und die arme Frau scheint viel zu leiden; ich hoffe, sie weiß nicht, daß Du in Paris bist; sei auf der Hut, denn es könnte Unannehmlichkeiten geben, z. B. weil sie mit Madame Darte zerfallen ist. Jenny ist in ihrem Briefe, wie sie in Person ist: ein Porzellanpüppchen, veritabler Sèvres, niedlich, amüſant, von gutem Ton, und ein biſchen rokoſo. — Ich werde Dir dieſe ganze Korreſpondenz in Paris übergeben, um nicht die Poſt zu bereichern. — Noch ein Brief! und wieder von Herrn Weill, welcher die Abſicht hat, mich anzupumpen. Gib wohl Acht, daß dieſer Herr Dir nirgends begegnet, und daß er nicht Deine Anweſenheit in Paris erfährt. Durch ſeine Taktloſigkeit, durch ſeine Verbindungen und durch ſeine zudringliche Frechheit iſt er gefährlicher, als ein Feind. Du weißt, daß ich immer Recht habe in ſolchen Dingen, und daß meine Rathſchläge ſtrengſtens befolgt werden müſſen.

Wir befinden uns Alle recht wohl; ſelbſt meinem Oheim geht's beſſer, und er iſt umgänglicher. Ich bin wohlangeſehen bei Hofe. Über meine Abreiſe habe ich noch Nichts beſtimmt. Ich bin in derſelben Wohnung geblieben, nur bin ich ins zweite Stock-

*) Über Mademoiſelle Jenny vgl. Alfred Meiſner's Erinnerungen an Heinrich Heine, S. 14 und 195.

werk hinauf gezogen, um nicht 125 Mark Miethe zu bezahlen; ich zahle jetzt nur 45 Mark monatlich. Gewöhnlich esse ich bei meiner Mutter, so daß ich Wenig verbrauche. Ich hoffe, daß auch Du nicht Viel ausgiebst; meine Geschäfte sind nicht sehr einträglich. Auf jeden Fall werde ich Dir nächste Woche Geld senden.

Leb wohl, meine geliebte Nonnette. Meine Empfehlung an Madame Darte.

Dein armer Mann

Henri Heine.

225. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 11. September 1844.

Geliebter Engel!

Mein Augenleiden hat sich verschlimmert, und das Schreiben macht mir große Mühe; da ich jedoch weiß, daß dies Leiden vorübergehend ist und einer gewissen Periodicität unterliegt, so beunruhigt es mich weniger. Nur hindert es mich, meine Affären so rasch zu beenden, wie ich gewünscht hätte, und ich glaube nicht, daß ich am 24. dieses Monats zur Abreise bereit sein werde. Wahrscheinlich werde ich mich acht Tage später auf den Weg machen. Ich will hier Nichts verabsäumen, und die Dinge liegen ziemlich

verzwick. — Ich erhalte keine Nachrichten von Dir, und doch solltest Du mir allwöchentlich einmal, wenn nicht zweimal, schreiben. Ich bitte Dich dringend, mich nicht ohne Brief zu lassen, sondern mir Viel und so oft wie möglich zu schreiben. Vergiß nicht, daß ich nur für Dich lebe, und wenn Du in diesem Augenblicke nicht glücklich bist, so beunruhige Dich nicht; die Zukunft gehört uns.

Beifolgend sende ich Dir eine Anweisung auf 250 Franks, zahlbar sofort bei den Herren Fould (Rue Bergère No. 10). Ich habe sie mir von meinem Onkel Henry geben und sie an Deine Ordre ausstellen lassen. Wenn Du hinschickst, um das Geld holen zu lassen, so vergiß nicht, auf die Rückseite dieser Anweisung, ungefähr wo ich die kleinen Punkte gemacht habe, die Worte zu setzen:

Pour acquit

Mathilde Heine.

Schreibe mir sofort, daß Du meinen Brief erhalten, und daß die Anweisung bezahlt worden ist. Du magst über dies Geld nach Gutdünken verfügen, und ich unterlasse es, Dir Sparsamkeit zu empfehlen. Du kennst ja hinlänglich meine Finanzlage. — Ich schicke Dir gleichzeitig einen kleinen Brief meines Schwagers, den Du sofort beantworten mußt, indem Du Paulinens Feder dazu leihst. — Ich habe viel an diese junge Dame gedacht; neulich speiste ich bei meinem Oheim,

und es gab dort eine sehr schöne Melone. Ich sagte, daß ich die Melonen liebe, aber nicht esse. — Leb wohl, mein Lieb! Bis zum letzten Blutstropfen Dein
Henri.

M. S. Ich wiederhole Dir, lieber Schatz, die dringlichsten Ermahnungen Betreffs Deiner Lebensweise in diesem Augenblick, damit Niemand Dir in Paris begegne. Du weißt, wie schlecht die Welt ist. Ich bin augenblicklich Verfolgungen ausgesetzt, die um so gefährlicher sind, weil sie gut maskiert sind. Man zettelt dunkle Intrigen gegen mich an, welche ich nur durch List und Ruhe vereiteln kann. Ich bin genöthigt, in meinem Herzen den gerechtesten Zorn zurück zu drängen und Denjenigen Sammetpfötchen zu geben, welche nicht aufhören, mir Böses zu thun. Vergiß Das nicht, dann wirst Du nachsichtiger gegen meine Reizbarkeit sein, selbst wenn sie Dir verdrießlich wird. Mache mir keinen Kummer, und liebe mich von Herzen. — Mein neues Buch*) ist schon gedruckt und wird in etwa zehn Tagen ausgegeben. — Ich umarme Dich zärtlich!

Henri Heine.

*) Die „Neuen Gedichte“, mit dem Wintermärchen „Deutschland“.

226. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 1. Oktober 1844.

Meine Heißgeliebte!

Ich bin ganz von meinen Geschäften in Anspruch genommen, welche ich vor meiner Abreise erledigen will; mit meinen Augen hat sich's gebessert, aber ich leide noch immer am Kopfe, und durch diesen kränklichen Zustand habe ich viel Zeit verloren; um das Maß der Annehmlichkeiten voll zu machen, muß ich heute ausziehen, da mein Zimmer vermietet ist — Du siehst wohl, daß ich keine Zeit habe, Dir lange Briefe zu schreiben. Meine Abreise bleibt auf nächsten Sonnabend, den 5. Oktober, festgesetzt, und ich werde diese wenigen Tage im Hause meiner Schwester schlafen. Ich hoffe, daß Du die 100 Franks, welche ich Dir vorige Woche schickte, erhalten hast. Ich bin in guter Stimmung, wenn auch nicht heiter. Wie könnte ich heiter sein, ferne von Dir, meine geliebte Nonnotte, mein theures Lieb, mein armer Schatz, meine einzige Freude auf dieser Erde! Vergiß nicht, was ich Dir auf die Seele gebunden. Meine elenden Deutschen wissen, daß Du in Paris bist — sei wohl auf der Hut, daß sie Dir nicht nahe kommen. Mein Gott, der bloße Gedanke, daß Du ohne mich in Paris bist, macht mich zittern. Mein armes Lamm, Du bist

in Paris, in der Hauptstadt der Werwölfe — Nimm Dich wohl in Acht, einige von ihnen haben ein sehr fanstes Aussehen; die schlimmste Sorte ist die, welche Glacéhandschuh trägt. Du weißt wohl, daß Du nur sicher bist unter der Hut Deines treuen Schäfers, welcher zugleich Dein Hund ist. Ich schreibe Späße nieder, und das Herz blutet mir. —

Tausend Grüße an Deine jungen Freundinnen, besonders an Pauline, welche ich sehr liebe; ich ziehe diese Melone den schönsten Ananas vor. Welch schönes Herz! welch schönes Bein! — Leb wohl, mein gutes Weib, und betrage Dich, wie ich es wünsche, beweiße mir, daß Du alles Dessen würdig bist, was ich für Dich empfinde.

Dein Mann
Henri Heine.

227. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 4. Oktober 1844.

Geliebteste!

Ich war bereit, heute Abend abzureisen; aber es ist ein abscheuliches Wetter, und meine Mutter erhebt ein großes Geschrei. Ich füge mich also darin,

noch einige Tage länger zu bleiben und das nächste Dampfschiff abzuwarten. Mir bleiben nur noch ein paar Minuten, um diesen Brief zu expediren, da ich meinen Onkel Henry erst um sechs Uhr sprechen konnte, um von ihm eine fernere Anweisung auf 100 Franks zu erhalten, welche ich Dir einliegend sende. Ich schicke Dir dies Geld, obschon ich nicht gut bei Kasse bin und Dich noch nicht auf dem Trocknen glaube; aber ich fürchte immer bei Dir eine Geldverlegenheit. Ich bitte Dich also, Nichts davon auszugeben, es sei denn für nothwendige Dinge. Leb wohl, mein Lamm!

Nicht wahr, es ist Dir Recht, daß ich mich nicht den Nordseestürmen aussetze? — Du erhältst diesen Brief durch das Dampfschiff; ich werde Dir noch vor meiner Abreise schreiben.

Von Herzen Dein

Henri Heine.

228. An Julius Campe.

Paris, den 18. Oktober 1844.

Liebster Campe!

Nebenstehend die Vorrede*), der ich leider nur wenige Augenblicke widmen konnte. Sie ist dennoch nützlich. Ich habe eine Masse von Geschäften vorgefunden, stecke bis am Hals in Tröbeleien, und kann Ihnen erst in einigen Tagen ordentlich schreiben. Ich erwarte mit Sehnsucht Brief von Ihnen über das Schicksal meines Buchs in Bezug auf die Autoritäten. In der Presse soll die „Trierer Zeitung“ (Gott weiß, durch welche Intrige) schon die heftigsten Angriffe gegen mich enthalten. Die „Allgemeine Zeitung“ hat sich sehr klug benommen und widmet mir einen Artikel, der tadelnd ist, aber auf das Buch die Aufmerksamkeit lenkt; man sieht, es ist keine Kameraderie. Leider scheint Kolb nicht in Augsburg zu sein. Das „Vorwärts“**) spricht heute von meinem Buch und giebt die ganze Vor-

*) Zur zweiten Auflage der „Neuen Gedichte“. Diese Vorrede, welche zu spät eintraf, um noch mit abgedruckt zu werden, findet sich jetzt in H. Heine's sämtlichen Werken, Bd. XVI, S. 3 und 4.

**) Eine Pariser deutsche Zeitung, die von Bernays und H. Börnstein herausgegeben ward.

rede. Schicken Sie mir doch sous bande, wenn dort Etwas erscheint, was mich betrifft. Auch ein Exemplar des „Telegraphen“, worin meine Vorrede, als Kuriosität. Meine Reise war glücklich. Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

229. An Julius Campe.

Paris, den 4. November 1844.

Liebster Campe!

Ich war wieder vier Wochen blind; jetzt sehe ich zwar etwas besser, doch sind meine Augen so schwach, daß ich wenig schreiben kann. Daher schreibe ich Ihnen nur das Nothbringlichste.

Zunächst meinen herzlichsten Glückwunsch ob der Verlobung Ihrer Tochter; eine Nachricht, die mich sehr erfreute.

Den „Atta Troll“ will ich bald vornehmen; ich thäte es schon jetzt, aber ich bekomme in diesem Augenblick eine Arbeit über den Hals, die nicht aufschiebbar; auch ein kleiner Feldzug steht mir bevor, den mir die hiesige Agentatur der deutschen Regie-

rungen und meine alten Pappenheimer eingebrocht. Schnöde Dinge, über die Sie sich wundern werden, plänkern auf mich los. Man rechnet wieder auf mein Stillschweigen, und man verrechnet sich. Künftig mehr hierüber. — Da mir ein Feldzug bevorsteht, so will ich meine Kriegskasse in Ordnung bringen, und da ich dieses Jahr noch 1000 *Mk* Bco. bei Ihnen zu Gut habe, so wünsche ich darüber zu verfügen. — Ich kann kaum lesen, was ich schreibe, so traurig sind meine Augen.

Übrigens befinde ich mich ganz wohl, und werde hoffentlich diesen Winter mehr Thätigkeit entwickeln können, als es den Anschein hatte. Die Nachrichten aus Deutschland in Betreff meiner „Neuen Gedichte“ sind, wie ich sie erwartet, und ich freue mich, nicht geirrt zu haben; aber daß Sie Nichts thun, um in der Presse der preussischen Unterdrückung meines Namens entgegen zu arbeiten, ist sehr unrecht. Leben Sie wohl, liebster Campe, und schreiben Sie mir bald und Viel.

Ihr Freund

H. Heine.

230. An Julius Campe*).

Paris, den 19. December 1844.

Schreiben Sie mir gleich, damit ich Ihnen mit erleichtertem Gemüthe über eine Publikation schreiben kann, die sehr drängt; ich muß nämlich eine Reihe Briefe über Deutschland publicieren, voll der wichtigsten Polemik. Schreiben Sie mir umgehend, und rauben Sie mir keine Zeit durch unnütze Auseinandersetzungen.

Ich zögerte mit dem „Atta Troll“, weil ich einige Stücke hinzufügen und diese auf dem Schauplatze des Gedichtes in den Pirenäen dieses Frühjahr schreiben wollte. Epische Gedichte müssen überhaupt mehrfach umgearbeitet werden. Wie oft änderte Ariost, wie oft Tasso! Der Dichter ist nur ein Mensch, dem die besten Gedanken erst hintennach kommen. Das Wintermärchen ist auch in der jetzigen Gestalt

*) Der weggelassene Anfang dieses Briefes enthält lange unerquickliche und gereizte Auseinandersetzungen über eine Gelddifferenz zwischen Autor und Verleger, die auf einem bloßen Mißverständnis beruhte und sich rasch zu Beider Zufriedenheit aufklärte. Nur der letzte Absatz dieses Briefes ist von Heine's eigener Hand geschrieben. — Über die schändlichen Insinuationen des Herrn Maximilian Heine in Betreff obiger Weglassung vgl. H. Heine's Leben und Werke, von A. Strodtmann, Bd. II, S. 581 ff., Anm. 103.

unvollendet; es bedarf bedeutender Verbesserung, und die Hauptstücke darin fehlen. Ich habe den heißesten Wunsch, diese so bald als möglich zu schreiben und Sie zu bitten, eine umgearbeitete und stark vermehrte neue Ausgabe des Gedichtes zu veranstalten. Sie werden sehen, wie es dadurch vollendet sein wird, und welcher Nachjubiläum entsteht.

Meine Augen sind im schlechtesten Zustand, und ich habe diktieren müssen. Gott verzeih' es Ihnen, daß Sie mich eben jetzt belästigt, wo ich mit meinen Briefen über Deutschland beschäftigt, die gleichzeitig hier und dort erscheinen sollen. Ich habe gute Laune nöthig, und Sie rauben mir dieselbe. Und sind so reich jetzt, und habe das Meinige dazu beigetragen, Sie zu fördern, und Sie wollen mir noch meine paar Sous nehmen — Ich glaub' es nicht, es ist fabelhaft — ein schnödes Wintermärchen.

H. Heine.

231. An Julius Campe.

Paris, den 8. Januar 1845.

Liebster Campe!

Ich weiß, daß trotz unserer jüngsten Differenz Sie mir doch als Freund beistehen, und in der

delikatesten Sache wende ich mich an Ihre kluge Thätigkeit. Sie werden die Sache leicht begreifen. Ich schicke Ihnen zwei Briefe: der eine ist ein Brief von Karl Heine, den Sie mir gefälligst aufbewahren wollen. Sie sehen daraus, was man mit mir vorhat. Ich glaube, daß, wenn ich mich knebeln lasse, mir die Pension nach wie vor ausbezahlt würde; man will mich nur in Händen haben, daß ich wegen des Testaments schweige und daß ich gegen die Foulds, nämlich Karl Heine's Frau und Schwiegermutter, deren Interessen ich gekreuzt, Nichts unternehme. Dann schicke ich Ihnen einen Brief für Karl Heine, den Sie lesen und in Abschrift für mich aufbewahren müssen. Das Original schicken Sie unverzüglich versiegelt an Karl Heine. — Ich schreibe in der größten Eile. So Viel werden Sie merken, daß ich einen Todeskampf beginne und neben den Gerichten auch die öffentliche Meinung für mich gewinnen will, im Fall Karl Heine nicht nachgiebt. Ich will mein Recht, und müßte ich es mit meinem Tode besiegeln. Sprechen Sie mit Sieveking, daß er durch Halle*), der dabei Viel verschuldet, meinen Vetter zu stimmen suche. Wissen Sie sonst Jemand, der mit ihm rede? Ich schreibe in der größten Eil'.
Est periculum in mora.

*) Dr. Adolf Halle, Salomon Heine's Schwiegersohn und Verfasser von dessen Testament.

In einigen Tagen schicke ich Ihnen eine Vollmacht für einen Advokaten. Wen wähle ich? Ich glaube Karl Heise. Dann schicke ich die auf Beweisführung bezüglichen Papiere; kurz, ich werde ohne Zaudern handeln, obgleich ich krank und elend bin und kaum die Feder in der Hand halten kann. Aber welch ein Unglück! ich provocierte wahrlich Nichts. Welcher Mistkarren von Dreck — an letzteren bin ich gewöhnt — Andere sind nicht daran gewöhnt, und bedenken sich vielleicht, ehe sie das Signal geben, wobei der Pöbel ein Gaudium hat. Ich bin auf Alles gefasst — erbittert durch unerhörte Dinge. Seit zwei Tagen sitzt meine Frau wie ein Marmorbild am Kamin und spricht kein Wort: das Unerhörte hat sie wie versteinert. Ich bin nie so entschlossen gewesen wie jetzt, und die klugen Leute haben eine große Dummheit begangen, daß sie mich nicht geschont. Handeln Sie für mich.

Ihr Freund

H. Heine.

Vergessen Sie nur nicht, von dem Brief an Karl Heine eine Abschrift zu behalten.

Konferieren Sie gefälligst mit meiner Schwester.

232. An Julius Campe.

Paris, den 13. Januar 1845.

Liebster Campe!

Ich kann Ihnen auch heute noch nicht mit Ruhe schreiben. Ich bin so krank, ich kann so wenig sehen, und es drängt dabei so viel Unheimliches auf mich ein. Lever de bouclier meiner Feinde, die den Augenblick günstig glauben. Mr. Straus und Konsorten laufen in allen Zeitungs-bureaux und verleumden und zahlen sogar Inserate. Dabei wird der Zustand meiner Frau bedenklicher, und die Nächte sind böse. Aufrecht erhält mich nur mein sittliches Bewusstsein, die Verachtung des Schlechten und mein beleidigtes Rechtsgefühl. Letzteres will ich um jeden Preis befriedigen, und es ist hier nicht bloß eine Geldfrage. Auf geschmeidigen Wegen und durch die gemeinen Mittel könnte ich die Gelddifferenz wohl beseitigen. Ich hab' vergessen, Ihnen zu bemerken, daß sogar die Summen von Karl Heine falsch angegeben wurden; seit meiner Verheirathung erhielt ich von meinem Oheim jährlich 4800 Franks (früher hatte er nur 4000 Franks stipuliert); monatliche Auszahlung von 400 Franks, Lebenslänglichkeit, und übergehend auf meine Frau nach meinem Tode. Ich liege und frame in Papieren, wobei mancher be-

ruhigender Fund. E. Arago und Cremieux haben sich unverzüglich konsultiert, so daß ich den Proceß, wenn ich ihn machen muß, mit gutem Wille führe. Aber welch ein Unglück, diese Extremität! Und doch setzt man mich in die Nothwendigkeit.

Ich habe noch Niemand hier gefunden, der den deutschen Proceßgang kennt, und habe daher noch keine Vollmacht zu formulieren gewusst; ich verstehe, obgleich Dr. Juris, verflucht Wenig von der Advokaterie. Ich weiß noch nicht, wen ich nehme. Auf den Dr. Karl Heise, wenn Dieser annimmt, reflektiere ich zunächst.

So eben erhalte ich einen höchst freundschaftlichen Brief vom Präses Adolf Halle. Er feiert darin den Verstorbenen mit dem höchsten Lobe; ja, die Erbschaft hat sein kaltes Blut sogar mit Begeisterung durchglüht. Er ist wegen meiner Gesundheit sehr besorgt, rathet mir eine ernstliche Kur, und erkundigt sich auch mit Interesse nach meinen literarischen Arbeiten — Andre erzürnen mich durch ihr plump hämisches Beileid, Dieser durch seine kluge Höflichkeit, sein feines Umgehen meiner materiellen Noth, die er, wo nicht befördert (Gott bewahre mich vor einer Anklage!), doch ruhig entstehen ließ; er stand gelassen dabei, als man mich meuchelte. Doch halte ich ihn für den Besten von Allen, und ich

Habe kein Recht, zu fordern, daß er mehr Herz zeige, als ihm die Natur verliehen.

In diesem Augenblick kommt der Arzt und ist wüthend, daß ich schreibe, gegen sein ausdrückliches Verbot. Grüßen Sie mir die Freunde.

Ihr ergebener

H. Heine.

233. An Julius Campe.

Paris, den 4. (?) Februar 1845.

Liebster Campe!

Ich danke Ihnen für die Theilnahme, die sich in Ihrem jüngsten Briefe ausspricht, und Ihre Vermittlung ist mir ganz recht; wahrlich, was auf friedlichem Wege zu erlangen ist, darf nicht verabsäumt werden. Ich hätte Ihnen bereits schon früher wieder geschrieben, aber seit 14 Tagen stecke ich bis am Hals in einer Heze von Quälnissen, hauptsächlich in Folge der preussischen Verfolgungen gegen Alle, die am „Vorwärts“ geschrieben; heute muß schon Marx weg, und ich bin rein wüthend. Dabei

kommen die Umtriebe gemeiner Frankfurter Juden und ihrer Spadassins gegen mich, von feigster Art. Meine Frau krank, und ich halb blind. Sie sehen, ich könnte den hamburger Successionskrieg wohl entlehren — können Sie mir ihn vom Halse schaffen, desto besser, und ich führe meine anderen Kriege mit desto mehr Macht. Dr. Heise lass' ich herzlich danken für den mir versprochenen juristischen Beistand; er irrt sich aber, wenn er glaubt, Karl Heine werde es nicht zum Eklat kommen lassen; ich kenne Karl Heine besser, Der ist eben so starrköpfig wie verschlossen. Auf dem Wege der Ambition kann man ihm nicht beikommen, denn er ist in dieser Beziehung das Gegentheil des Vaters, der der öffentlichen Meinung wie ein Höfling schmeichelte; Karl Heinen ist es ganz gleichgültig, was die Leute reden. Er hat nur drei Leidenschaften: die Weiber, Cigarren und Ruhe. Wenn ich die hamburger Freudenmädchen gegen ihn aufwiegeln könnte, müsste er bald nachgeben. Seine Cigarren kann ich ihm nicht nehmen — aber seine Ruhe. Hier ist die Lücke des Harnisches, die ich benutzen werde, und dazu dient mir eben der Proceß, der nur der Rahmen sein soll zu den Tribulationen, die ich aushecke: da kann ich unaufhörlich in den Zeitungen reklamieren, Memoiren schreiben, Gott und die Welt als Zeugen einmischen, bei jedem Incidenzpunkt einen Eid schwören

lassen more majorum — nein, Das hält er nicht aus, und er bittet mich um Gotteswillen aufzuhören — ehe ich noch den Proceß verloren habe. Ob ich, um ihn zu gewinnen, hinreichende Beweisthümer besitze, ist Nebensache, obgleich ich auch da gut versorgt bin. Aber ich kenne zu gut die Fatalität des Ortes und der richterlichen Willkür, um auf ein Gewinnen allein zu rechnen.

Vor etwa acht Tagen kam mir ein hamburger Artikel zu Gesicht, der aus der „Kölner Zeitung“ in das „Frankfurter Journal“ und andre Blätter übergegangen und die schönödeste Insinuation in Bezug auf Dr. Halle enthielt. Hätte man etwa von Oppenheimer Dergleichen gemeldet, von dieser alten Wanze, die aus einer dicken Kravatte hervor lächelt, so würde ich vielleicht der Sache Glauben schenken. Aber so plump handelt nimmermehr der feine, gebildete, taktvolle Halle! In der ersten Regung meines Herzens wollte ich schon in der „Allg. Ztg.“ den Leumund des Angegriffenen großmüthig vertreten, aber bei reiferem Nachdenken merkte ich, daß ich auf dem Wege war, eine sentimentale Dummheit zu begehen. Übrigens weiß ich jetzt, welche Feindschaft mein Familienunglück gern ausbeuten möchte, um dem Dr. Halle Etwas ans Zeug zu flicken und mich auf ihn loszuheizen. Dieser Tage musste ich im schlechtesten Wetter, durch Dick

und Dünn, von einem Zeitungsbureau zum andern wandern, um durch persönliche Intervention einen Artikel aus Hamburg zu hintertreiben, von dem ich Wind bekommen, daß er gedruckt werden solle, und vorzüglich zwar gegen den Senat, insbesondere aber ganz furchtbar gegen Dr. Halle gerichtet sei. Und ich versichere Ihnen, er war nicht von Zucker. Aber verdient es der Mann, daß ich mir solche Unbill zu Gemüthe führe? Wenn er auch nie Etwas gegen mich gethan, so hat er doch niemals Etwas für mich gethan, er kannte meine Zukunft in bestimmten Zahlen, und er machte mich sorglos in der Gegenwart — er hat wenigstens stillschweigend Viel an mir verbrochen. Er, der jede Stunde bei meinem Oheim überwachte, mittelbar oder unmittelbar, er hätte durch ein Wort die Gefahr abwenden können. Nein, er stand ruhig dabei, als das Messer gewetzt wurde, das mich ins Herz treffen mußte, und als ich wirklich blutend zu Boden sank, schreibt er mir einen lebenswürdigen Brief, worin er die größte Theilnahme für meine Gesundheit und meine literarische Thätigkeit ausspricht, wie ich Ihnen schon geschrieben! Indessen, er kann zu seiner Rechtfertigung sagen, daß ich ihn nie mit meinen Interessen ausdrücklich beauftragt. Das ist wahr, und weit entfernt, in ihm einen Widersacher zu sehen, habe ich nach reiflichem Nachdenken sogar beschlossen,

ihm jetzt meine Interessen vertrauensvoll in die Hände zu legen und ihn zum Vermittler zwischen mir und Karl Heine zu machen. Dieses ist der Hauptzweck meines heutigen Briefes, und ich bitte Sie, in meinem Namen zu Dr. Halle zu gehen und seine gütige Vermittlung für mich in Anspruch zu nehmen. Er wird vielleicht diese Gelegenheit gern ergreifen, um mir seinen generösen Dienstleister zu beweisen, und er wird gewiß seinen ganzen Kredit bei Karl Heine aufbieten, um der fatalen Streitsache so schnell als möglich ein Ende zu machen. Er ist gescheit genug, in der Tiefe einzusehen, daß hier wirklich *periculum in mora* ist — Wahrlich, was jetzt noch als ein unbedeutendes Fünfklein glimmt, prasselt bald in lichte Flammen auf, und unversehens steht der ganze Wald in Brand, und nicht bloß die Wölfe und Füchse, sondern sogar die unschuldigsten Hasen können dabei lebendig gebraten werden. Dr. Halle hat mehr Intelligenz und Einsicht als die Andern, er weiß auch, daß jetzt, wo der furchtbare Tyrann todt ist, vor dem ich zitterte, die Familie gar keine Garantie meiner Untermwürfigkeit mehr besitzt, daß Beschränkung in meinen Finanzen mich mehr erbittert als zähmt, daß ich, schonungslos behandelt, auch ohne Schonung handeln kann, daß ich, zum Äußersten gebracht, mich ganz ruhig an den Pranger stellen werde, aber um-

geben von meiner ganzen lieben Familie, die auch am Pranger stehen und weit verdrießlichere Gesichter schneiden wird, als ich, der ich an Dergleichen schon etwas gewöhnt bin und mich übrigens alldam in dem Purpurmantel meines Ruhmes verhüllen kann. *Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille!*

Aber hoffentlich kommt es nicht dazu -- und deshalb gebe ich Ihnen unbedingte Vollmacht, entweder direkt mit Karl Heine, wenn Derselbe dazu geneigt wäre, oder indirekt durch die Vermittlung des Dr. Halle meine Pensionsfrage auszugleichen. Da sowohl meine Finanzen als meine Ehre Ihnen am Herzen liegen, so ertheile ich Ihnen die weiteste Befugnis. Als mein Ultimatum bestimme ich Ihnen zwei Punkte:

1) Die lebenslängliche Pension muß mir unbedingt und unverkürzt, wie ich sie in den letzten Jahren bezog (nämlich 4800 Franks jährlich) legal zugesichert werden, damit ich, wenn ich meinen armen Vetter überlebe (was der Himmel verhüte!), von seinen Rechtsnachfolgern nicht gekränkt werden kann; daß die Hälfte der Pension, im Fall ich vor meiner Frau sterbe, Derselben zu Gute kommen solle, wird gewiß Karl Heine schon aus Großmuth bewilligen, da er ja doch die Wittwe von Heinrich Heine nicht vor Hunger sterben lassen darf.

2) Ich meinerseits bin bereit, einen Revers auszustellen, worin ich mein Ehrenwort gebe, nie eine Zeile zu schreiben, die meine Familie verlegen könnte. Die Abfassung dieser Verpflichtung mag so bindend als möglich sein — hat dieselbe Ihre Billigung, so wird die Unterzeichnung unverzüglich erfolgen. Kann ich den Frieden mir sichern, so werde ich eben so zahm und lenksam sein, wie ich wild und zähe bin, wenn ich Krieg führen muß.

Daß die mir im Testamente vermachten 8000 *Mk* mir ebenfalls ausbezahlt werden müssen, versteht sich von selbst; diese haben Nichts mit meiner Pensionsfrage zu schaffen. Schon vor acht Tagen habe ich bei einem Notar eine Vollmacht aufsetzen lassen, wodurch ich Ihnen die Befugnis ertheile, jene Summe für mich in Empfang zu nehmen. Wegen der vielen gerichtlichen und gesandtschaftlichen Formalitäten werde ich diese Vollmacht erst in einigen Tagen Ihnen schicken können. Ich habe Ihnen darin zugleich in Betreff meiner Pension die hinlänglichsten Befugnisse ertheilt, meine Rechtsansprüche gerichtlich geltend zu machen und auch zu diesem Behufe einem Advokaten die hinlängliche Bevollmächtigung zu ertheilen. Zahlt man Ihnen die erwähnte Summe gleich aus, so bitte ich Sie, mir dieselbe hierher in einem Wechsel auf Paris zu remittieren. Werde Ihnen dieser Tage noch besonders deswegen schreiben.

Was Sie mir von einer Testamentsklausel sagen, wodurch man wegen gerichtlicher Klage sein Legat einbüßen könne, so ist Das eitel Spiegelfechterei, wie Dergleichen bei vielen Testamenten vorkömmt; wäre sie ernsthaft durchzuführen, so brauchte der Universalerbe eigentlich gar kein Legat auszu zahlen; denn wegen Ehikanen muß man doch klagen, sonst bekömmt man Nichts von gewissen Leuten; — und nun sollte eben diese Klage das Resultat haben, daß man Nichts bekäme? Wie können vernünftige Leute sich durch ein solches Dilemma des Unsinnis verblüffen lassen! Nein, liebster Freund, mein Legat wird nicht präjudiciert durch eine Klage zur Erlangung meiner Pension; eben so wenig, wie letztere präjudiciert wird durch die Annahme des Legats — doch Das führt zu weit. Für heute genug. Apropos des Testamentes meines Oheims: suchen Sie doch, aber ohne daß ich Kosten dadurch mir mache, eine richtige Abschrift desselben zu bekommen. Ich dürfte vielleicht später in den Fall kommen, daselbe mit Randglossen herauszugeben.

Suchen Sie doch die Revue des deux Mondes vom 15. Januar zu lesen; es ist ein großer Artikel über mich darin, und Ew. Wohlgeboren werden darin sehr huldreich erwähnt.

Und nun, leben Sie wohl, und machen Sie,

daß ich meine Familienärgernisse mir schnell vom Halse schaffe; sie stören mich verflucht.

Ihr Freund

H. Heine.

Besonderer Zusatz.

Liebster Campe!

Zu dem beikommenden Briefe noch einige kompletierende Worte:

Ich habe diesen Brief nicht bloß für Sie geschrieben, sondern auch den Hintergedanken gehabt, daß Sie ihn an Dr. Halle lesen lassen. Sie zeigen ihm denselben, bitten ihn, genau zu lesen, damit er Ihre Bevollmächtigung ermesse. Eile thue Noth. Sie wissen, welche ungestüme Federn zunächst ins Feld rücken wollen. Das ist wahr, ich brauch' nur zu pfeifen, und gar die französische und englische Presse! Jemand wollte hier einen Artikel im „Charivari“ drucken: comment on devient Senateur à Hambourg; Halle wäre auf immer verloren, wenn es geschähe. Dergleichen lassen Sie merken. Lassen Sie den Anzug ungeheurer Mistfarren ein bißchen riechen.

In Betreff meines Ultimatums bemerken Sie noch Folgendes:

Von der Summe der Pension (4800 Franks) kann ich mir keinen Sou abkürzen lassen. Bestehen Sie auch so viel als möglich darauf, daß man die Hälfte nach meinem Ableben meiner Frau bewillige. Finden Sie unüberwindlichen Widerstand, so geben Sie diesen letzteren Punkt auf. Später denke ich, mit Karl Heine versöhnt, Dieses ergänzen zu können. Die Leute haben hier Gelegenheit, generöse zu sein oder es zu scheinen. Es ist mir ganz gleichgültig, daß sie sich das Ansehn geben mögen, Alles aus Generösität gethan zu haben. In dieser Beziehung mögen Sie, liebster Campe, ihnen allen möglichen Vorschub leisten. In der Erklärung, die Sie sich anheischig machen sollen zu drucken, um in der Presse das Ende des Handels anzukündigen, können Sie alle Schuld des Mißverständnisses auf mich schieben, die Großmuth der Familie hervorstreichen, kurz mich sacrificieren. Ich gestehe Ihnen heute offen, ich habe gar keine Eitelkeit in der Weise anderer Menschen, mir liegt am Ende gar Nichts an der Meinung des Publikums; mir ist nur Eins wichtig, die Befriedigung meines innern Willens — die Selbstachtung meiner Seele.

Was den Revers betrifft, den ich zu unterzeichnen erbötig bin, so liegt mir Wenig dran, daß Sie ihn so bindend als möglich ausstellen. Wahr-

lich, was ich schreibe, überliefere ich um keinen Preis einer Verwandtencensur, aber ich will gern meinen Privatgroll verschlucken und gar Nichts über das Lumpenpack schreiben, das sich alsdann seines obskuren Daseins ruhig erfreuen mag und seiner blöden Vergessenheit nach dem Tode sicher sei. Komme ich später mit Karl Heine auf besseren Fuß, so werde ich mich mit ihm leicht verständigen über Das, was ich jetzt unbedingt aufgeben. Sie können daher den Besorgnissen der Leute von meiner Seite die bestimmtesten Garantien geben und hier Jeden zufrieden stellen. Ich habe im Grunde bessere Personen zu schildern, als die Schwiegerföhne meines Oheims.

So haben Sie freie Hand, und ich bitte Sie, schaffen Sie Ruhe meinem Geiste, der wirklich eine bessere Beschäftigung verdient. Ich ward durch die Geschichte in der köstlichsten Arbeit unterbrochen, und die widerwärtigsten Gelddiskussionen ertödteten in mir alle Poesie. Und gar ein Proceß! Hätte ich kein Weib und übernommene Verpflichtungen, ich schmissee dem Volk den ganzen Bettel vor die Füße. Zum Unglück ist mein Wille auch so starr wie der eines Wahnsinnigen — Das liegt in meiner Natur. Ich endige vielleicht im Irrenhause.

In einigen Tagen schicke ich Ihnen die notarielle Vollmacht zur Hebung des Legats. Ich zwei-

fele nicht, daß man es Ihnen unbedingt auszahlt, ohne Ehikane in der Abfassung der Quittung, widrigenfalls Sie mit noch größerem Skandal drohen. Man hat mich schon niederträchtig genug behandelt; hier, in der französischen Societät, in der vornehmen Welt, wo die Hinterlassenschaft von Salomon Heine Aufmerksamkeit erregt, ist man indigniert über die Handlungsweise meiner Sippschaft. Ich habe überall die öffentliche Meinung für mich.

Sorgen Sie nur, daß die Verschreibung, die ich von Karl Heine verlange, nicht durch späteren Testwillen annulliert werden kann. Will man meine Verzichtleistung auf Publikation von Familienangelegenheiten darin als Verpflichtung von meiner Seite anführen, so mag es immerhin geschehen, und der Akt ist alsdann, glaub' ich, ein Kontrakt. Genug, die Form ist gleichgültig und ich will nur die Sache, die Sicherstellung der Pension, und da ich bona fide mein Versprechen zu halten gedenke, so ist mir auch gleichgültig, wie stark man mich bindet.

Und nun, leben Sie wohl, theurer Freund, handeln Sie mit Diskretion und Amönität, und bringen Sie die Sache zum schleunigsten Abschluß. Antwort nur bald.

Ihr Freund

H. Heine.

234. An Julius Campe.

Paris, den 28. März 1845.

Theuerster Freund!

Für die Freundschaftsbeweise, den Eifer, den Sie mir in dieser schlimmen Zeit bewährt, meinen gefühltesten Dank! Auf Ihren Brief vom 16. Februar, woraus ich ersah, mit welcher Thätigkeit Sie sich meiner annahm, hätte ich längst geantwortet — aber seit 4 Wochen bin ich blinder als je, auch heute schreibe ich nur mit einem Auge, sehe kaum meine Buchstaben, und Diktieren giebt mir Kopfkrämpfe. Dabei zieht sich meine Lähmung über die Brust. Daher will ich Ihnen nur nothdürftig den Stand der Dinge ankündigen.

Daß sich die Negociation mit Halle zerschlagen, ist natürlich, da Derselbe keine Sympathie für mich hat und sein Hasenherz nicht erfuhr, daß er, wenn die Sachen für mich ganz schlecht gingen, persönlich gefährdet — denn er ist, nach Aller Meinung, doch der letzte Grund meines testamentarischen Mißgeschicks, und ihn brauche ich nicht zu schonen aus eingewurzelter Liebe, wie meinen Vetter Karl.

Ihre Unterredung mit Halle wird jedoch von günstiger Wirkung sein, und schon Das scheint mir von großem Nutzen, daß Karl Heine dadurch er-

fährt, wie milde und versöhnlich Sie für die Familie gestimmt sind und jede Verhandlung mit Ihnen nur von unverletzender Natur sein kann. Dieses bietet uns den Vortheil, daß, wenn es nöthig, Sie direkt mit Karl Heine verhandeln können, zur Schlichtung des verdrießlichen Handels. Es wird aber wahrscheinlich nicht nöthig sein. Vorgestern habe ich ihm den versöhnlichsten Brief geschrieben, ihn, für den Fall er beleidigt, um Verzeihung gebeten, und ihn bei aller Liebe und Freundschaft beschworen, mir direkt oder durch Sie ein Wort wissen zu lassen über seinen jetzigen Willen. — Sie sehen, daß ich Alles gethan, ehe ich zum Proceß schreite; in Bezug des letzteren bin ich ganz Ihrer Meinung, mein Recht läuft mir nicht weg, und durch Übereilung kann ich hier auf immer den Familienfrieden zerstören. Der Proceß wäre gewiß eine unauslöschliche Beleidigung. Karl Heine kann und darf ihn nicht machen. Mein Recht ist zu klar und notorisch.

Ich habe an meinen Better, in dem erwähnten Briefe, zu gleicher Zeit geschrieben, daß ich Ihnen eine notarielle Vollmacht einsende, um das Legat von 8000 *M* Bco. in der Ihnen geeigneten Weise für mich zu erheben. Diese Vollmacht erhalten Sie nun einliegend, und ich überlasse Ihrem Gutdünken, ob Sie sich an die Testamentsexekutoren oder an Karl Heine direkt wenden wollen. Sie könnten

wohl diese Gelegenheit benutzen, um mit Letzterem überhaupt zu sprechen; und da Sie ihn, in Folge der Schritte, die ich gethan, in besänftigter Stimmung finden würden, so würden Sie gewiß mündlich Alles ausgleichen und die Sicherheiten von ihm erlangen können, die ich wünsche. Mein letzter Brief diene Ihnen in diesem Falle ebenfalls als Norm. Sie würden, wenn Sie Schriftliches erlangen, die Ruhe meiner Zukunft sichern. Ich bin auch der Meinung meiner Schwester, daß jetzt Alles beendigt wäre, wenn Sie mit Karl Heine selbst gesprochen hätten, wie Sie mit Halle sprachen.

Können Sie mein Gefrigel lesen? Ich nicht!

Sobald Sie die 8000 *M* für mich erhoben, so lassen Sie sich gefälligst für den Betrag von meinem Onkel Henry Heine einen Wechsel auf Paris geben und schicken mir denselben so bald als möglich; denn ich habe das Geld verflucht nöthig. Seit Januar habe ich keinen Sou verdient, auch meine Pension nicht erhoben (obgleich Karl Heine keine Gegenordre in Bezug derselben gegeben zu haben scheint), und ich habe Viel borgen müssen.

Vergessen Sie nicht, mir genau die Ausdrücke wissen zu lassen, in welchen mein Legat im Testamente ausgesprochen ist.

Literarisches melde ich Ihnen nicht; in meinem nächsten Briefe sollen Sie Dessen erfahren. Geschrie-

ben hab' ich Nichts, gedacht Viel diesen Winter.
Nochmals herzlichsten und dankbarsten Dank für
Ihren freundschaftlichen Pacifikationseifer.

H. Heine.

235. An Heinrich Laube.

Paris, den 5. Mai 1845.

Liebster Laube!

Der Überbringer dieser Zeilen ist Felicien David, der große Komponist. Ich empfehle Ihnen Denselben mit innigster Sympathie, die gewiß auch auf Sie übergehen wird. Ich zweifle nicht, daß er Ihnen als Mensch eben so sehr wie als Musiker gefallen wird.

Ich bin noch immer fast blind. Ja, mein Zustand hat sich verschlimmert, sonst hätte ich Ihnen schon längst geschrieben. Ich kann kaum meine Buchstaben sehen.

David kommt wahrscheinlich in Gesellschaft eines Mannes zu Ihnen, den Sie gewiß genau kennen — es ist der Vater Infantin, das ehemalige

Oberhaupt der Saint-Simonisten — der bedeutendste Geist der Gegenwart.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

236. An Heinrich Laube.

Paris, den 24. Mai 1845.

Liebster Laube!

Ich hätte Ihnen für die Theilnahme, die Sie mir in meinen Familiennöthen bewiesen, längst gedankt; aber der Zustand meiner Augen erlaubt mir wenig nur zu schreiben, und ich bin überhaupt seitdem sehr unpäßlich gewesen. Mein Übel ist eigentlich eine Paralyse, welche leider zunimmt. Ich arbeite gar Nichts, kann keine sechs Zeilen hinter einander lesen und suche mich zu zerstreuen; Herz und Magen, vielleicht auch das Gehirn, ist gesund.

Meine Familienangelegenheiten sind jetzt so halb und halb in Ordnung, und wären sie es nicht, so würde ich mich doch in einem Augenblick, wo ich körperlich so bedenklich angegriffen, wenig darum bekümmern. Meine Stimmung ist eine heitere, ja

eine lebenslustige, es fehlt mir nicht an Proviant, ja sogar an Glück, und bin obendrein verliebt — in meine Frau. Körperlich aber geht es mir hunds-föttisch schlecht!

Ich wollte nach den Pirenäen reisen, aber das Wetter ist zu schlecht, meine Augen würde später die Sonne zu sehr angreifen, und ich werde wohl bei Paris aufs Land gehn. Meine Frau, welche sich ebenfalls sehr unpäßlich befindet, läßt Sie und Madame Laube recht freundschaftlich grüßen; ich habe versprochen, diese Grüße neben den meinigen zu besorgen. Wann sehen wir Euch mal wieder in Paris? Da Sie sich jetzt so viel und mit so vielem Glück mit der Bühne beschäftigen, gäbe Ihnen Paris gewiß bessere Ausbeute, als in früherer Zeit.

Nochmals meinen Dank für Ihre thätige Unterstützung in der delikaten Angelegenheit. Sagen Sie mir jetzt, wie viel Inseratkosten Sie für mich gezahlt haben, und wie ich Ihnen dieselben zukommen lassen soll. — Gestern las ich in der „Allg. Zeitung“ eine Annonce von Raager's Album, und in dem Inhaltsverzeichnis steht „Heine und seine Erbschaft“ angeführt. Ich möchte diesen Artikel gern lesen, und da das Buch in Leipzig erschienen, so bitte ich Sie, mir die auf mich bezüglichen Blätter umgehend unter Kreuzkoubert hierher zu schicken.

Grüßen Sie mir Freund Kuranda, dem ich ebenfalls herzlich danke für seinen Liebeseifer. Ich werde ihm schreiben, sobald meine Augen nur ein Leidliches sich bessern. Die „Grenzboten“, sagen Sie ihm gefälligst, die er hierher schicken wollte, sind bis jetzt noch nicht angekommen.

Ich lebe hier ganz isoliert; was dort vorgeht, weiß ich nicht, selten meldet mir Campe Etwas, und ich bitte Sie daher, mich in Kenntniss zu setzen, wenn sich bei Euch Etwas ereignet, was für mich von direktem Interesse.

Sind Sie mit Meyerbeer wieder ausgesöhnt? Ich habe Ihnen Felicien David empfohlen; persönlich ist er mir wenig bekannt. Er macht hier Furore, neben Tom Pouce und den Eisenbahnaktien.

Schreiben Sie mir bald; jedes Zeichen freundschaftlichen Interesses thut mir jetzt wohler als je, und Sie gehören zu den drei und ein halb Menschen, die ich in Deutschland liebe.

Ihr

Heinrich Heine.

237. An Julius Campe.

Montmorency, den 21. Juli 1845.

Theuerster Freund!

Ihren jüngsten Brief hätte ich gleich beantwortet, wenn ich nicht seit 14 Tagen auch bettlägerig gewesen wäre und dabei das Schreiben mit einem halben Auge mich doppelt angegriffen hätte. Heute stehe ich auf, matt und wie zerschlagen, doch mein Erstes sei, Sie über den Zustand meiner Gesundheit zu beruhigen. Er ist keineswegs so trostloser Art, wie man in Deutschland glaubt, nach den Briefen zu urtheilen, die ich empfangen. Zu dem Augenübel hat sich zwar auch eine Lähmung des Oberleibes gesellt, die aber hoffentlich schwindet. Ins Bad reisen konnte ich nicht, und ich zog aufs Land nach Montmorency, wo meine Frau mich liebevoll pflegt. Ich habe ganz meine Geistesheiterkeit bewahrt, denke viel, und erlaubt es später mein physischer Zustand, so werde ich mich noch dieses Jahr auf den literarischen Gebärstuhl setzen und Ihre Hebammendienste in Anspruch nehmen. Aber vor Allem Wiederherstellung meiner Gesundheit, sie ist mir die Hauptsache, alles Andere tritt in den Hintergrund, sogar meine Finanznöthen und Differenzen mit meiner Familie, die sich zwar auszu-

gleichem scheinen, aber noch nicht ganz beendigt sind, da ich mich jetzt um keinen Preis aufregen und mit widerwärtigen Expektorationen beschäftigen darf — daher später das Nähere über meine Stellung zu Karl Heine. Dieser hat sich schrecklich an mir versündigt und ahnt nicht die Bedeutung seiner Missethat.

Ich habe Ihnen noch für Ihren vorletzten Brief zu danken; Ihr treuer Freundschaftseifer hat meinem Gemüthe wohlgethan; ich danke Ihnen aus innigstem Herzen. Zugleich gratuliere ich Ihnen nachträglich zu Ihrer Vermählung; möge der Himmel Ihnen auch in dieser Lotterie ein gutes Loos beschieden haben! Die Ehe ist überall eine gute Sache, in Deutschland aber ist sie eine Nothwendigkeit.

Es wäre gewiß gut, wenn ich nach Hamburg käme, auch hegte ich die Absicht, aber es ist rein unmöglich; ich muß mich auch vor Emotionen hüten. Lebe ich lange, so gleichen sich meine Familiendifferenzen von selbst aus, und lebe ich nicht lange, so könnte mir doch diese Ausgleichung Wenig nützen. So denke ich jetzt und genieße heute in ländlicher Ruhe einige schmerzlose Momente.

Ihren Wunsch, daß ich Ihnen endlich den „Atta Troll“ schicke, werde ich bald erfüllen. Er soll nächste Woche von mir aus dem Pult gezogen

werden und ich will mich ernsthaft mit ihm beschäftigen; Sie sollen ihn bald haben.

Sagen Sie an Detmold, daß ich ihm nicht schreibe, weil ich so sehr leidend. Ich habe ihm durch Beschreibung meines elenden Zustandes keinen Kummer machen wollen und er erhielt deshalb keinen Brief von mir seit 6 Monat.

Ihre Briefe werden mir richtig hierher geschickt. Grüßen Sie mir dortige Freunde. Die Feder fällt mir vor Müdigkeit aus der Hand.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

238. An Julius Campe.

Paris, den 31. Oktober 1845.

Mein theurer Freund!

Ich habe lange mit Schreiben gezögert, aus dem ganz einfachen Grunde, weil jeder Brief meine armen Augen entsetzlich angreift, und dann auch weil ich mich schäme, den längst versprochenen „Atta Troll“ noch nicht eingeschickt zu haben. Letzteres aber ist nicht meine Schuld, die Unglücksfälle dieses

Sahres haben so sehr mein Gemüth vertrübt, daß ich bis heute noch auf die heiteren Stunden vergebens geharrt, welche durchaus nöthig, damit ich die heiteren Stücke, die in dem Gedichte fehlen, mit gehöriger Laune schreibe. Ach, theurer Freund, man hat sich schrecklich an mir versündigt, man hat mit unerhörter Schändlichkeit an meinem Genius gefrevelt, ich kann mir die Wunde nicht länger verleugnen, und es werden Jahre hingehen, ehe der alte Humor wieder gesund sprudelt. Ein tieferer Ernst, ein unklarer Ungeßüm hat mich ergriffen, der vielleicht eigenthümlich furchtbare Ausbrüche gestattet in Prosa und Versen — aber Das ist doch nicht, was mir ziemt und was ich wollte. Einst süßestes Leben, jetzt Verdüsterung und Todeslust.

Mit dem „Atta Troll“ bitte ich Sie deßhalb noch eine Weile, etwa 6 Wochen oder 2 Monate, zu warten. Ich möchte ihn leicht verderben durch meine jetzige Mißlaune. — Was Das mit meinen Augen geben wird, weiß der liebe Himmel; das linke ist seit Januar immer geschlossen, und auch das rechte ist trüb und lahm. Ich kann gar Nichts lesen, aber noch schreiben, und gehe einer gänzlichen Blindheit entgegen. Ich mache mir viel Bewegung, aber auf die Börse gehe ich doch nicht, wie Monsieur Börnstein in den verschiedenen deutschen Blättern insinuiert. Ich habe in dieses große Spielhaus seit

14 Jahren keinen Fuß gesetzt, aber das Eisenbahnwesen, dem meine Freunde (z. B. alle ehemaligen Saint-Simonisten, mit Enfantin an der Spitze) die merkwürdigste Thätigkeit widmen, hat auch mich in finanzieller wie geistiger Hinsicht interessiert und beschäftigt. Für die Folge erwarte ich große Vortheile davon, in der Gegenwart sind sie aber noch nicht realisiert. Ich bin noch immer in sehr engen Tagesnöthen und habe nur höchst dürftiges Auskommen. Ich sage Ihnen Das, damit Sie ganz bestimmt wissen, daß ich Ihrer bedarf.

Ich trassiere dieser Tage die Summe auf Sie, welche mir für 1845 laut Kontrakt noch zukommt. Sie sehen, wie pünktlich ich Ihre Verpflichtungen zur Erfüllung bringe. Es ist wahrhaftig nicht so sehr der Ordnung wegen, als des momentanen Geldbedürfnisses wegen, warum ich diese kleine Summe auf Sie trassiere.

Mit meinem Better Karl Heine stehe ich noch immer in der unerquicklichsten Position. Jeder, dem ich die Sache im Vertrauen gestehe, beschwört mich, der Zeit die Ausgleichung zu überlassen, der besseren Natur, die bei Karl Heine endlich hervortreten würde, zu vertrauen; ich würde auch keinen Pfennig einbüßen. Das sagte mir noch gestern Abend der wackere Meyerbeer, der mir jedes Deficit garantierte

aus eigenen Mitteln und mir überdies schon vor geraumer Zeit ein schriftliches Zeugnis darüber ausstellte, daß Salomon Heine, als er mir die Pension durch seine Vermittlung bewilligte, sie auf lebenslänglich konstituierte, indem sie namentlich dazu dienen sollte, mich in meinen alten Tagen vor Nahrungsforgen zu schützen und unterdessen meine Geistesfreiheit zu fördern. Aber an Beweisen und Dokumenten von meines Oheims eigener Hand fehlte es nicht, und doch hilft mir das Alles Nichts, weil ich keinen Proceß machen wollte und Karl Heine mit unbegreiflichster Hartnäckigkeit in seinem vorgefaßten Unrecht beharrt. Ich sage ihm in jedem Brief, daß ein Keim zu bösen Ausbrüchen zurückbleibt, solange ich auch nur einen Schilling einbüße an der Pension, die er verpflichtet ist, im Namen seines Vaters zu zahlen, wenn ich auch, um mich in der Form nicht eigensinnig zu zeigen, für diese Auszahlung als für eine Gnadensache dankbar sein wolle, wenn sie unverkürzt und unbedingt stattfindet. Auf Bedingungen lasse ich mich jetzt gar nicht ein -- meiner Autornwürde, meiner Federfreiheit, werde ich auch nicht das Geringste vergeben, wenn ich auch als Mensch den Familienrücksichten mich unterwürfig zeige.

Was hören Sie von Detmold? Seit Februar habe ich ihm nicht geschrieben.

Ich hoffe, Sie sind glücklich in Ihrer Ehe; ich bin es so ziemlich in der meinigen. Meine Frau ist ein gutes, edles Kind, leider aber sehr leidend an einer sehr fatalen Krankheit. — Im März komme ich vielleicht nach Hamburg.

Ich schicke Ihnen unter Kreuzkouwert einen Artikel, den Philarète Chasles vor einiger Zeit in der „Revue des deux mondes“ abdruckte. Er will jetzt diese Arbeit erweitern, ein ordentliches Buch daraus machen, dasselbe unter seinen Augen von einem Deutschen übersetzen lassen und selbst das Buch in deutscher Sprache bei Hoffmann & Campe zu Hamburg herausgeben, wenn der Herr Verleger es honorieren will. Er hat dabei Uebersetzungskosten zu zahlen, und ich glaube, das Buch wäre für Sie interessant und antiaristokratisch, ja antihannövrisch = aristokratisch zeitgemäß. Was soll ich ihm antworten? •

Leben Sie wohl, theurer Freund, und bleiben Sie mir so herzlich ergeben, wie ich es Ihnen bin. Grüßen Sie mir dort alle wohlwollende Mitfreunde. Was macht Wille? Grüße an Schirges! Vergessen Sie nicht Mendelssohn. Ich höre und sehe Nichts von dort, doch denke ich an Euch viel. Zumal jetzt, wo die schöne Auster-Zeit bei Euch beginnt, wo jede Muschel wieder eine wahre Offenbarung, einen kost-

baren Seelentrost enthält! Leben Sie wohl, essen Sie wohl!

H. Heine.

239. An Dr. med. P. Wertheim*).

Liebster Doktor!

Ich theile ganz Ihre Ansicht über die Ehrenhaftigkeit der Madame Straus und das ihr widerfahrene Unrecht. Hätte der Gemahl dieser Dame, als ich mich mit ihm geschossen hatte und verwundet ward, die in solchen Fällen üblichen Höflichkeiten nicht unterlassen, so würde ich mich gewiß meinerseits beeifert haben, seiner Frau die bündigste Ehrenerklärung zu geben, um so mehr, da ich schon damals die feste Überzeugung gewonnen, daß die Anzüglichkeiten, die ich mir in Betreff ihrer zu Schulden kommen ließ, auf ganz irrigen und grundlosen Annahmen beruhten. Mit Vergnügen ergreife ich jetzt die Gelegenheit, die sich mir dar-

*) Vergl. in Betreff dieses in Nr. 3 der „Augsb. Allg. Ztg.“ vom Jahre 1846 abgedruckten Briefes auch die Briefe Nr. 243, 244 und 245.

bietet, in der geeignetsten Weise meine Sinnesänderung in jener Beziehung zu beurfunden. Ich veranstalte nämlich bei Hoffmann und Campe in Hamburg eine verbesserte Gesamtausgabe meiner Werke, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß darin die Stellen, welche Madame Straus persönlich berührten, nicht wieder abgedruckt werden. Ich bitte Sie, der ehrenwerthen Dame diese Mittheilung zu machen und ihr zugleich anzudeuten, daß jene Stellen (wie mein Verleger bezeugen kann) nicht im ursprünglichen Manuscripte standen, wie ich es nach Hamburg zum Drucke schickte, und daß sie erst später, als ich mir dasselbe wieder zur Durchsicht hierher zurückschicken ließ, flüchtig hineingeschrieben wurden, in einer menschlichen Stunde und nicht ohne Provokation.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

Paris, den 22. December 1845.

240. An Varnhagen von Ense.

Paris, den 3. Januar 1846.

Theuerster Varnhagen!

Es ist Dieses der erste Brief, den ich in diesem neuen Jahre schreibe, und ich beginne ihn mit dem heitersten Glückwunsch. Möge in diesem Jahre leibliches und geistiges Wohlsein Sie beglücken! Daß Sie von körperlichen Leiden oft niedergedrückt, höre ich hier mit großer Betrübniß. Ich hätte Ihnen gern zuweilen ein tröstendes Wort zugerufen, aber Hefuba ist eine schlechte Trösterin. Mir ging es nämlich in der jüngsten Zeit spottschlecht, und das Schreiben erinnert mich beständig an mein körperliches Mißgeschick; ich kann kaum meine eigenen Schriftzüge sehen, indem ich ein ganz geschlossenes und ein bereits sich schließendes Auge habe, und jeder Brief mir eine Pein. Ich ergreife daher mit innigster Freude die Gelegenheit, Ihnen durch einen Freund mündliche Nachrichten von mir zukommen zu lassen, und da dieser Freund eingeweiht ist in allen meinen Nöthen, kann er Ihnen umständlich mittheilen, wie entsetzlich mir von meinen Sinnen und Magen mitgespielt worden, und was etwa in dieser Beziehung noch für mich zu thun wäre. Mein Freund, Herr Lassalle, der Ihnen diesen Brief bringt, ist

ein junger Mann von den ausgezeichnetsten Geistesgaben: mit der gründlichsten Gelehrsamkeit, mit dem weitesten Wissen, mit dem größten Scharfsinn, der mir je vorgekommen, mit der reichsten Begabung der Darstellung, verbindet er eine Energie des Willens und eine Habilité im Handeln, die mich in Erstaunen setzen, und wenn seine Sympathie für mich nicht erlischt, so erwarte ich von ihm den thätigsten Vorschub. Jedenfalls war diese Vereinigung von Wissen und Können, von Talent und Charakter, für mich eine freudige Erscheinung, und Sie, bei Ihrer Vielseitigkeit im Anerkennen, werden gewiß ihr volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Herr Lasfalle ist nun einmal so ein ausgeprägter Sohn der neuen Zeit, die Nichts von jener Entsagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder heuchlerisch in unserer Zeit hindurchgelungert und hindurchgefahelt. — Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demüthig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagten und flennten, und waren doch vielleicht glücklicher als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegen gehen. Das tausendjährige Reich der Romantik hat ein Ende, und ich selbst war sein letzter und abgedankter Fabelkönig. Hätte ich nicht die Krone vom

Haupte fortgeschmissen, und den Kittel angezogen, sie hätten mich richtig geköpft. Vor vier Jahren hatte ich, ehe ich abtrünnig wurde von mir selber, noch ein Gelüste, mit den alten Traumgenossen mich herumzutummeln im Mondschein — und ich schrieb den „Atta Troll“, den Schwanengesang der untergehenden Periode, und Ihnen habe ich ihn gewidmet. Das gebührte Ihnen, denn Sie sind mein wahlverwandtester Waffenbruder gewesen, in Spiel und Ernst. Sie haben gleich mir die alte Zeit begraben helfen und bei der neuen Hebammendienst geleistet — ja, wir haben sie zu Tage gefördert und erschrecken — Es geht uns wie dem armen Huhn, das Enteneier ausgebrütet hat und mit Entsetzen sieht, wie die junge Brut sich ins Wasser stürzt und wohlgefällig schwimmt!

Ich bin durch Buchhändler-Vertrag verpflichtet, den „Atta Troll“ herauszugeben. Das soll in einigen Monaten geschehen, mit Vorsicht, damit man mir nicht den Proceß macht und mich köpft.

Sie merken, theurer Freund, wie vag, wie ungewiß mir zu Muthe ist. Solche schwachmatische Stimmung ist jedoch zumeist in meiner Kränklichkeit begründet; schwindet der Lähmungsdruck, der gleich einem eisernen Keif mir die Brust einklemmt, so wird auch die alte Energie wieder flügge werden. Ich fürchte jedoch, Das wird noch lange dauern.

Der Verrath, der im Schoße der Familie, wo ich waffenlos und vertrauend war, an mir verübt wurde, hat mich wie ein Blitz aus heitrer Luft getroffen und fast tödtlich beschädigt. Wer die Umstände erwägt, wird hierin einen Meuchelmords-Versuch sehen; die schleichende Mittelmäßigkeit, die zwanzig Jahre lang harrte, ingrimmig neidisch gegen den Genius, hatte endlich ihre Siegesstunde erreicht. Im Grunde ist auch Das eine alte Geschichte, die sich immer erneut.

Sa, ich bin sehr körperkrank, aber die Seele hat wenig gelitten; eine müde Blume, ist sie ein bisschen gebeugt, aber keineswegs welk, und sie wurzelt noch fest in der Wahrheit und Liebe.

Und nun leben Sie wohl, theurer Barnhagen; mein Freund wird Ihnen sagen, wie viel und wie unaufhörlich ich an Sie denke, was um so begreiflicher, da ich jetzt gar nicht lesen kann, und bei den langen Winterabenden nur von Erinnerungen mich erheitere.

Heinrich Heine.

241. An Julius Campe.

Paris, den 3. Januar 1846.

Liebster Campe!

Ich hoffe, daß das neue Jahr sich Ihnen angenehm eröffnet. — Veranlassung meines heutigen Schreibens sind zwei Dinge.

1) Wenn es noch möglich, so haben Sie die Güte, in meiner Vorrede*), wo es heißt: „die Opposition, wie Kuge sagt, verkaufte ihr Leder und ward Poesie“ die Worte: „wie Kuge sagt“ zu streichen, dagegen aber die citierte Stelle mit Gänsefüßchen zu versehen, damit man sieht, daß es fremde Worte sind. — Kuge hat nämlich, wie ich höre, wieder umgefattelt und gegen mich geschrieben; will ihn daher nicht erwähnen.

2) Liebster Freund, schicken Sie mir umgehend unter Kreuzkouvert ein kürzlich bei Hammerich in Altona erschienenenes und von einem Meyer verfasstes Buch über Faust. Ich glaube, es behandelt Goethe's Faust insbesondere. Schicken Sie mir es gefälligst umgehend, da ich es eben brauchen könnte. Sagen Sie mir auch bestimmt, so bald als möglich, wann wohl der „Atta Troll“

*) Zum „Atta Troll.“

die Presse verläßt; ich muß es wissen einer Vorkehrung wegen, die eine Böswilligkeit vereiteln soll, wovon ich Ihnen später schreibe. — Leben Sie wohl und heiter. Mir bekömmt die Kälte verflucht schlecht, und muß beständig das Zimmer hüten, ohne lesen zu können.

Ihr Freund

H. Heine.

242. An Alexander von Humboldt.

Herr Baron!

Das Wohlwollen, womit Sie mich seit Jahren beehren, ermutigt mich, Sie heute um einen Dienst anzugehen.

Trübselige Familienangelegenheiten rufen mich dieses Frühjahr nach Hamburg, und ich möchte alsdann, die Gelegenheit benutzend, einen Abstecher für einige Tage nach Berlin machen, theils um alte Freunde zu sehen, theils auch um die Berliner Ärzte über ein sehr bedenkliches Übel zu konsultieren.

Bei einer solchen Reise, deren einziger Zweck Erheiterung und Gesundheit ist, darf ich wahrlich von keiner *atra cura* beängstigt werden, und ich

wende mich an Sie, Herr Baron, mit der Bitte, durch Ihren hohen Einfluß, mir von den resp. Behörden die bestimmte Zusicherung zu erwirken, daß ich von denselben während meiner Reise durch die königlich preußischen Staaten, wegen keinerlei Beschuldigungen, welche auf die Vergangenheit Bezug haben, in Anspruch genommen werden soll. Ich weiß sehr gut, daß ein solches Gesuch keineswegs in Einklang steht mit den dortigen administrativen Bräuchen; aber in einer Zeit, die selbst etwas exceptionell ist, dürfte man sich vielleicht dazu verstehen, die alte Registratur mit einer Rubrik für exceptionelle Zeitgenossen zu bereichern.*)

Empfangen Sie, Herr Baron, im Voraus meinen tiefgefühlten Dank, und betrachten Sie meine Bitte selbst als einen Beweis der Verehrung, womit ich verharre,

Herr Baron,
Ihr ergebener und gehorsamer
Heinrich Heine.

(46. Faubourg Poissonnière.)

Paris, den 11. Januar 1846.

*) Trotz der eifrigen Verwendung Humboldt's, gelang es Demselben nicht, Heine die Erlaubnis zu einem Besuche in Berlin zu erwirken. Die Antwort Humboldt's findet sich in „H. Heine's Leben und Werke“ von A. Strodtmann, Bd. II, S. 510.

243. An Julius Campe.

Paris, den 5. Februar 1846.

Mein theurer Campe!

Ich bitte Sie, dafür zu sorgen, daß die einliegende Reklamation, nämlich mein Brief an den Redakteur des „Korrespondenten“, unverzüglich in dem „Korrespondenten“ abgedruckt wird. Ich wünsche, daß es ebenfalls im corps du journal geschehe. Dies kann Kunkel*) nicht verweigern. Weigert er sich überhaupt, den Brief zu drucken, so bezahlen Sie für mich Inserat. Sorgen Sie auch dafür, daß ihn die Blätter aufnehmen, die, etwa nach dem Vorgange des „Korrespondenten“, den schauderhaften Druckfehler propagandiert. Letzterer könnte meine Gesamtausgabe präjudicieren, zu deren In-Verfstellung ich im Frühjahr bei Euch eintreffen werde. Ich bin noch immer krank, war aber noch vor 14 Tagen so schlecht, daß ich nicht ausgehen konnte. Von Herzen bin ich gesund, und auch geistig thätig. Dieser Tage schreibe ich Ihnen mehr; zu dem Brief an Wertheim komme ich wie die Magd zum Kind.

Ihr Freund

H. Heine.

*) Der Redakteur jenes Blattes.

244. An den Herrn Redakteur des „Unparteiischen Korrespondenten“ in Hamburg.

Einen Brief von mir*), der ursprünglich nicht für Veröffentlichung bestimmt war und ohne äußere Veranlassung, aus bloßem Herzenstrieb, an einen Freund geschrieben ward, haben Sie aus der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, wo er unter den Annoncen inseriert worden, in den inneren Spalten des „Hamburgischen Korrespondenten“ vom 26. Januar wieder abgedruckt. Leider haben Sie ihn aber mit einem sehr interessanten Druckfehler bereichert. Es ist nämlich in diesem Briefe die Rede davon, daß ich in Betreff einer Dame meine Meinung geändert, und es kommen da die Worte vor: „Mit Vergnügen ergreife ich jetzt die Gelegenheit, die sich mir darbietet, in der geeignetsten Weise meine Sinnesänderung in jener Beziehung zu beurfunden.“ Da ich nun in den folgenden Zeilen darauf hinweise, ich sei mit der verbesserten Gesamtausgabe meiner Werke beschäftigt, so ist es mir eben nicht ganz gleichgültig, daß die oberwähnten Worte: „in jener Beziehung“ von dem Setzer des „Hamburger Korrespondenten“ in die Worte: „in jeder Beziehung“ verwandelt worden sind; und ich

*) Der unter Nr. 239 abgedruckte Brief an Dr. L. Wertheim.

bitte Sie, diese Berichtigung unverzüglich Ihrem geschätzten Publiko mitzutheilen. Hochachtungsvoll grüßend

Heinrich Heine.

Paris, den 5. Februar 1846.

Solche Redaktionen, welche den oben erwähnten Brief nicht direkt aus der „Allgemeinen Zeitung“, sondern aus diesen Blättern entlehnt haben, werden ersucht, auch diese Berichtigung aufzunehmen.

245. An Julius Campe.

Paris, den 6. Februar 1846.

Mein theurer Freund!

Ich habe Ihnen gestern mit etwas allzu großer Hast geschrieben. Ich wollte noch vor Abgang der Post im selben Augenblick, wo ich bei Galignani im Lesekabinet den schauderhaften Druckfehler bemerkte, denselben rektifizieren. Leider wird auch meine Reklamation das Gepräge dieser Eile tragen, und zwei Engländer, die neben mir saßen und quäkten, sind wohl Schuld daran, daß der Anfang dieser Reklamation so schändlich stilisirt ist, wie

mir später einfiel. Ist der Wisch noch nicht gedruckt, so bitte ich Sie, jenen Anfang durch folgende Worte zu ersetzen:

„Nr. . . des „Unparteiischen Korrespondenten“ enthält einen Brief, den ich, ohne äußere Veranlassung, aus bloßem Herzenstrieb, an einen Freund geschrieben, und der also ursprünglich nicht für den Druck bestimmt war. Indem Sie denselben aus der „Augsb. Allg. Zeitung“, wo er mit meiner Erlaubnis unter den Annoncen inseriert worden, aufs Neue in den Korrespondenzspalten Ihres Blattes abdruckten, haben Sie ihn leider mit einem sehr interessanten Druckfehler bereichert. Es ist nämlich in diesem Briefe die Rede davon, daß u. s. w.“

Wenn es also noch Zeit ist (und müssten Sie deshalb auch in die Druckerei laufen), so lassen Sie diesen verbesserten Anfang meiner Berichtigung an die Stelle des gestern gesandten drucken*). Sie sehen, wie difficil ich bin in Stilistik. Bei unserer Gesamtausgabe werden Sie Das noch mehr erfahren. Anfangs Mai bin ich bei Euch in Hamburg. Dann will ich dort auch selbst den Druck des Atta Troll's besorgen, ob dessen Verzögerung ich mich nicht genug zu entschuldigen weiß; ich werde

*) Die Erklärung Heine's war bei Ankunft dieses Briefes schon in der Tags zuvor gesandten Form veröffentlicht.

Ihnen aber durch eine bedeutende Vorrede einige Vergütung bieten. Möge mein dortiger Aufenthalt, wo ich der heitersten Geistesruhe bedarf, durch keine Nachwehen oder gar Erneuerungen meiner Familienzwiste gestört werden. Indem ich Karl Heine jüngst ankündigte, weshalb ich nächstes Frühjahr nach Hamburg kommen müsse, bat ich ihn, um Gotteswillen vorher die Differenz, die noch obwaltet zwischen uns, zu schlichten. Aber leider, je mehr ich meinen Stolz kasteie und mich unterwürfig und flehend zeige, desto paziger und arroganter und beleidigender wird mein armer Better, der die Milde für Schwäche ansieht und nie begriff, daß ich gegen Semand, den ich nicht wie ihn liebte, unbarmherzig meine ganze Stärke angewendet hätte.

Ich will Ihnen keinen Vorwurf machen, daß auch Sie, wie so viele Andere, die an die Großmuth von Karl Heine glaubten, mich zu solcher Selbstdemüthigung angetrieben und an die Macht der versöhnenden Zeit appellieren hießen. Da hab' ich nun den Weg der Güte versucht, den mir die Freunde und das eigne Herz, das sich zu einem Kriege mit Karl Heine nicht entschließen konnte, so leidend angerathen; so habe ich nun meinen weicheren Gefühlen gefolgt, während der kalte Erfahrungsverstand mir beständig in die Ohren zischte, daß man in dieser Welt selten durch Thränen und Flehen,

aber durch das Schwert Etwas erlangt von den harten Geldmenschen! Mein Schwert ist meine Feder, und dieses Schwert dürfte es am Ende wohl aufnehmen mit den Silberbarren und Advokatenkniffen, die meinem Vetter zu Gebote stehen! Dieser beständige Widerspruch, in welchem mein Gemüth und mein Verstand sich in jener Beziehung befanden, hat mich ein ganzes Jahr lang elend und zagend gemacht, und erst jetzt, wo ich einsehe, daß in Karl Heine's Brust kein menschliches Herz schlägt, nachdem ich bei ihm gebettelt, statt mein Recht zu verfechten, Alles um nicht nöthig zu haben, das Schwert zu ziehen gegen den Jugendfreund und Bruder, jetzt bleibt mir dennoch Nichts übrig als — — Ja, ich bin mit einem entsetzlichen Memoire beschäftigt, seit einigen Tagen, wo die Insolenz von Karl Heine dem Fasse den Boden ausgetreten. Den Proceß werde ich unterlassen, damit man sehe, es ist hier keine Geldfrage mehr — Alle Kniffe von Dr. Halle brauch' ich hier nicht zu fürchten, auf meinem eignen Feld, wo ich Präsident bin, und keinem reichstädtischen Schlendrian ausgesetzt. Meine Pension achte ich für verloren und ich schlage sie in die Schanze. Ich, wie mir meine Ärzte (Dr. Roth und Dr. Sichel) aus Freundschaft gestanden und weil sie wissen, daß ich ein Mann bin, den der Tod nicht schreckt, ich habe nicht lange mehr zu

leben, und meine Frau geht alsdann ins Kloster und lebt von dem geringen Jahrgeld, das Sie ihr geben. Die Geldfrage tritt in den Hintergrund, ich bin ruhig, seit ich Alles gethan, was ein Mensch thun darf aus Liebe, ja mehr, und der Genius vollbringt das aufgedrungene Tagewerk der Fatalität. — Sie sehen, theurer Freund, ich bin sehr zu bedauern, und es ist nicht meine Schuld, wenn ich jetzt keine heitere Bärenjagden und Wintermärchen schreibe. Leben Sie wohl und heiter, empfehlen Sie mich Ihrer Frau und allen Wohlwollenden dort aufs beste.

Ihr Freund

H. Heine.

246. An Ferdinand Lassalle.

Paris, den 10. Februar 1846.

Mein theuerster Lassalle! —

Läge es mir nicht lastend auf der Seele, daß ich Ihnen unverzüglich danken muß für so viel Liebesseifer, so würde ich Ihnen dennoch heute noch nicht schreiben, denn ich bin seit drei Wochen leidender

als je. — Vierzehn Tage lang mußte ich das Zimmer hüten, und jetzt muß ich ängstlich meinen kranken Kopf schonen, damit kein Gehirnfieber sich ausbildet. — Acht Tage lang nach Ihrer Abreise hatte ich gar zu anstrengend gearbeitet, um das Versäumte wieder einzuholen, und Das mag mir wohl die Krankheit befördert haben. Warum ich Ihnen den Brief wegen M. noch nicht geschickt, ist Ihnen jetzt begreiflich; in einigen Tagen werde ich Ihnen denselben zusenden. Heut beschränke ich mich darauf, Ihnen zu danken; noch nie hat Jemand so Viel für mich gethan. Auch habe ich noch bei Niemand so viel Passion und Verstandesklarheit vereinigt im Handeln gefunden. — Wohl haben Sie das Recht, frech zu sein — wir Andern insurpieren bloß dieses göttliche Recht, dieses himmlische Privilegium — In Vergleichung mit Ihnen bin ich doch nur eine bescheidene Fliege. Ich sprach noch gestern Abend davon mit Grün, dem ich ein halb Duzend der übermüthigsten Gedichte für den Musenalmanach von Büttmann*) gegeben habe. —

Was Sie mir von Barnhagen sagen, freut mich; er ist der erfahrenste Mensch, der die Verhältnisse und Personen am besten kennt. — Achten

*) Erschien 1847 unter dem Titel: „Album. — Originalpoesien.“

Sie auf seine Worte, sogar auf Das, was er nicht sagt. — „Sein Sprechen ist belehrend, sein Schweigen ist bildend“ — wo steht Das? — Was z. B. Barnhagen über Siebeking in Hamburg sagt, ist gewiß richtig, und es ist mir von der äußersten Bedeutung. — Ich bin entzückt, daß der dortige Ministerresident von Hamburg und seine Frau für mich gewonnen, Das ist von einer größeren Wichtigkeit für die Folge, als Sie glauben. — Wenn Mendelssohn nicht schreiben will, so ist mir Das ganz recht, denn sein Schreiben würde doch in diesem Augenblick Nichts fruchten, wogegen später ein bloßer Antrag der Vermittlung von seiner Seite von entscheidendem Nutzen sein kann. — An Humboldt's Sympathie hab' ich nie gezweifelt, sein Brief ist offenherzig, und es schlägt darin ein warmes Herz. — Dieffenbach's Freundschaft ist für mich ein tröstender Gedanke; ich sage zu meiner Krankheit: nimm dich in Acht, mich gar zu sehr zu molestieren, denn der heilende Gott ist mein Freund. Zum Glück habe ich keine eigentliche Schmerzen, sondern nur Lähmungen, Genuß- und Lebenshindernisse — Meine Lippen sind manchmal so lahm, daß ich ganze Abende schweigend neben meiner Frau am Kamin sitze. Quelle conversation allemande! ruft sie dann manchmal seufzend aus. — Was soll ich nun aber vom Fürsten Bückler sagen! —

welch ein grand Seigneur! Sein Brief ist nicht bloß ein schriftstellerisches Meisterstück, sondern auch ein bedeutungsvolles Denkmal, bedeutungsvoller als es ihm selber dünken mag, in Bezug auf unsere socialen Verhältnisse und Umwälzungen. — Es versteht sich von selbst, daß dieser Brief gedruckt werden muß, er ist von dem allgemeinsten Interesse, und die Lebenden werden wohl merken, daß Dieß nicht eigentlich ein Schreiben Bückler's ist an A. B. in Sachen C. D., sondern daß hier einer der letzten Ritter der alten Geburtsaristokratie den Emporkömmlingen der neuen Geldaristokratie noch zuletzt eine Lektion giebt über das Thema der Ehre, und zwar zum Besten des beleidigten Genius — Ja, die Lektion ist siegreich, der chevalereske Hochsinn zeigt sich hier auf seinem schönsten Turnierrosse und in seinem fleckenlosesten Harnisch, dem Point d'honneur und der Loyauté; das plumpe selbstische Krämerthum, ich hätte fast gesagt: das Bürgerthum, findet hier seine kläglichste Niederlage; und an Verhöhnung wird es nicht fehlen, zumal von Seiten der allmodernsten Gegner der jetzigen Geldherrschaft — Sie wissen, welche Leute ich meine. Der Genius freilich spielt hier eine trübselige Figur; die Romantik, die er selber auf den Tod befiehlt, tritt hier großmüthig für ihn selbst in die Schranken, denn am Ende, wenn Bückler auch Fürst in

den Idealprovinzen des Geistes ist, so ist er es doch auch in dem preußischen Schlesien, und seine Handlungsweise ist eben so adlig als edel. —

Ich werde bei nächster Gelegenheit dem Fürsten schreiben; unterdessen melden Sie ihm gefälligst meinen gerührten Herzensdank. Sein Brief muß in jedem Falle publiciert werden. Das Beste wäre, Barnhagen schreibe einen Korrespondenz-Artikel für die „Allgemeine Zeitung“ und theilte den Brief mit in demselben, nach eingeholter Erlaubnis des Fürsten. — Den Artikel müßte Herr v. Barnhagen direkt an den Baron Cotta nach Stuttgart schicken, denn in Augsburg ist zwar Kolb mein innigster Freund, aber auf seinen Kollegen kann ich mich nicht verlassen; Cotta's ist man aber sicher, wo er die Namen Barnhagen, Bückler und Heine sieht.

Hier ist Alles still, oder vielmehr ich sehe und höre Nichts. Roger hat einen großen *bal paré et costumé* gegeben, wo ich aber nicht sein konnte. Hermance ist noch immer bettlägerig. Madonna habe ich noch nicht besucht, Eugenia ein einziges Mal — Schwäche, Dein Name ist — —! — Mit Rothschild sehr gespannt, aber eben in der geeignetsten Stellung zu meinem Projekt. — Mein Ballett*) habe ich geschrieben, ist mir vorzüglich gelungen, —

*) Der „Doktor Faust.“

weiß aber noch nicht, ob es nicht zu spät angelangt — Hab' wieder angefangen, an der Börse zu spielen. Brauche noch immer die Homöopathie. — Aber die große Nachricht, die Sie jetzt längst wissen, Calmonius *) kommt in 8 Tagen hierher mit Ihrer Schwester! Gestern hab' ich Brief von ihm erhalten. Es scheint, daß das Zinkprojekt, wozu ich die Initiation gab, ihm im Kopfe steckt. Ich freue mich sehr, ihn und Ihre Schwester zu sehen. — Bin neugierig, ob sie auch so feine passionierte Lippen hat. — Ich liebe Sie sehr; es ist ja nicht anders möglich, Sie quälen ja Einen so lange, bis man Sie liebt.

Heinrich Heine.

247. An Ferdinand Lassalle.

Paris, den 11. Februar 1846.

Liebster Lassalle!

Sie haben in Ihrem letzten Brief vergessen, mir Ihre direkte Adresse mitzutheilen, und ich hege

*) Ein Spitzname, welchen Heine dem mit der Schwester Lassalle's verheiratheten, in Prag lebenden Stadtrathe Ferdinand Friedland gab.

ein Bedenken, über den wichtigsten Punkt Ihres Briefes Ihnen durch Beförderung dritter Hand meine unumwundene Ansicht zu sagen — Jedenfalls melde ich Ihnen, daß Alles, was Sie wünschen, geschehen soll. In Bezug Mendelssohn's — wie Sie auf diese unbedeutende Sache Werth legen können, begreife ich nicht — in Bezug Felix Mendelssohn's füge ich mich gern Ihrem Wunsche, und es soll keine böse Silbe mehr gegen ihn gedruckt werden — Ich habe Malice auf ihn wegen seines Christelns, ich kann diesem durch Vermögensumstände unabhängigen Menschen nicht verzeihen, den Pietisten mit seinem großen, ungeheuren Talente zu dienen. — Semehr ich von der Bedeutung des letzteren durchdrungen, desto erboster werd' ich ob des schändlichen Mißbrauchs. Wenn ich das Glück hätte, ein Enkel von Moses Mendelssohn zu sein, so würde ich wahrlich mein Talent nicht dazu hergeben, die Bißse des Lämmleins in Musik zu setzen. Unter uns gesagt, der nächste Grund, warum ich manchmal Mendelssohn prickelte, betraf einige hiesige Stockenthusiasten Desselben, die ich ärgern wollte, — z. B. Ihren Landsmann Frank, auch Heller, — und die unedel genug waren, jenen Angriffen das Motiv unterzulegen, ich wollte dadurch Meyerbeer den Hof machen. — — —

Ich schreibe Ihnen alles Dieses mit Vorsatz

und ausführlich, damit Sie später die Gründe meines Zermürniffes mit M. besser kennen mögen, als der Böbel, dem man sie entstellt insinuiert wird. Bis dahin bleibt Alles unter uns. Ich werde Ihnen ausführlich schreiben, sobald ich Ihre direkte Adresse habe. Ich bin noch immer sehr leidend, kann fast gar nicht sehen, und meine Lippen sind so gelähmt, daß mir das Küssen verleidet wird, was noch unentbehrlicher als das Sprechen, dessen ich mich wohl enthalten könnte. — Ich freue mich sehr auf die Herkunft Ihres Schwagers und Ihrer Schwester. Hier ist Alles still; Maskenbälle und Oper; man spricht seit 8 Tagen von Nichts als von Hallevy's „Mousquetaires,“ für welche meine Frau schwärmt. — Letztere befindet sich wohl und zankt in diesem Jahre so wenig, wie es von einer tugendhaften Frau nur irgend zu verlangen ist. — Leben Sie wohl und sein Sie überzeugt, daß ich Sie unaussprechlich liebe. Wie freut es mich, daß ich mich nicht in Ihnen geirrt; aber auch Niemanden habe ich je so viel getraut, — ich, der ich so mißtrauisch durch Erfahrung, nicht durch Natur. Seit ich Briefe von Ihnen erhielt, schwillt mir der Muth und ich befinde mich besser.

Ihr Freund

H. Heine.

248. An Ferdinand Lassalle.

Paris, (ich weiß nicht genau) 1846.

Mein theuerster Waffenbruder!

Ich schreibe Ihnen heute, obgleich mein Kopf in einem entsetzlichen Zustande ist und jeder Brief mir ein Stück Leben kostet. Von meinen Augen spreche ich nicht; die Lippen, Zunge u. s. w. sind weit verdrießlicher angegriffen, und das Gehirn scheint nicht neutral zu bleiben. Die Kälte und der Pariser Tumult bekömmet mir so schlecht, und alle meine Hoffnungen sind auf den Süden gerichtet; — Das rathen mir auch die Ärzte. Den Plan mit Berlin gebe ich daher auch gerne auf, und wenn die Karl Heine'sche Angelegenheit vor der Hand geordnet, gehe ich gar nicht nach Hamburg, sondern unverzüglich nach Italien, um dort mich bloß mit der Herstellung meiner Gesundheit zu beschäftigen. — Das bleibt unter uns. — Ich bin so unglücklich und elend, wie ich es nie war, und ließe ich nicht ein hilfloses Weib zurück, so würde ich ruhig meinen Hut nehmen und der Welt Valet sagen. — Es ist mir seit vier Wochen nur Erfreuliches passiert, meine Finanzen heben sich, meine Frau ist liebenswürdiger als je, meiner Eitelkeit wird geschmeichelt, die Krankheit würde ich auch wohl in dieser Phase

mit Resignation ertragen — aber die — — Angelegenheiten, die ich auch schon mit Gelassenheit betrieb, fangen seitdem einen solchen Tumult an in meinem Gemüthe, daß ich wahrlich manchmal fürchte, verrückt zu werden. — Hat mich aber Etwas rein wahnsinnig gemacht, so ist es der Brief, den ich gestern Abend (leider vorm Schlafengehen) von Barnhagen erhielt, und deßhalb schreib' ich Ihnen sogleich, trotz meines leidenden Kopfes. — Denken Sie sich, Barnhagen, der so erfahrene Weltmann, ist noch so abergläubisch, daß er — — — — mir das Chapopeya vorsingt, womit man mich schon vor einem Jahre ins Verderben gesungen. — Ich soll wieder de- und wehmüthige Briefe an Karl Heine schreiben. — Das thu' ich ja seit vorigem Mai, und nach jedem solchen Geminsel wirft er sich hochmüthiger in die Brust. — Mein erster Plan war, als mir das Unglück passierte, durch das entschiedenste Auftreten zu imponieren und jede Drohung gleich ins Werk zu setzen. — Diesen Plan durchkreuzten die Freunde, die anderer Ansicht waren, die für die erweichenden Mittel waren, und indem sie das Gegentheil thaten von Dem, was verabredet war, scheiterte Alles durch Inkonsequenz. — So sollte z. B. — — — und statt Dessen legte er sich aufs Bitten, auf Sentimentalität, und Alles war verloren, und ich selber musste vom hohen Kampfroß herabsteigen

und mich auf eine flennende Schindmähre setzen!
— Durch diese Selbsterniedrigung habe ich den Leuten wieder den Muth eingeflößt, der ihnen schon abhanden kam, und der auch jetzt Reißaus nehmen wird, sobald sie Ernst sehen, sobald sie eine öffentliche Manifestation erleben, und bestimmt fühlen, daß man zu Vergleichen entschlossen sei — Sagen Sie Das an Barnhagen, sagen Sie ihm: die Herzen der Geldpharaone seien so verstopft, daß das bloße Androhen von Plagen nicht hinreichend sei, obgleich sie wohl wissen, wie groß die Zaubermacht des Autors, der schon vor ihren eignen Augen so manches Schlangenkunststück verrichtet hat — Nein, diese Menschen müssen die Plagen fühlen, ehe sie daran glauben und ihren zähen Selbstwillen aufgeben, sie müssen Blut sehen, auch Frösche, Ungeziefer, wilde Thiere, San Hagel u. s. w., und erst beim zehnten Artikel, worin man ihre geliebte Erstgeburt todtschlägt, geben sie nach, aus Furcht vor dem noch größeren Übel, dem eignen Tod. — Wahrlich, hätte Moses sich mit der Güte befaßt, mit Halbdrohen und Vernunftreden, die Kinder Israhel säßen noch heute in Aegypten. Sagen Sie an Barnhagen, Alles, was er rathe, sei schon versucht worden, und mein jetziger kläglicher Zustand sei eben das Resultat jener Versuche. Sie, theurer Cassalle, haben die Sache am besten begriffen. —

Ist Herr v. Barnhagen nicht geneigt, dieser Richtung beizutreten, so stehen Sie nur gleich ab von dem Wunsche, daß er den Artikel, der den Bückler'schen Brief einflechte, schreiben möge, und Sie, mein theurer Freund, schreiben ihn selbst; wird er alsdann, wie ich fürchte, für die „Allg. Ztg.“ zu jugendlich schneidend im Ausdruck, so suchen Sie ihn anderswo drucken zu lassen. — Lassen Sie sich auf keinen Fall durch die entgegengesetzte Meinung von Barnhagen in der Einheit Ihrer energischen Handlungsweise irre machen und zu einem Mittelweg verleiten, der mich schon einmal ins Verderben gebracht. — Will hingegen Herr v. Barnhagen in obigem Sinne den Artikel schreiben, so ist es gewiß gut, daß eben die härtesten Dinge und Androhungen in jenem milden und wunderbar lindernden Stile geschrieben werden, dessen nur Barnhagen fähig ist, und wodurch er eine Puissance geworden, die ihres Gleichen nirgends findet. — Er ist unser großer Stilist, ich habe noch dieser Tage darüber stundenlang gesprochen mit meinem Freunde Seuffert, der in dieser Beziehung einen Artikel über Barnhagen in der „Epoque“ geschrieben (wenn dieser Artikel, wie mir Seuffert gestern sagte, in der heutigen Nummer jenes Journals erscheint, schicke ich ihn Ihnen mit und Sie befördern ihn gefälligst an Barnhagen) — Ja, Barnhagen's Stil ist wahr-

lich die eiserne Hand mit einem Handschuh von Sammt, und der wird meinem Vetter einen Handschlag geben, den er nicht vergisst bis ans Ende seiner Tage. —

Schreibt Barnhagen den Artikel, so ist er vielleicht auch geneigt, ihn zu unterzeichnen, wie er bei einigen andern Artikeln in der „Allg. Zeitg.“ gethan hat. Dies wäre von einem erstaunlichen Gewichte, und meine schreckliche Lage erwägend entschließt sich vielleicht dazu der Freund, der sonst so behutsam. — Aber auch meinem Herzen, „meinem beleidigten Herzen“, wie Rachel sagen würde, dürfte es wohlthun, den vornehmen Barnhagen so rücksichtslos aus seiner Höhe mir öffentlich zur Hilfe beispringen zu sehen. X hat es gethan und sich ein ewiges Verdienst um mich erworben, der Böbel wird ob seiner That sehr beschämt sein. Ich kann ihm noch nicht schreiben, denn jeder Brief kostet mir jetzt einen Fegen Gesundheit, — lassen Sie ihn Das wissen. Gewiß sind sehr schnöde Antworten von Hamburg angekommen. Ich möchte sie wohl kennen, obgleich ich sie errathe. — Und nun leben Sie wohl, theurer, geliebter Freund.

H. Heine.

249. An Ferdinand Lassalle.

Paris, den 27. Februar 1846.

Mein theurer Freund!

Ich hoffe, daß Sie die drei Briefe, die ich Ihnen unter Ihrer eignen Adresse geschrieben, erhalten und andere drei Ergänzungsbriefe, die ich an Herrn von Barmhagen schrieb, von Demselben mitgetheilt bekommen haben. — Unterdeß erhielt ich auch Ihren zweiten Brief, worauf Wenig zu beantworten war. Ich glaubte Alles im besten Zug, da erhalte ich so eben einen Brief von Barmhagen, woraus ich erfah, daß er mir einen Strich durch die Rechnung macht. Er scheint die Sache, worauf es ankommt, gar nicht zu verstehen, und ich sehe wohl, daß er in seinem Moderantismus mit Ihnen nicht zusammen wirken kann. Den Artikel für die „Allg. Ztg.“, wo der Bückler'sche Brief interkaliert werden sollte, wird er also nicht schreiben, ja er bemerkte mir sogar, daß es unschicklich gegen den Fürsten gehandelt wäre, wenn man Dessen Schreiben veröffentlichte, und Dieser es nicht erlauben dürfe. Diese Bemerkung bestimmt mich, aus leicht begreiflichen Gründen, auf jenen Brief zu verzichten.

Mein körperlicher Zustand ist entsetzlich. Ich küsse, fühle aber Nichts dabei, so stark gelähmt sind meine Lippen.

Auch der Gaumen und ein Theil der Zunge sind afficiert, und Alles, was ich esse, schmeckt mir wie Erde. Dieser Tage habe ich kaiserlich russische Bäder versucht, nach der strengsten Observanz. An Muth fehlt es mir nicht. —

Mit Ihrer Frau Schwester bin ich sehr viel zusammen, und ganze Stundenlang plaudern wir von Ihnen. Sie hat außerordentlich viel Geist und die köstlichste Ähnlichkeit mit Ihnen. Mit meiner Frau kommt sie sehr gut aus. In einigen Tagen will ich ihr bei mir ein großes Diner geben, wozu ich Roger, Balzac, Gautier, Gozlan &c. einlade — könnte ich Sie dabei sehen! So auf 8 Tage möchte ich Sie wieder bei mir haben (nicht auf längere Zeit). Sogleich nach Ihrer Abreise, in zwei Morgenstunden, schrieb ich mein Ballett*), das vielleicht noch dies Jahr in London gegeben wird. Auch mit der Börse habe ich mich wieder beschäftigt, obgleich mit großem Malheur. Ich muß Das thun, sonst wird meine Familienmijère eine stationäre Idee, die mich verrückt machen könnte. Trotz meines elenden Körperzustandes such' ich mich zu zerstreuen,

*) Der Doktor Faust.

nur nicht bei Weibern, die mir jetzt den Garaus geben könnten; deßhalb hatte ich auch noch nicht den Muth, Madonna zu besuchen — sie könnte aus Zerstreutheit sich in der Person irren. Leben Sie wohl, ich dürste darnach, zu wissen, wie es Ihnen geht. Ihren Charakter kennend, bin ich Ihretwegen nicht ohne die philisterhafteste Angst. — Mit Ihrem Schwager plaudre ich Geschäfte, die seinigen gehen gut, und er ist wahrhaftig ein Genie. —

Ihr Freund

Heinrich Heine.

250. An Julius Campe.

Barbes, den 1. September 1846.

Liebster Campe!

Ich habe lange mit Schreiben gezögert, hoffend, es würde mit mir besser gehen, so daß ich Ihnen erfreulichere Dinge zu melden hätte, als heute; leider aber hat mein Zustand, der sich seit Ende Mai bedenklich verschlimmert, in diesem Augenblick eine so ernsthafte Form angenommen, daß ich selbst erschreke. Während der ersten Wochen, die ich in Barèges zubrachte, hatte ich mich etwas erholt und Hoffnung geschöpft, aber seitdem ging es den

Schnefengang; meine Sprachwerkzeuge find fo gelähmt, daß ich nicht fprechen kann, und effen kann ich nicht feit vier Monat, wegen der Schwierigkeit des Kauens und Schluckens und der Abwefenheit des Gefchmacks. Auch bin ich entfezlich abgemagert, mein armer Bauch ift kläglich verfehunden, und ich fehe aus wie ein dürrer einäugiger Hannibal. Traurige Symptome (beftändige Ohnmachten) haben mich nun beftimmt, nach Paris zurückzueilen, und geftern hab' ich Barèges verlaffen. Ich bin keineswegs ängftlich, fondern fehr gefaßt, und trage, wie bisher, mit Geduld, was fich nicht ändern läßt und ein altes Menfchenschickfal ift.

Meine Meinung geht dahin, daß ich nicht mehr zu retten bin, daß ich aber vielleicht noch eine Weile, ein oder höchstens zwei Jahre, in einer trübfeligen Agonie mich hinfriften kann. Nun, Das geht mich nicht an, Das ift die Sorge der ewigen Götter, die mir Nichts vorzuwerfen haben, und deren Sache ich immer mit Muth und Liebe auf Erden vertreten habe. Das holdfelige Bewußtfein, ein fchönes Leben geführt zu haben, erfüllt meine Seele felbft in diefer kummervollen Zeit, wird mich auch hoffentlich in den letzten Stunden bis an den weißen Abgrund begleiten. — Unter uns gefagt, diefer letztere ift das wenigft Furchtbare, das Sterben ift etwas Schauderhaftes, nicht der Tod, wenn es überhaupt

einen Tod giebt. Der Tod ist vielleicht der letzte Aberglaube.

Was soll ich zu dem Zufall sagen, der eben in jetziger Zeit eine falsche Todesnachricht von mir in Deutschland verbreitete?*) Diese hat mich eben nicht ergötzlich gestimmt. Zu anderen Zeiten hätte ich drüber gelacht. Zum Glück hatte ich fast gleichzeitig einen Artikel in der „Allg. Ztg.“**), der meinen Feinden gewiß eine Freude verdorben hat, wenn sie nicht etwa selbst jene Nachricht geschmiedet.

So wie ich nach Paris komme, schreibe ich Ihnen in Betreff meiner Gesamtausgabe, die ich jetzt nicht länger verschoben sehen möchte. Ich bitte Sie, da jetzt noch Dampfschiffe gehen, schicken Sie mir gefälligst alle meine Bücher (die Expl., die ich hatte, sind alle verzettelt), und ich gebe mich gleich an die Durchsicht und Anordnung der Gesamtausgabe. Daß ich Ihnen den „Troll“ noch nicht geschickt, ist wahrlich nicht meine Schuld; die Familiengeschichten hatten mir alle gute Laune geraubt, und

*) Die „Deutsche Allg. Ztg.“ hatte in einer Korrespondenz aus der westlichen Schweiz gemeldet, daß H. Heine am 31. Juli im Berner Glockenthale bei Thun, wohin ihn die Aerzte der erfrischenden Luft halber gesandt hätten, einem wiederholten Schlaganfälle erlegen sei.

**) Die Korrespondenz aus Barèges vom 26. Juli 1846, — H. Heine's sämtliche Werke, Bd. X, S. 256 ff.

die zunehmende Krankheit verhinderte mich, das Gedicht nachträglich so auszurüsten, wie ich es gern thäte; jetzt aber will ich es, wie es auch gehe, schnell fördern, und werde es bei meiner Ankunft in Paris schnell vornehmen. Mein Geist ist klar, sogar schöpferisch geweckt, aber nicht so beseligend heiter wie in den Tagen meines Glücks. Gott verzeihe meiner Familie die Versündigung, die sie an mir verschuldet. Wahrlich nicht die Geldsache, sondern die moralische Entrüstung, daß mein intimster Jugendfreund und Blutsverwandter das Wort seines Vaters nicht in Ehren gehalten hat, Das hat mir die Knochen im Herzen gebrochen, und ich sterbe an diesem Bruch. — Wie ich höre, hat meine falsche Todesnachricht meinen Vetter sehr erschreckt; er hatte wahrlich erschreckende Gründe.

Unter den jetzigen Umständen ist es wohl überflüssig gewesen, Ihnen besonders zu melden, daß ich auf das Vergnügen, Ihr Söhnchen über die Taufe zu halten, verzichten muß. In diesem Jahr wäre ich sehr gern nach Hamburg gekommen, um meine alte Mutter noch einmal zu sehen und mich an heimischer Theilnahme in meinem Unglück zu trösten! Aber es sollte nicht sein. — Meine Finanzen sind schlecht, diese Krankheit und die Reise nach Barèges haben mich schier ausgebeutelt und ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich die zunehmenden

Lebenskosten diesen Winter erschwinge! Selbst indem ich die 200 *M* Bco., die ich dieses Jahr von Ihnen zu fordern habe, bei meiner Ankunft in Paris an die Ordre von A. Leo auf Sie abgebe, bin ich noch nicht sehr gefördert! Bloß meine Ärzte haben mir in einem Monat mehr gekostet! doch genug davon, ich gerathe hier auf das Kapitel, das in jedem deutschen Dichterleben so fürchterlich bitter rebaschiert wird. —

Leben Sie wohl und glücklich, und sein Sie überzeugt, daß ich es immer ehrlich und gut mit Ihnen gemeint und auch Ihre freundschaftliche Sympathie immer zu schätzen wußte. Grüßen Sie mir alle dortigen Freunde. — Ich habe in Paris meine Wohnung verändert und wohne jetzt: Faubourg Poissonnière Nr. 41. —

Ihr treu' ergebener

H. Heine.

251. An Heinrich Laube.

Paris, den 19. Oktober 1846.

Liebster Laube!

Auf Ihren freundschaftsvollen Brief vom 10. Oktober kann ich heute noch nicht ordentlich antworten, weil ich noch extra leidend bin; doch

ich werde dieser Tage bei besserem Leibeswetter das Versäumte nachholen. Heute beschränke ich mich darauf, Ihnen für Ihren Brief zu danken und meine Freude über den für mich wichtigsten Punkt desselben auszusprechen. Ich bin entzückt über Ihren Vorsatz, hierherzukommen. Führen Sie ihn nur bald aus. Sie müssen ein bißchen eilen, denn obgleich meine Krankheit eine ruhig fortschreitende ist, so kann ich doch nicht einsehen vor einem Salto mortale, und Sie könnten zu spät kommen, um mit mir über Unsterblichkeit, Literatenverein, Vaterland und Campe und ähnliche höchste Fragen der Menschheit zu reden; Sie könnten einen sehr stillen Mann an mir finden. Ich bleibe diesen Winter auf jeden Fall hier und wohne vor der Hand (ziemlich geräumig) Faubourg Poissonnière Nr. 41; und finden Sie mich nicht hier, so suchen Sie mich gefälligst auf dem Cimetière Montmartre, nicht auf dem Père Lachaise, wo es mir zu geräuschvoll ist.

Auch meine Frau freut sich, Monsieur et Madame Laube diesen Winter hier zu sehen, denn wir setzen voraus, daß Letztere mitkommt.

Schicken Sie mir doch meinen Nekrolog; eine solche Freude, ihren eignen Nekrolog zu lesen, wird selten den Sterblichen geboten. Die falsche Todesnachricht hat mich jedoch sehr verstimmt, und es thut mir leid, daß auch meine Freunde dadurch

afficiert wurden; zum Glück kam die rektificierende Nachricht, wodurch mein Untod gemeldet ward, schnell hinterdrein. Sie wundern sich, daß so viele falsche Nachrichten über mich in Umlauf, und sagen, daß ich komplet mythisch werde. Ich könnte leicht den Schlüssel zu diesen Mythen geben und Ihnen überhaupt die Quellen anzeigen, woraus all' die mehr oder minder albern, aber jedesmal bösgemeinten Notizen über mein Privatleben fließen. Der Monjieur Straus hier hat gestanden, daß er über 4000 Franks ausgegeben für Journale und Journalisten, um seine roh erdachten und von den uns wohlbekannten Spiegelbergen verfeinerten Verunglimpfungen meines Privatlebens ins Publikum zu bringen. Ich habe nie dagegen reklamieren wollen, um den Leuten nicht Stoff zu Diskussionen zu liefern*).

252. An Julius Campe.

Paris, den 12. November 1846.

Liebster Campe!

Ich habe Sie bis heute auf Ihre zwei jüngsten Briefe ohne Antwort gelassen, weil mich das

*) Der Schluß dieses Briefes ist verloren gegangen.

Schreiben unsäglich anstrengt, nicht sowohl wegen meines schwachen letzten Auges, als wegen der Brust, deren Beklemmung Tag und Nacht dauert, daß mir bei dem beständigen Schlucksen und Glucksen schon jetzt in diesem Augenblicke, wo ich über den Schreibtisch mich lehne, das Wasser beständig aus dem Maule läuft und der Athem ausgehn will. Daher fass' ich mich heute nothdürftig kurz und erlasse Ihnen/zunächst den Küffel für Ihren vorletzten Brief. Daß Sie an meine Krankheit nicht glaubten, erkläre ich mir daraus, daß Sie gewiß bei meiner Mutter Erkundigungen einzogen, die wahrlich nicht beunruhigend ausfallen konnten, da ich der alten Frau immer das Gegentheil meines Zustandes berichte.

In Bezug auf den „Atta Troll“ melde ich Ihnen nun, daß ich, obgleich Sie damit füglich warten konnten, dennoch jeder Verpflichtung gegen Sie mich so bald als möglich zu entledigen suchte und damit eilte, das Gedicht für den Druck bereit zu machen; es ging aber weniger schnell, als ich glaubte, ich mußte Vieles umändern, mehre neue Stücke hineindichten, und in diesem Augenblick hat es mein Abschreiber, sodaß ich nach erneuerter Durchsicht das Gedicht selbst in acht Tagen zuschicken kann, damit Sie es unverzüglich in Druck geben.

Was die Gesamtausgabe betrifft, so irren Sie sich, wenn Sie glauben, daß ich für den Fall meines Todes nicht daran gedacht hätte, über die Anordnung Etwas gethan zu haben. Ich habe für diesen Fall in meinem Testamente die Freunde Detmold und Laube beauftragt, jene Ausgabe an meiner Statt zu besorgen, und was die Anordnung betrifft, wie ich Sie selbst für die geeignetste halte, so will ich Ihnen heute darüber einige Worte sagen, damit Sie mir sagen, ob Sie mit mir einverstanden; denn ich habe seit zwanzig Jahren Ihre merkantilischen Interessen beständig im Auge behalten — die meinigen hab' ich immer vernachlässigt.

Ich schlage Ihnen vor, die Gesamtausgabe in neunzehn Bänden erscheinen zu lassen, wünsche jedoch zu wissen, in welchen Zeiträumen die verschiedenen Lieferungen erscheinen und aus wie viel Bänden sie bestehen würden.

Band I soll enthalten: { Die Harzreise und
Das Buch Vegrand.

Band II: { Den Almanfor und
Den Ratcliff.

Band III: Das Buch der Lieder, mit Ausnahme der „Nordsee.“

- Band IV: } Die Nordsee, nämlich die zwei poetischen und die dritte prosaische Abtheilung.
Der Rabbi von Bacharach.
- Band V: Italien, erster Theil.
- Band VI: Italien, zweiter und dritter Theil.
- Band VII: } England (aus dem vierten Theil der Reisebilder.)
Fragment einer Übersetzung von Manfred.
- Band VIII: } Schnabelewopski.
Pariser Kunstausstellung (aus dem ersten Theile des Salon.)
- Band IX: Die romantische Schule.
- Band X: Zur Geschichte der Philosophie in Deutschland (zweiter Theil des Salon.)
- Band XI: } Elementargeister (aus dem dritten Theil des Salon.)
Florentinische Nächte (dito.)
- Band XII: Französische Zustände, mit Ausnahme der kleinen Briefe am Schluß.

- Band XIII: { Die kleinen Briefe am Schluß der Zustände.
Vorrede der Zustände.
Vorrede zum Adel.
Vorrede zum Salon.
(Etwa als Unparteilichkeit mein Artikel über Menzel aus den Politischen Annalen.)
Der Denunciant.
Der Schwabenspiegel.
- Band XIV: Monsieur Louis Börne.
- Band XV: { Shakspeare's Frauen.
Theaterbriefe (aus dem vierten Theil des Salon.)
- Band XVI: Artikel aus der Allg. Zeitung.
- Band XVII: { Fortsetzung derselben.
Das Wintermärchen.
- Band XVIII: Neue Gedichte, mit Ausnahme des Wintermärchens.
- Band XIX: Atta Troll und spätere Gedichte, die ich seitdem geschrieben oder noch schreiben werde, sehr schöne und gut honorierte Gedichte. —

Sagen Sie mir, ob Ihnen diese Anordnung genehm ist, und Sie können bald den Druck anfangen, da ich die ersten zwei oder drei Bände nur

in druckfehlerlicher Beziehung durchzulesen brauche. Es versteht sich, daß Sie in keiner öffentlichen Ankündigung das Detail obiger Anordnung mittheilen; denn ich könnte Einiges abändern wollen.

Bedürfen Sie einer besondern Ankündigung für das Publikum, so verlangen Sie dieselbe von meinem Freunde Barnhagen v. Ense; Sie haben bald die beste Gelegenheit dazu, indem Sie ihm den „Atta Troll“ gedruckt zuschicken; er ist ihm nämlich dediciert.

Leider habe ich von den zwei ersten Bänden der „Reisebilder“ die letzte Ausgabe, und vom dritten und vierten Band die erste Ausgabe. Ich muß aber von den ersten zwei Bänden die zweite Ausgabe jetzt vornehmen (da ich diese noch in Deutschland selbst corrigiert), und aus demselben Grunde die erste Ausgabe von den zwei letzten Bänden. Halten Sie dieselben daher für mich bereit.

Daß Sie aus meinem letzten Brief Etwas drucken ließen*), ist an und für sich gewiß Unrecht, aber ich bin überzeugt, Sie hatten eine freundschaft-

*) Campe hatte im „Telegraph für Deutschland“ einige Stellen des Heine'schen Briefes aus Larbes vom 1. September 1846 veröffentlicht, um die falsche Todesnachricht gründlich zu widerlegen.

liche Absicht. — Die voreilige Nachricht meines Todes hat mir viele Theilnahme gewonnen; rührend edle Briefe in Menge. Auch Karl Heine schrieb mir den liebeichsten Freundschaftsbrief. Die kleine Trödelei, die lumpige Gelddifferenz, ist ausgeglichen, und Dieses that meinem verletzten Gemüthe wahrhaft wohl. Aber das Vertrauen zu meiner Familie ist dahin, und Karl Heine, wie reich er auch ist und wie liebeich er sich mir zuwendet, so wäre er doch der Letzte, an den ich mich in irgend einer Lebensnoth wenden würde. Ich habe hartnäckig darauf bestanden, daß er mir bis auf den letzten Schilling auszahle, wozu ich mich durch das Wort seines Vaters berechtigt glaubte, aber wahrhaftig, ich würde auch keinen Schilling mehr von ihm annehmen. Wir haben Beide große Thorheiten begangen, aber ich bezahle sie viel theurer, mit dem Rest meiner Gesundheit. Es sieht mit dieser sehr schlecht aus, es ist möglich, daß mein Tod Ihnen eine sehr vorzügliche Reklame macht für meine Gesamtausgabe; Sie werden mal sehen, wie viel populärer ich alsdann noch werde, obgleich, wie ich aus närrischen Buchhändlerbriefen sehe (nächstens schreibe ich Ihnen darüber) meine Popularität schon sehr groß sein muß. Für einen populären Abriß meines Lebens will einer mir das Erstaunlichste zahlen. — Sein Sie ruhig, ich schreibe gar Nichts. Ich will Ruhe

haben, und an meinem Ruhme ist mir am wenigsten gelegen.

Ihr Freund

H. Heine.

253. An Dr. Arnold Mendelssohn.

Hochgeehrtester Herr Doktor!

Sie überschätzen meinen Kredit in Augsburg und irren sich, wenn Sie glauben, daß ich mit der „Allg. Ztg.“ in beständiger Verbindung stände. Ich schreibe jetzt dorthin höchst selten. Indessen, wenn Sie es dringend wünschen, will ich in Bezug Ihrer dieser Tage nach Augsburg schreiben, und die Redaktion der „Allg.“ in Kenntniß setzen, wie ungerecht die Verletzung ist, die Sie darin erlitten, und wie wenig sie im Einklang ist mit Ihrem persönlichen Charakter und Ihren wissenschaftlichen Verdiensten. Sie können ganz über mich in dieser Hinsicht verfügen; doch gestehe ich Ihnen, daß ich selbst auf die schändlichsten Zeitungsartikel keinen Werth legen würde; Das sprießt und welkt und fällt ab, ohne sonderliche Spur zu hinterlassen, wie das Menschengeschlecht selbst. Beschuldigen Sie mich nicht, für fremde Kummernisse so kühle Worte zu geben. Empfänden Sie nur drei Tage lang meinen

gegenwärtigen Zustand, so würden Sie der peinlichsten Verunglimpfung, die Ihnen jetzt widerfährt, nur ein untergeordnetes Interesse widmen. Haben Sie aber durchaus Lust, zu reklamieren, so thun Sie es. Es schafft Ihnen vielleicht moralische Erleichterung, positiv nutzt es aber gar nicht. Ich zweifle nicht, daß die „Allg. Ztg.“, nachdem Sie so stark darin angegriffen worden, und auch mit Perfidie angegriffen worden, bei ihrer vorherrschenden Loyalität keineswegs zögern wird, auch Ihre Reklamation aufzunehmen; es versteht sich, wenn sie mit Mäßigung und Takt abgefaßt ist.

Ich gehe jetzt fast gar nicht mehr aus, wegen zunehmendem Unwohlsein, und ich habe Ordre gegeben, Sie zu jeder Zeit zu mir zu lassen.

Einen freundschaftlichen guten Morgen wünschend,

Heinrich Heine.

Paris, den 12. December 1846.

254. An Julius Campe.

Paris, den 14. December 1846.

Liebster Campe!

Ein Mißgeschick mit dem Abschreiber, der den „Troll“ zum zweiten Male kopieren mußte, und ein

Rückfall in meiner Krankheit, die in diesem Augenblick mich an jeder Arbeit hindert, ist Schuld, daß ich Ihnen das beikommende Manuscript nicht früher geschickt. Es fehlt nur noch die Vorrede, die, etwa 6 bis 8 Seiten stark, in einigen Tagen nachgeschickt wird. Vier Kapitel habe ich neu hineingeschrieben und Manches stark variiert, so daß ich jetzt für das Gedicht wohl auf ein Succès d'estime rechnen kann. Ohne Ihre pressante Anforderungen hätte ich es aber gar nicht herausgegeben. Wenn es auf dickem Velin gedruckt wird, macht es wohl ein hübsches Bändchen. Sie bringen es in einem literarisch günstigen Momente, und es ist daher vielleicht besser, daß es jetzt erscheint, als später, wo Passionsstürme rasen. — Ich bin verflucht krank.

Die böse Jahreszeit zerrüttet mich fürchterlich. — Sie haben jetzt, wegen Weihnacht, den Kopf und die Hände voll und können nicht an die Gesamtausgabe denken; ist aber Neujahr vorbei, so bitte ich, mir auf meinen letzten Brief bestimmt Ihre Resolution zu sagen. — Ich hoffe, daß Sie jetzt, wo ich den „Atta Troll“ trotz meines Unwohlseins gefördert, ihn auch gleich in Druck geben, ob Sie jetzt Viel zu thun haben; ich rechne drauf, aus wichtigen Gründen.

Ich hoffe, daß Sie und Ihre ganze Familie, Gattin nebst der Sedez-Ausgabe, sich wohl befin-

den. — Hier ist Alles still, nur daß viele wahnsinnige Deutsche herkommen und mich stören und langweilen. — Leben Sie wohl und vergnügt.

Ihr sehr verdrießlicher Freund

H. Heine.

255. An Julius Campe.

Liebster Campe!

Ich schicke Ihnen anbei die Vorrede zum „Atta Troll“. Sorgen Sie eifrigst für getreuen Abdruck. Vergessen Sie nicht, dem Setzer zu bemerken, daß über das letzte Kapitel des Gedichtes der Name von Barnhagen mit größern Lettern gedruckt werden muß, da dadurch die Dedication gezeigt wird. — Die verfluchte Vorrede hat mir mehr Mühe gekostet als zehn Druckbogen.

Ich befinde mich seit 8 Tagen etwas besser, und da ich mich gegen alle äußere und innere böse Influenzen in Acht nehme, hoffe ich den Winter besser zu überstehen, als anfänglich zu erwarten war. Auch arbeite ich schon mit mehr Leichtigkeit. Geh' fast gar nicht aus; das beständige Sitzen am Kamin hat leider mein letztes Auge noch mehr getrübt. Könnte ich nur lesen!

Ich wünsche Ihnen und den Ihrigen einen

heitern Weihnacht. — Lassen Sie mir doch gleich wissen, ob der „Troll“ zum Druck gegeben worden, und schicken Sie mir alsdann schleunigst die ersten Aushängebogen.

Freundschaftlich grüßend

H. Heine.

Paris, den 19. December 1846.

256. An Julius Campe.

Paris, den 26. December 1846.

Liebster Campe!

Ich habe in meinem letzten Brief vergessen, Ihnen den Titel meines Büchleins in optima forma mitzutheilen. Aus Vorsorge thue ich es nachträglich. Es heißt:

Atta Troll.

Ein Sommernachtstraum,

von

H. Heine.

Ich benutze diese Gelegenheit, Ihnen das schönste Glück zum Neuen Jahre zu wünschen. —

Vergessen Sie nicht, sobald Sie aus dem Geschäftsstrudel des Fahrwechsels getreten, mir gleich zu melden, wann mein Büchlein die Presse verläßt, wegen Maßregeln, die ich in dieser Beziehung zu machen habe.

Mit meiner Gesundheit sieht es noch immer sehr kläglich aus, und ich fange an darüber sehr verdrießlich zu werden.

In Deutschland scheint wieder die Heuchelei der Ernsthaftigkeit zu grassieren, und mein Bär kommt zur rechten Zeit, um zu treffen, aber auch um getroffen zu werden.

Ihr Freund

H. Heine.

257. An Benjamin Lumley in London.

Paris, den 27. Februar 1847.

Werther Freund!

Hiermit erhalten Sie das Manuscript, das ich Ihnen Ende dieses Monats zu liefern versprach. Ich versichere Ihnen, daß ich nie wieder ein Versprechen dieser Art machen werde. Sie haben keinen Begriff davon, wie sehr ich mir in meiner jetzigen Lage durch den Versuch geschadet, meine Aufgabe würdig zu lösen. Verschaffen Sie sich so bald wie möglich die englische Übersetzung, und lesen

Sie dieselbe in einer ruhigen, müßigen Stunde. Solch eine Lektüre wird Sie mein Ballettbuch besser verstehen lassen, in welchem z. B. der „Hexensabbath“ nur dürftig skizziert ist, während mein Brief eine ebenso vollständige wie authentische Beschreibung davon giebt. Sie werden selbst darüber urtheilen, wenn Sie den Fürsten der Finsternis mit seiner Domina tanzen lassen. Während meiner Nachforschungen hab' ich einige wunderbare Dinge in Betreff des phantastischen Tanzes entdeckt, von denen ich Ihnen, wenn mir das Leben erhalten bleibt, später mehr schreiben werde.

Die wenigen Anmerkungen, welche ich meinem langen Briefe hinzugefügt, sind Citate, die Sie, nach Ihrem Ermessen, in der Broschüre weglassen mögen.

Sollte Ihnen der Inhalt der Anmerkungen nicht zusagen, so müßte der Verleger beiläufig erwähnen, daß sie weggelassen worden sind. Lassen Sie mir gütigst ein Exemplar der englischen Übersetzung des Buches und des Briefes zukommen, damit ich sie vor dem Druck corrigieren kann. Meine Broschüre müßte für Diejenigen, die nur den Goetheschen „Faust“ kennen, sehr interessant sein. Ich werde sie daher später einmal in deutscher Sprache herausgeben, jedoch in erweiterter Gestalt und mit einigen gelehrten Erläuterungen, damit ich nicht dem Tadel unsrer hochweisen Faustologen verfallē.

Halten Sie den Namen meines Balletts bis zum letzten Augenblick geheim, und nennen Sie es nöthigenfalls „Astaroth.“ Ich habe in meinem Briefe bewiesen, daß dieser Name, eben so gut wie Mephistopheles, dem von Faust angerufenen Dämon gebühre; daher dürfen Sie in Ihren Ankündigungen mit Fug denselben als provisorischen Titel gebrauchen. Es wird Ihnen angenehm sein, zu gewahren, welche Mühe ich mir gegeben, um den Leuten begreiflich zu machen, daß Sie den wirklichen Faust der Legende vorführen.

Ihr ergebener
Heinrich Heine.

258. An Heinrich Laube.

Sonnabend, den 3. April*).

Liebster Laube!

So eben schickt Mignet zu mir und läßt mir sagen, daß Dich Thiers auf morgen zum Mittagessen einladet, und daß Du also Punkt halb sieben zu ihm (Mignet) morgen Nachmittag kommen sollst, damit er mit Dir alsdann zu Thiers gehe, um mit Dir dort zu speisen. Fürchtend, daß Du vielleicht

*) 1847.

morgen zu früh ausgeht, habe ich Dir diese Mittheilung noch diesen Abend machen wollen. Ich bitte Dich, erwarte mich morgen bis 11 Uhr bei Dir; ich komme ganz gewiß.

Ich blieb bis gegen 2 heute zu Hause, führte meine Frau nach dem David'schen Concert, und kehrte bald wieder nach Hause, in Erwartung, Dich zu sehen, was leider nicht der Fall. Diesen Morgen hab' ich, obschon im ekelhaftesten Zustand, mir die Weill'sche Vorrede*) vom Halse geschrieben.

Verflucht schlechte brustglucksende Nächte; hätte ich nicht Frau und Papagei, ich würde (Gott verzeih mir die Sünde) wie ein Römer der Misère ein Ende machen!

Dein Freund

H. Heine.

259. An Heinrich Laube.**)

Liebster Laube!

Mein Zustand ist noch immer derselbe — mein Kopf ist so schwach, als wäre ich der Verfasser einer

*) Das in Band XIV, S. 147 ff. abgedruckte Vorwort zu A. Weill's „Sittengemälden aus dem elsässischen Dorfleben“.

**) Dieser Brief ohne Datum ist vom 5. April 1847.

Auerbach'schen Dorfnovelle — mein Magen eben so
kagenjämmerlich sentimental und religiös = sittlichflau
wie eine dito Novelle — trotzdem will ich gegen
11 Uhr zu Dir kommen.

Montag, 8 Uhr.

Dein franker Freund

H. Heine.

260. An Benjamin Lumley.

Paris, den 7. April 1847.

Werther Freund!

Ich bezweifle nicht, daß Sie bis an die Ohren
in Geschäften sitzen, und daß all' Ihre Gedanken
auf die täglichen Plackereien gerichtet sind. Trotzdem
bitte ich Sie inständigst, daß Sie ein paar Minuten
an mich denken und sie dazu verwenden, — erstens
mir etwas Geld zu schicken, sodann mir ungefähr
die Zeit anzugeben, wann mein Ballett zur Auf-
führung gelangen wird. Vor Allem, vergessen Sie
das Geld nicht. Ich habe für den gegenwärtigen
Monat April auf Sie gerechnet und ich halte mich
versichert, daß England, so enorm seine Ausgaben
in diesen kriegerischen Zeitläuften sein müssen, immer
noch reich genug ist, seinen ärmeren Alliierten, welche
sehr tapfer, aber bettelarm sind, einige Subsidien

zu senden. Auf jeden Fall schreiben Sie mir gleich. Meine unglücklichen industriellen Affairen haben mich in eine Finanznoth gestürzt, die eben so lästig wie die Sr. Majestät des Königs von Preußen ist.

Da ich der Meinung bin, daß Sie mein Ballett im Laufe dieses Monats aufführen werden, habe ich Vorkehrungen getroffen, mein Verlagsrecht in Frankreich zu sichern. Ich habe von einem verschwiegenen Drucker insgeheim ein paar Duzend Exemplare herstellen lassen; und durch vorschriftsmäßige Hinterlegung derselben im Archive des Ministers des Innern habe ich mich gegen Piraten geschützt . . .

Tausend freundliche Wünsche von Ihrem ergebenen

Heinrich Heine.

261. An Benjamin Lumley.

Paris, den 3. Mai 1847.

Werther Freund!

Ich habe Ihr Schreiben vom 27. v. M. erhalten. Niemand vermag liebenswürdiger zu sein, als Sie. Ich danke Ihnen für den Vorschuß von

6000 Franks, deren Empfang ich den H. Lafitte & Co. bestätigte. Ich muß gestehen, daß mir das Geld sehr gelegen kommt; daher weiß ich Ihnen doppelt Dank. Es wird mich herzlich freuen, von der Aufführung meines Balletts zu hören — sein Erfolg scheint mir zweifellos. Alles, was ich bisher geleistet, hat beim Publikum günstige Aufnahme gefunden; und was Sie betrifft, so steht das Glück Ihnen zur Seite, wie ich aus den großen Triumpfen, zu denen ich Ihnen gratuliere, ersehen kann. Sie werden finden, daß mein Ballett über all unsere Erwartung hinaus Furore machen, und selbst einen Platz in den Annalen der Schauspielkunst einnehmen wird. In der That, Ihre Generosität würde mich sehr niederdrücken, zweifelte ich nur einen Augenblick an einem großen Erfolg.

Was den geheimen Druck des Buches betrifft, von welchem ich gesprochen, so würde es mich tiefstens schmerzen, wenn ich glaubte, daß dadurch Ihre Rechte verletzt werden könnten; aber ich habe Nichts dieser Art zu befürchten. Mein Geheimnis ruht sicher in den Händen eines Mannes, der naturgemäß äußerst diskret ist, — nämlich Buloz, der Direktor der Revue des deux Mondes, welcher eine eigne Presse auf den Namen seines ersten Gehilfen besitzt. Letzterer ist als mein Verleger genannt, und sämtliche Exemplare sind in meinen Händen, mit Aus-

nahme von zweien, welche ich beim Minister des Innern deponiert habe, und welche daher in den Katafomben für Drucksachen in der Rue de Grenoble begraben liegen. Außerdem läßt sich aus dem Titel nicht ersehen, daß es ein Ballett ist. Alle Exemplare, ich wiederhole es, sind in meinen Händen, und ich werde sie mittelst der Messagerie nach London senden. Heute noch schicke ich ein Exemplar mit dem Briefe ab, den ich Ihnen jetzt trotz des schrecklichen Zustandes meiner Augen schreibe. Buloz hat auch ein persönliches Interesse, mein Geheimnis zu bewahren. Ich habe ihn nämlich von meiner Absicht in Kenntniß gesetzt, mein Libretto mit dem Begleitbriefe an Mr. Lumley in der Revue des deux Mondes erscheinen zu lassen, sobald mein Ballett in London aufgeführt worden sei; und er selbst rieth mir, ein paar Franks zu opfern, um es vorläufig und insgeheim drucken zu lassen, damit ich gesetzlich gegen die dramatischen Piraten geschützt sei, die sich meines Werkes bemächtigen würden, wenn es in der nicht hinlänglich gegen Nachdruck gesicherten Revue erschiene. Sie sehen, werther Freund, daß ich in gutem Glauben aufs beste gehandelt habe. Sagen Sie mir nun, ob Sie gegen die Veröffentlichung meines Balletts in der Revue des deux Mondes, unmittelbar nach der ersten Aufführung in London, Etwas einzuwenden haben — denn ich wünsche

Nichts ohne Ihre Genehmigung zu thun. Sedenfalls schicken Sie mir ein Dokument, das ich nur zu unterzeichnen habe, um Ihnen das Verlagsrecht, so weit Dies möglich ist, zu sichern. Ich bin mit den Gesetzen Englands in Betreff derartiger Interessen unbekannt; aber es scheint mir, daß Alles, was Sie benachtheiligen könnte, durch ein sehr einfaches Mittel zu beseitigen wäre. Sie brauchten nur ein paar Exemplare in englischer Sprache drucken zu lassen und sie bis zum Tage der ersten Aufführung unter Schloß und Riegel zu halten. Übrigens werden Sie, der Sie die personifizierte Geschicklichkeit sind, die Mittel zu Ihrem Schutze schon zu finden wissen. Mit den Exemplaren des Balletts werde ich Ihnen ein langes phantastisches Gedicht senden, das ich in die Revue des deux Mondes einrücken ließ, und das großartigen Erfolg gehabt hat. Sie finden darin eine Schilderung der nächtlichen Jagd und der Jägerin Diana, die als ein Phantom erscheint. Indem ich mein Ballett hier in der Revue des deux Mondes veröffentliche, zeige ich, daß ich ihm eine ganz besondere artistische Bedeutung beimeße, und das literarische Gewicht der Revue wird uns solcherweise gut zu Statten kommen. Ich denke, es würde nicht unräthlich sein, die deutsche Version des Buches (mit einigen Stellen der Vorrede) gleichzeitig in der „Augsburger Zeitung“ abzudrucken.

Dies würde Ihnen eine Ankündigung ersparen. Befügen Sie in jeder Hinsicht über mich. — Erklären Sie beiläufig Ihrem Ballettmeister, was ich in meinem Brief über das Thema des „Hexen-Sabbaths“ geschrieben, und fragen Sie ihn, ob es nicht möglich ist, (nach dem Abgange Faust's) die Herzogin ein fürchterlich groteskes Pas de deux mit dem höllischen Ziegenbock tanzen zu lassen. Die Herzogin würde dadurch die in meinem Briefe beschriebene Domina des Festes; jedoch glaube ich nicht, daß man in einem so fashionablen Theater wie dem Ihrigen wagen darf, so weit zu gehen.

Ihr ergebener

Heinrich Heine.

262. An Harnhagen von Ense.

Paris, den 4. Mai 1847.

Liebster und verständigster Freund!

Wären nicht meine Augen in so fatal schmerzlichem Zustande, würde ich Ihnen durch Überbringer, Herrn Grenier, einen langen Brief zuschicken und Ihnen Denselben weitläufigst empfehlen — Empfehlung aber bedarf er wohl am wenigsten, da

er sich Ihnen, dem Kenner wahrer Bildung und gebiegenen Werthes, in den ersten fünf Minuten durch sich selber hinlänglich empfehlen wird. Herr Grenier, ein langjähriger Freund, ist einer der ausgezeichnetsten jungen Franzosen, die ich kenne, mit deutscher Sprache tief vertraut und dürstend nach innigstem Begreifen des deutschen Wesens. Seien Sie ihm dazu hilfreich. — Mögen diese Zeilen Sie in bestem Wohlsein antreffen — mir geht es körperlich schlecht und ich trage das Unabweisbare mit Geduld. Meine Gemüthswärme ist bis zur Flamme erhöht, während die äußerliche Lähmung mich umschleicht.

Ihr ewiger Freund

Heinrich Heine.

263. An Julius Campe.

Montmorency, den 20. Juni 1847.

Liebster Campe!

Mein Krankheitszustand, zumal mein Augenleid, macht es mir unmöglich, viel zu schreiben, und ich lasse daher die politischen Expektorationen Ihres letzten Briefes unbeleuchtet. Die Zeit des Kanne-

gießerns ist für mich vorüber, da meine Stunden, und gar die brauchbaren Stunden, mir kärglich zugemessen — Ich sage Ihnen daher in der Kürze, Sie hatten Unrecht, aus den angeblichen Zeitursachen die Gesamtausgabe nicht diesen Winter begonnen zu haben; ich kann Sie nicht zwingen, aber ich bitte Sie sehr, zu bedenken, daß es eine große Frage ist, ob ich diesen Winter ausdauere mit meinem schrecklich zerstörten Leibe. Die Kälte hat auch meine Brust, die im Herbst noch gar nicht leidend war, stark angegriffen. Ich wollte deßhalb nach dem Süden gehen und dort zu überwintern suchen, aber meine Finanzen erlauben es nicht, und ich werde daher in Paris bleiben. Laßt uns den Spätherbst und den Anfang des Winters mit der Gesamtausgabe beginnen und fortschreiten, und deßhalb geben Sie mir bestimmte Antwort über meinen Prospektus der Anordnung; Sie haben keine Silbe darüber gesagt. — Es scheint, als ob Sie meinen Tod zur Herausgabe der Gesamtausgabe, als fördernde Reklame, abwarten wollten; anders kann ich mir Ihr laues Zögern nicht erklären. Sein Sie ohne Sorge, diese Reklame wird nicht ausbleiben, nicht lange.

Ich würde Ihnen auch heute, liebster Campe, noch nicht geschrieben haben, wenn ich Ihnen nicht wegen einer neuen Publikation eine Offerte zu

machen hätte und bereits länger, als ich sollte, damit geögert. Sie bezieht sich auf ein Ballett, das ich für meinen Freund Lumley in London geschrieben, ein Gedicht, welches vom Ballett nur die Form hat, sonst aber eine meiner größten und hochpoetischsten Produktionen ist. Der Stoff ist für Deutschland von so großem Interesse und so denkwürdig, daß ich darüber gleichzeitig in Briefform eine humoristische Abhandlung geschrieben, und diese, nebst dem Text des Tanzgedichtes und einigen Noten, die ich noch hinzugebe, beträgt 10 Druckbogen, und bildet ein Büchlein, welches vielleicht viel Anfechtung erleidet, für meinen Herrn Verleger aber sehr profitabel sein wird. Was ist der Titel, was ist der Stoff? Vielleicht ist das Geheimnis schon verrathen, aber durch Sie soll es nicht ausgeläutet werden, und ich würde Ihnen das Manuscript nicht eher schicken, bis ich sicher, daß das Ballett in London zur Aufführung gelangt. Für dieses Büchlein verlange ich von Ihnen 1000 *M* Bco., und ich verkaufe Ihnen für dieses ein für alle Mal bezahlte Honorar zugleich das Recht, so viel Auflagen, als Ihnen beliebt, später von diesem Büchlein zu machen und dasselbe unverzüglich auch der Gesamtausgabe meiner Werke einzuverleiben, wo es, will's Gott, eine ehrenwerthe und charakteristische Stellung einnehmen wird.

Schreiben Sie mir umgehend Antwort in Be-

zug auf diese Offerte. Aber nur ein kurzes Ja oder Nein; ich bin wahrlich zu krank, um mich auf Geldverhandlungen einlassen zu können, ich mag kaum Dergleichen lesen, und sollte von Ihrer Seite mir nur irgend ein Bedenken geäußert werden, so betrachte ich Das als eine Verneinung, und ich werde wahrhaftig kein Wort mehr über die Sache verlieren. Ich will hiermit nicht sagen, daß ich das Büchlein in solchem Falle einem andern Buchhändler geben würde, nein, so viel Werth lege ich weder auf das Buch noch auf das lumpige Geld; dazu sind Sie mir auch zu werth und theuer; aber ich würde das Büchlein ganz ungedruckt lassen. Sie sehen, wie wenig ich es drauf anlege, Sie merkantilisch zu nöthigen. Ich verlange nur Lakonismus von Ihnen, denn, wie gesagt, meine blinden Augen und meine ächzende Brust können das lange Briefwechseln nicht vertragen.

Liebster Freund, es geht mir herzlich schlecht, obgleich ich von aller Welt in diesem Augenblick (ausgenommen von meiner miserabeln Sippenschaft) gehätschelt und gestreichelt werde. Was letztere betrifft, so hat Laube's Brief in der „Allg. Zeitg.“, wo er unummunden dieselbe einer feigen Meuchelei bezichtigt, hier und allerorten die beistimmendste Entrüstung erregt. In Bezug Karl Heine's hat er nicht die ganze Wahrheit gesagt; ich habe nämlich

keineswegs Grund, mit ihm zufrieden zu sein. Daß Derselbe, während ich dem Grabe nahe stehe, die Verpflichtung übernommen hat, meiner Wittwe die Hälfte meiner Pension lebenslänglich zu zahlen, ist fürwahr keine so kolossale Großmuth. Ich habe aber, ich gestehe es, nicht mehr verlangt, da ich einst, wie ich Ihnen seiner Zeit schrieb, auch von meinem Oheim keine höhere Zusicherung empfangen, auch nicht in Anspruch genommen, freilich damals in der Voraussetzung, daß ich noch lange Jahre bis in hohes Alter mich durchschlagen und vielleicht gar mein Weib überleben würde! Ich habe nicht ohne Absicht Sie darauf aufmerksam machen wollen, welche Bewandtnis es hat mit der Versöhnung, die mir Karl Heine oktroyiert, und wobei aber seine Börse ganz unberührt geblieben. Da jetzt meine Bedürfnisse, wegen der Krankheitspflege, fast verdreifacht, da ich gar wenig erschreiben kann, so würde der Himmel mich sogar in eine große Verlegenheit setzen, wenn er mir ein längeres Leben schenkte. Gottlob, ich werde just auskommen, ohne irgend eine Basseffe begangen zu haben. — Leben Sie wohl, und schonen Sie Ihre Gesundheit. Ich bin sehr verstimmt, und dabei sitzt eine melancholische Nachtigall vor meinem Fenster, die beständig jammert. — Meine Adresse ist:

Mr. Henri Heine à Montmorency (Département Seine et Oise) en France. — Grü-

ßen Sie mir Ihre Frau und den jungen Sprößling.

Ihr

H. Heine.

264. An Betty Heine.

Montmorency, den 28. August 1847.

Liebe, gute Mutter!

Deinen lieben Brief vom 3. August habe ich richtig erhalten. Es ist hier Alles beim Alten, und ich werde, bis es herbstlich wird, hier bleiben. Dies wird aber wahrscheinlich nicht über vier Wochen währen, da es Ende September hier sehr kalt zu werden anfängt. Meine Augen im selben Zustand, und das Schreiben macht mich übel; schreibe daher fast gar nicht. Heute schreibe ich Dir zunächst, um Dir einliegende Papiere zurück zu schicken, die zu diesem Endzweck bereits seit sechs Monaten, wo ich meine Skripturen ordnete, bereit lagen. Wozu soll ich sie im Grunde bei mir behalten? Denn ehrlich gestanden, nur als ein Zeichen Deiner mütterlichen Liebe hatten sie für mich eine Geltung, sonst aber kam es mir nie in den Sinn, davon jemals Ge-

brauch zu machen. *) Max wird in dieser Beziehung ganz so denken wie ich; Du mußt, nach meinem Rath, die ganze Summe meiner Schwester lassen. — Mein weib= und kinderloser, in Amt und Glück stehender Bruder Max ist versorgt, wohlversorgt, und auch ich hab' bis an mein Ende genug zu leben; auch für meine Frau ist gesorgt und (sie) ist schon dadurch beglückt, daß Du sie liebst, hier kann also von keinem Opfer die Rede sein.

Sei überzeugt, auch Gustav hat dies Geld eben so wenig nöthig, wie ich und Max. Das ist mein Wunsch und mein Rath, die beide um so mehr Gewicht haben dürften, da ich der Älteste meiner Geschwister bin, und mein Wort Dich jedenfalls gegen Dich selbst beruhigen darf. — Nun, thue, was Du willst, und laß mich Nichts mehr von dieser Angelegenheit hören.

Dein liebend getreuer Sohn
Heinrich Heine.

*) Wie Maximilian Heine erklärend bemerkt, hatte die Mutter die Absicht, ein Kapital testamentarisch unter ihre vier Kinder zu vertheilen. Sie hatte ihrem Sohne Heinrich alle darauf bezüglichen Papiere zugesandt und ihn wegen der formellen Anordnungen konsultiert.

265. An Julius Campe.

Paris, den 30. September 1847.

Ich bin, liebster Campe, seit ungefähr vier Monat ohne Antwort auf den Brief, den ich Ihnen von Montmorency aus schrieb; ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll.

Heute beschränke ich mich darauf, Ihnen Abvis zu geben über die Summe, die ich in diesem Jahre noch von Ihnen zu fordern habe, und ich werde dieselbe morgen auf Sie trassieren. — Ich bin Ihnen noch eine kleine Summe für Bücher schuldig, die ich in Hamburg von Ihnen bekommen; ich bitte mir zu sagen, wie viel Das ist, und mir zugleich Generalquittung zu geben, daß ich Ihnen sonstig Nichts mehr schulde.

Ihr ergebener

Heinrich Heine.

41. Faubourg Poissonnière.

Über den angetragenen Verlagsartikel bedarf ich keiner Antwort, da mir Ihre Antwortszögerung bereits diese Publikation verleidet hat und ich jene Arbeit zu einer größeren verwenden will.

266. An Betty Heine.

Montmorency, den 5. Oktober 1847.

Liebste Mutter!

Mein Brief ist einige Tage liegen geblieben, da ich erst morgen nach Paris reise, wo ich ihn auf die Post legen will. Ich suche mir dort eine neue Wohnung für den 15. Oktober; bis dahin bleibe ich hier, wo ich mich behaglich befinde. Meine Frau ist wohl, und wir sprechen beständig von Dir. Schreib mir bald, denn ich bin jetzt, wo ich weniger lesen kann, sehr leicht im Stande, zu viel nachzugrübeln. Der Himmel erhalte Dich im schönsten Wohlsein. Wenn nicht die fatalen Gesichter in Hamburg wären! — Nächstes Jahr gedenke ich das Bad Gastein zu besuchen, das man mir sehr rühmt. Lebe wohl, theure Mutter, schreibe mir bald und sei überzeugt, daß keine Stunde vergeht, wo ich nicht an Dich und Deine mütterliche Treue denke.

Dein gehorsamer Sohn

H. Heine.

267. An Alfred Meißner.

Mein lieber Meißner!

Ein Brief, welchen ich Ihnen unmittelbar nach den Februartagen schrieb, ist Ihnen offenbar nicht zugekommen, da ich weder eine Antwort darauf erhalten, noch Sie in Ihrem Briefe an Seuffert, obgleich Sie darin meiner gedenken, meines Schreibens im geringsten erwähnen. Es ist sehr leicht möglich, daß Dies durch eine Nachlässigkeit in der Adresse oder durch eine verfängliche Stelle des Inhalts (der Brief hätte Ihnen noch unter Metternich zukommen müssen) verursacht wurde, und ich spreche Ihnen nur deshalb davon, damit Sie mich nicht für einen lauen Freund halten. Meine Gefühle bei dem Umschwung, den ich unter meinen Augen vor sich gehen sah, können Sie sich leicht vorstellen. Sie wissen, daß ich kein Republikaner war, und werden nicht erstaunt sein, daß ich noch keiner geworden. Was die Welt jetzt treibt und hofft, ist meinem Herzen völlig fremd, ich beuge mich vor dem Schicksal, weil ich zu schwach bin, ihm die Stirn zu bieten, aber ich mag ihm den Saum seines Kleides nicht küssen, um keinen nackteren Ausdruck zu gebrauchen . . . Daß ich einen Augenblick furchtbar bewegt wurde, daß es mir kalt über den Rücken und

die Arme hinauf wie stechende Nadeln lief, Das wird Sie nicht verwundern. Nun, es ist vorüber gegangen. Auch war es sehr lästig, als ich rings um mich lauter alte Römergesichter sah, das Pathos an der Tagesordnung war, und Benedek ein Held des Tages. Gerne wollte ich aus dem mich beängstigenden Getümmel des öffentlichen Lebens wegflichten, in den unvergänglichen Frühling der Poesie und der unvergänglichen Dinge, wenn ich nur besser gehen könnte und nicht so krank wäre. Aber meine Gebrechen, die ich allenthalben mitschleppen muß, erdrücken mich schier, und ich glaube, Sie müssen sich sputen, lieber Freund, wenn Sie mich noch sehen wollen. Einstweilen herzliche Grüße. Weill hat 16,000 Stimmen erhalten. Il a l'air député des talons jusqu' aux sourcils.

Heinrich Heine.

Paris, den 12. März 1848.

268. An Julius Campe.

Paris, den 25. April 1848.

Liebster Campe!

Ich schreibe Ihnen heute, um Sie auf Ihr vorletztes Schreiben und Ihr jüngstes vom 15. dieses

nicht ganz ohne Antwort zu lassen, wenigstens in Bezug auf die in letzterem enthaltene Anfrage. Ich bin seit einigen Wochen kranker als je, und ohne die größte Anstrengung kann ich keine Zeile aufs Papier bringen. Auch diktieren kann ich nicht; denn seit 20 Tagen sind meine Kimladen gelähmt, kann ohne Krämpfe nur halb hörbar Wenig sprechen, und dadurch, daß ich nichts Konsistentes mehr lauen kann, bin in diesem Augenblick sehr schwach. Kann nicht mehr auf den Beinen stehn. —

Warum haben Sie also gewartet, warum hatte ich also keine Antwort voriges Jahr, als ich Ihnen meinen Prospekt zur Gesamtausgabe schickte? Damals war ich noch im Stande zu arbeiten. Warum keine Antwort auf mein letztes Schreiben, wo ich um Quittung, Lebens und Sterbens wegen, dringend bat? Warum, während mir alle Freunde Zeichen der Theilnahme widmeten, obstinierten Sie, Campe, sich immer, meinen Krankheitszustand zu ignorieren? Waren Sie immer sicher, daß ich der thätigen Hilfe in solchem Zustande nicht manchmal bedürftig? Und sagte Ihnen Ihr Gewissen nie, daß Sie dazu moralisch einigermaßen verpflichtet gewesen sein möchten, wenn auch keine merkantilische Obligatio zu erfüllen war? Sein Sie in dieser Beziehung außer Sorge, es geht mir pekuniär noch nicht ganz schlecht, und ginge es ganz schlecht, so

sind die Verpflichteten die Letzten, denen ich verpflichtet sein möchte in meinen letzten Tagen.

Ich hoffe dieser Tage im Stande zu sein, Ihnen in Bezug auf Ihr vorletztes Schreiben mehr zu sagen. Schicken Sie mir jedenfalls gleich Abschrift des oberwähnten Prospektus, und Ihre Wünsche in Betreff der Reihenfolge der Schriften sollen bei der Gesamtausgabe beachtet werden; hinzuschreiben kann ich jetzt leider Nichts mehr — warum warteten Sie?

Was die neue Auflage des ersten Theils der „Reisebilder“ und des ersten Theils des „Salons“ betrifft, so können Sie immerhin beide Bücher wieder so abdrucken, wie sie sind. Ich habe nie meine Gesinnung geändert, und habe also auch seit der Februar-Revolution Nichts in meinen Büchern zu ändern. Die neue Auflage des ersten Reisebilderbands lassen Sie gefälligst nach der zweiten Auflage abdrucken, nicht nach der ersten. Die Gedichte im ersten Salontheile sind in den „Neuen Gedichten“ bei erneuertem Druck manchmal verbessert, und ich bitte den Abdruck hiernach zu bewerkstelligen.

Ich habe mir unsägliche Mühe gegeben, meinen trostlosen Zustand meiner Mutter zu verbergen, und ich empfehle Ihnen ernsthafteste Diskretion. Vielleicht erspart der Himmel der alten Frau den Kummer, welchen ihr die Kenntniss meines Elends bereiten müßte. Deshalb darf auch meine Schwester

Nichts wissen, und auch Diese habe ich immer zu täuschen gewusst. — Ich bleibe bis zum 7. Mai in der Heilanstalt, wo ich seit 2 $\frac{1}{2}$ Monat darniederliege, und ich begeben mich wieder, um die großen Unkosten zu sparen, nach meiner Wohnung Rue de Berlin Nr. 9, wohin Sie gefälligst Ihre Briefe adressieren wollen.

Ich werde, wie gesagt, Ihnen die nächste Woche schreiben — der Kranke rechnet immer auf bessere Tage. Mein Kopf ist frei, geistesklar, sogar heiter. Auch mein Herz ist gesund, fast lebensüchtig, lebensgierig gesund — und der Leib so gelähmt, so maulaturig. Bin wie lebendig begraben. Sehe Niemand, spreche Niemand. — Schreiben Sie mir, was es Neues in Deutschland giebt. — Grüßen Sie mir mein junges Pathchen, Der kommt zu einer wunderlichen Zeit in die Welt! Leben Sie wohl, und sein Sie überzeugt, daß ich Ihnen des zeitlichen Wohles in Hülle und Fülle wünsche und Ihnen ohne Eigensüchtigkeit, wie immer, freundschaftlich ergeben bin.

Heinrich Heine.

269. An Julius Campe.

Paris, den 14. Mai 1848.

Ich bitte Sie, liebster Campe, die beiliegende Erklärung unverzüglich im „Hamburger Korrespon-

dentem“ abdrucken zu lassen. Nur vage hörte ich von der Verunreinigung meines Namens reden, die Freunde verbargen mir die Blätter, und erst dieser Tage bekam ich den „Allg. Ztg.“-Roth zu Gesicht. Trotzdem, daß ich noch blinder und elender bin, als vorige Woche, habe ich doch zur Feder gegriffen. Sobald die „Revue retrospective“ sich erklärt — sie hat die ministeriellen Papiere in Händen — theile ich Ihnen die Antwort mit.

Ihr Freund

H. Heine.

270. Erklärung.

Die „Revue Retrospective“ erfreut seit einiger Zeit die republikanische Welt mit der Publication von Papieren aus den Archiven der vorigen Regierung, und unter Anderem veröffentlichte sie auch die Rechnungen des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten während der Geschäftsführung Guizot's. Der Umstand, daß der Name des Unterzeichneten hier mit namhaften Summen angeführt war, lieferte einen weiten Spielraum für Verdächtigungen der gehässigsten Art, und perfide Zusammenstellung, wozu keinerlei Berechtigung durch

die „Revue Retrospective“ vorlag, diene einem Korrespondenten der „Allgemeinen Zeitung“ zur Folie einer Anklage, die unummunden dahin lautet, als habe das Ministerium Guizot für bestimmte Summen meine Feder erkaufte, um seine Regierungsakte zu vertheidigen. Die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ begleitet jene Korrespondenz mit einer Note, worin sie vielmehr die Meinung ausspricht, daß ich nicht für Das, was ich schrieb, jene Unterstützung empfangen haben möge, „sondern für Das, was ich nicht schrieb.“ Die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung,“ die seit zwanzig Jahren nicht sowohl durch Das, was sie von mir druckte, als vielmehr durch Das, was sie nicht druckte, hinlänglich Gelegenheit hatte zu merken, daß ich nicht der servile Schriftsteller bin, der sich sein Stillschweigen bezahlen läßt — besagte Redaktion hätte mich wohl mit jener *levis nota* verschonen können. Nicht dem Korrespondenzartikel, sondern der Redaktionsnote widme ich diese Zeilen, worin ich mich so bestimmt als möglich über mein Verhältnis zum Guizot'schen Ministerium erklären will. Höhere Interessen bestimmen mich dazu, nicht die kleinen Interessen der persönlichen Sicherheit, nicht einmal die der Ehre. Meine Ehre ist nicht in der Hand des ersten, besten Zeitungskorrespondenten; nicht das erste, beste Tagesblatt ist ihr Tribunal; nur von den Assisen der

Literaturgeschichte kann ich gerichtet werden. Dann auch will ich nicht zugeben, daß Großmuth als Furcht interpretiert und verunglimpft werde. Mein, die Unterstützung, welche ich von dem Ministerium Guizot empfang, war kein Tribut; sie war eben nur eine Unterstützung, sie war — ich nenne die Sache bei ihrem Namen — das große Almosen, welches das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimat mehr oder weniger glorreich kompromittiert hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchten. Ich nahm solche Hilfgelder in Anspruch kurz nach jener Zeit, als die bedauerlichen Bundestagsdekrete erschienen, die mich, als den Chorführer eines sogenannten jungen Deutschlands, auch finanziell zu verderben suchten, indem sie nicht bloß meine vorhandenen Schriften, sondern auch Alles, was späterhin aus meiner Feder fließen würde, im Voraus mit Interdikt belegten, und mich solchermaßen meines Vermögens und meiner Erwerbsmittel beraubten, ohne Urtheil und Recht. Daß mir die Auszahlung der verlangten Hilfgelder auf die Kasse des Ministeriums der äußeren Angelegenheiten, und zwar auf die Pensionsfonds, angewiesen wurde, die keiner öffentlichen Kontrolle ausgesetzt, hatte zunächst seinen Grund in dem Umstand, daß die andern

Kassen dormalen zu sehr belastet gewesen. Vielleicht auch wollte die französische Regierung nicht ostensibel einen Mann unterstützen, der den deutschen Gesandtschaften immer ein Dorn im Auge war, und dessen Ausweisung bei mancher Gelegenheit reklamiert worden. Wie dringend meine königlich-preussischen Freunde mit solchen Reklamationen die französische Regierung behelligten, ist männiglich bekannt. Herr Guizot verweigerte jedoch hartnäckig meine Ausweisung und zahlte mir jeden Monat meine Pension, regelmäßig, ohne Unterbrechung. Nie begehrte er dafür von mir den geringsten Dienst. Als ich ihm, bald nachdem er das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernommen, meine Aufwartung machte und ihm dafür dankte, daß er mir trotz meiner radikalen Farbe die Fortsetzung meiner Pension notificieren ließ, antwortete er mit melancholischer Güte: „Ich bin nicht der Mann, der einem deutschen Dichter, welcher im Exile lebt, ein Stück Brot verweigern könnte.“ Diese Worte sagte mir Herr Guizot im November 1840, und es war das erste und zugleich das letzte Mal in meinem Leben, daß ich die Ehre hatte, ihn zu sprechen. Ich habe der Redaktion der „Revue Retrospective“ die Beweise geliefert, welche die Wahrheit der obigen Erläuterungen beurfunden, und aus den authentischen Quellen, die ihr zugänglich sind, mag sie jetzt,

wie es französischer Lohauté ziemt, sich über die Bedeutung und den Ursprung der in Rede stehenden Pension aussprechen.

Paris, den 15. Mai 1848.

Heinrich Heine.

271. An Julius Campe.

Passy, den 7. Juni 1848.

Liebster Campe!

Seit 12 Tagen lebe ich hier auf dem Lande, elend und unglücklich über alle Maßen. Meine Krankheit hat zugenommen in einem fürchterlichen Grade. Seit 8 Tagen bin ich ganz und gar gelähmt, sodaß ich nur im Lehnstessel und auf dem Bette sein kann; meine Beine wie Baumwolle und werde wie ein Kind getragen. Die schrecklichsten Krämpfe. Auch meine rechte Hand fängt an zu sterben, und Gott weiß, ob ich Ihnen noch schreiben kann. Diktieren peinlich wegen der gelähmten Kinntladen. Meine Blindheit ist noch mein geringstes Übel.

Vergebens wartete ich auf einen bessern Tag, um Ihnen Viel zu schreiben, und heute muß ich mich auf zwei Dinge beschränken.

1) Wenn ich nicht irre, ist die Jubilatemesse, wo das erste Halbjahr meiner Pension von Ihnen gezahlt werden soll, schon begonnen, und ich wünsche jetzt über die Summe zu verfügen. Aber wie? Gibt es noch in Paris einen Bankier, der eine Tratte auf Hamburg annimmt? Ich weiß nicht. Vielleicht Leo, und ich werde ihn fragen lassen. Für den Fall er die Tratte übernimmt, diene Ihnen dieser Brief bereits als Advis. Der Geldverkehr mit dem Ausland ist hier äußerst schwierig. Fast alle Bankiers liquidieren und ziehen sich zurück.

2) Bitte ich Sie, mir über den längst mitgetheilten Plan der Reihenfolge meiner Schriften in der Gesamtausgabe ein Wort zu sagen. Ich wünsche hier mit Ihren buchhändlerischen Bedürfnissen Hand in Hand zu gehen. Ich habe über dieses Thema wieder neuerdings nachgedacht und schlage Ihnen jetzt vor:

Das ganze Material in 18 Bänden zu vertheilen, und in Lieferungen von 3 Bänden. Die erste Lieferung sei:

1. Theil, enthaltend: Die Harzreise und das Buch Legrand.
2. Theil, enthaltend: Die Nordsee und die erste Abtheilung der italiänischen Reise.

3. Theil, enthaltend: Die zweite Abtheilung der italiänischen Reise und die dritte Abtheilung, nämlich die Bäder von Luffa.

Die zweite Lieferung bestände aus einem

4. Theil und enthielte: Fragmente über England und Shakspeare's Frauen.
5. Theil: Die kleine Tragödie William Ratcliff, der Rabbi von Bacharach und Schnabelewopski.
6. Theil: Florentinische Nächte und die Gemäldeausstellung 1831 (Salon).

Die dritte Lieferung bestände aus dem

7. Theil, enthaltend: Die französischen Zustände bis Anfang der einzelnen Briefe.
8. Theil: Dieser Rest der franz. Zustände. Die Vorrede zu denselben. Die Vorrede zum Kahldorf, so wie auch die Vorrede zum ersten Theil des Salon.
9. Theil: Die Romantische Schule.

Die vierte Lieferung bestände aus dem

10. Theil: Zur Geschichte der deutschen Philosophie und Literatur.
11. Theil: Elementargeister. Theaterbriefe.
12. Theil: Über Ludwig Börne.

Die fünfte Lieferung enthielte Vermischtes, wie z. B.

13. Theil: Denunciant, Schwabenspiegel und Dergl.
14. Theil: Aufsätze aus der Allg. Zeitung 2c.
15. Theil: Die Tragödie Almanzor, Übersetzung vom Fragment Manfred und dergl. Gedichte.

Die sechste Lieferung endlich enthielte:

16. Theil: Buch der Lieder (ohne die Nordsee).
17. Theil: Neue Gedichte (reich vermehrt).
18. Theil: Atta Troll und Wintermärchen.

Billigen Sie, liebster Campe, diese Anordnung, so können Sie, mit genauer Bezugnahme auf die Einzeltitel, den Prospektus der Gesamtausgabe bereits selbst anfertigen. Ich bitte Sie, eilen Sie. Est periculum in mora.

Dadurch, daß ich die „Reisebilder“ und den „Salon“ unter anderen Titeln umgeschmolzen, leiste ich Ihnen gewiß einen Dienst in Bezug auf die älteren Ausgaben.

Meine Adresse ist: H. H.,
Grande rue No. 64 à Passy, près de Paris.

Schreiben Sie mir bald; auch wie es Ihnen dort geht, in dem Weltspettakel. Ich bin ein armer, sterbender Mann; arm in jeder Beziehung, und hab' kaum die Bedürfnisse und Kosten meiner Krankheit zu bestreiten. Es geht mir sehr schlecht. Möge es Ihnen besser und recht wohl und glücklich ergehen.

Das ist mein heißester Wunsch. — Ich denke, Sie approbieren den Prospektus, und wenn es mir möglich, schreib' ich Ihnen alsbald mehr. Heute halte ich kaum die Feder und sehe so miserabel schlecht. — Ich wiederhole Ihnen, kann ich auf Sie eine Tratte hier unterbringen, so dient Ihnen heutiger Brief sogleich als Advisbrief, der Wechsel sei nun an die Ordre von Peter oder Paul. — Welch ein schauderhaftes, verfluchtes Schicksal verfolgt doch die deutschen Dichter! Möge sich auch Dieses in Deutschland ändern.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

272. An Julius Campe.

Passy, den 10. Juni 1848.

Liebster Campe!

Ich muß Ihnen dennoch wieder schreiben, so sauer es mir auch wird. Es war mir nicht möglich, eine Tratte auf Hamburg hier zur Einkassierung bei einem Bankier unterzubringen. Auch Herr Leo verläßt Paris. Und dennoch muß ich Geld haben. Meine Krankheit ist ein goldfressendes Thier, nicht bloß blutsaugend. Unter diesen Umständen bitte ich

Sie, den Betrag mir in barem Gelde durch das Dampfboot direkt zuzuschicken. Die Napoleonsd'or sind in Hamburg leicht einzuwechseln, sind dort sogar nicht so theuer wie hier, und in dieser Geldsorte könnten Sie mir das Geld, wie gesagt, direkt hierher schicken. Wenn Sie keine Napoleonsd'or finden, so schicken Sie mir gefälligst den erwähnten Betrag in englischen Banknoten oder in einer Anweisung auf London, welches Papier hier am leichtesten zu negociieren.

Meine Krankheit habe ich meiner Mutter und Schwester, mit großer List, zu verheimlichen gewußt. Erstere darf Nichts wissen; denn trotz meines traurigen Zustandes kann ich die alte Frau vielleicht noch überleben, und ein Kummer wird ihr erspart. Meine Frau wünscht jedoch, daß ich meiner Schwester Etwas davon wissen lasse, damit sie ihr, wenn der dunkle Fall eintritt, Nichts vorwerfen. Ich gestatte Ihnen daher, mit gehöriger Schonung, meine Schwester über meine wahre Lage in Kenntniss zu setzen. Helfen kann sie mir nicht. Hier sehen möchte ich sie ebenfalls nicht. Ich ersuche Sie bloß, an Max, meinen Bruder, die Verschlimmerung meines Zustandes zu melden; auch die Adresse Desselben wünsche ich unverzüglich zu haben; vielleicht schreibe ich ihm selbst.

Schreiben Sie mir bald. Verfertigen Sie, nach

der mitgetheilten Anordnung, selber den Prospektus der Gesamtausgabe und schicken Sie mir denselben zur Genehmigung so bald als möglich — denn ich stehe jetzt sehr schlecht, oder vielmehr gar nicht; meine Beine sind wie Baumwolle. Und meine armen Augen!

Ihr Freund

H. Heine.

273. An Julius Campe.*)

Passy, den 9. Juli 1848.

Liebster Campe!

Ich bin ohne Antwort auf meine jüngsten Briefe, — und doch muß ich Bescheid haben, sowohl in Bezug auf den Anordnungsentwurf, den ich Ihnen mitgetheilt, als auch in Bezug auf das Geld, das ich von Ihnen zu empfangen wünsche; letzteres um so dringender einfordernd, da meine schauderhafte Krankheit mit so vielen Kosten ungewöhnlicher Art

*) Dies ist der letzte ausführliche, von Heine eigenhändig geschriebene Brief. Die folgenden sind, — einzelne Bleistift-Postskripte abgerechnet, — mit Ausnahme der durch ein † angemerkten, von Heine nur unterzeichnet, im Übrigen aber diktiert.

mich bedrückt und ich jetzt die paar Pfennige, auf welche ich ein liquides Recht besitze, um so nöthiger habe, da mir in diesem Augenblick so verflucht Wenig geschenkt wird von Leuten, die wohl den Beruf fühlen sollten, mir jetzt manche wohlverdiente Vergütung zufließen zu lassen, auf die ich in besseren Zeiten gern verzichten konnte. Unter diesen Umständen wiederhole ich Ihnen, was ich in meinen vorletzten Briefen, von den Bitternissen der Krankheit gestachelt, gewiß faßlich genug insinuiert; ich meine, was ich Ihnen vor etwa 4 Monat schrieb.

Wie ich höre, kann man wieder bei einigen Bankiers auf Hamburg trassieren, und ich will morgen zu Herrn v. Rothschild schicken, um zu wissen, ob Dieselben mir die Summe, die Sie mir zu zahlen haben, negociieren wollen. Ich kann, wie ich Ihnen gesagt, nicht mehr ausgehen und mich nicht vom Stuhl erheben, und muß daher brieflich alle Geschäfte betreiben. Nehmen die Herrn v. Rothschild die besagte Tratte, so diene dieser heutige Brief Ihnen als Advis. Ich bitte Sie dringendst, lassen Sie mich nicht lange ohne Bescheid auf den andern Gegenstand, nämlich die Anordnung, den Prospectus, den Sie jetzt, wo ich noch einige Athemzüge, einige Geistbläschen, in der Nase habe, nach Ihren Wünschen gemodelt sehen können; wenn ich todt bin, bereuen Sie solche Zögerung gewiß. Das Schreiben

wird mir höllisch sauer. Deßhalb kann ich mich noch nicht aussprechen über Ihren Wunsch, meine Gedichte unter einem Gesamttitel vereinigt herauszugeben. Warten Sie damit. In der Gesamtausgabe geschieht Dieses von selbst, und ich kann da noch den letzten versificierten Blutstropfen meiner Muse einfließen lassen. Genug, Sie verlieren Nichts durch solche Zögerung. — Unterdessen mache ich Sie darauf aufmerksam, daß vor geraumer Zeit in einem radikalen Almanach von Büttmann und im Morgenblatt (1846, August?) und an andern Orten Gedichte von mir gedruckt worden, wovon ich eine Kopie zu haben wünschte. — Ob z. B. die Spottgedichte auf die Kälpse von Baiern und Preußen nochmals in einer Sammlung von Ihnen gedruckt werden können, möchte ich gern wissen.

Könnte ich Sie nur auf einige Stunden mal hier sprechen! welche Erleichterung! Und die Eisenbahnen machen eine Vergnügungsreise nach Paris zu einem wahren Rakensprung. Der Raum existiert nicht mehr. Meine Krankheit wird täglich unerträglicher, und ich schreibe nur mit äußerster Anstrengung. Kann die eignen Schriftzüge nicht sehen. Dabei aber geistig stark, geweckt, ja geweckt wie ich es nie vorher gewesen. Viel geht mit mir zu Grabe, was die Menschen erfreut hätte; aber da ist nicht zu jammern.

Ich bitte, schreiben Sie mir so bald als möglich Antwort auf den Entwurf und setzen Sie den Druck fest, wenn Sie mit dem Entwurf einverstanden.

Ueber die Zeitereignisse sag' ich Nichts; Das ist Universalanarchie, Weltkuddelmuddel, sichtbar gewordener Gotteswahnsinn! Der Alte muß eingesperret werden, wenn Das so fort geht. — Das haben die Atheisten verschuldet, die ihn toll geärgert.

Leben Sie wohl. Grüßen Sie mir mein Pächchen, auch die Frau Mutter, meine Gevatterin, und seien Sie überzeugt, daß ich Ihnen mit Freundschaft ergeben bin.

H. Heine.

274. An Maximilian Heine. *)

Passy, den 12. September 1848.

Mein geliebter Bruder!

Es drängt mich, meinem gestrigen Briefe einige Zeilen auf dem Fuße nachfolgen zu lassen. Das Beste, was ich Dir zu sagen habe, ist, daß die verflossene

*) Da uns das Original dieses Briefes nicht vorlag, wissen wir nicht, ob derselbe eigenhändig geschrieben oder dictiert worden ist.

Nacht eine schmerzlose und ruhige war; obgleich die Krämpfe im Grunde dieselben geblieben, und dieselben Kontraktionen und Verkrümmungen hervorbrachten, so fehlte ihnen doch der akute Schmerz, und ich habe auch einige Minuten geschlafen. Ich träumte von unserem seligen Vater. Das Wichtigere aber, was ich Dir noch zu sagen habe, betrifft die 4000 Franks, die Du mir noch schicken wolltest. Ich muß Dich auf Ehr' und Gewissen bitten, mir aufrichtig zu sagen, ob wirklich Deine Umstände es erlauben, diese Summe zu riskieren, ich sage zu riskieren, denn obgleich meine Finanzen im nächsten Jahr wieder ganz hergestellt sein werden, so bin ich doch nicht sicher, ob ich diese Zeit auch erlebe. Wenn Du aber jene Summe entbehren kannst, und schlimmsten Falles verlieren kannst, so gestehe ich Dir offen, daß die Hilfe ihren Hauptwerth dadurch erhält, daß sie bald anlangt, indem eben der Moment von kritischer Bedeutung ist. Du hast keinen Begriff davon, wie Jeder hier von Geldnoth gehezt wird; denk Dir nun Einen, der gehezt wird und keine Beine hat, und eine Meile entfernt vom Schauplatz des Verkehrs auf seinem Bette angenagelt liegt. In vierzehn Tagen werde ich wieder in Paris wohnen, und kann schon allenfalls die Personen, womit ich im Verkehr stehe, zu mir kommen lassen, und ich hoffe allmählich meine Verhältnisse behaglich zu ge-

stalten. Ich habe mich seit gestern entschlossen, dennoch eine neue Wohnung zu nehmen, was freilich wieder neue Kosten herbeiführt. Dir, lieber Max, verdanke ich es, daß ich Solches ausführen und somit für meine Gesundheit etwas Förderliches thun kann. — Von Hamburg habe ich eben die besten Nachrichten empfangen. Die Mutter schickt mir auch Deine Anweisung, wie man sich bei der Cholera zu verhalten habe. Ich kann vielleicht für Andere nützlichen Gebrauch davon machen. Wie wäre es, wenn Du mir zu öffentlicher Benutzung einen großen Brief schriebest, im populärsten Tone, jeder Intelligenz zugänglich, mit den genauesten Details, was man bei den ersten Symptomen der Krankheit zu thun habe, mit einer ganz populär geschriebenen und für die Laien faßlichen Angabe der Medikamente; kurz einen Brief, den ich hier veröffentlichen könnte, sobald die Cholera hier wieder ihre Aufwartung macht, und die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt? Das ist eine Idee, die mir so eben aufschießt und durch ihre Aktualität vielleicht fruchtbar sein kann, aber das Manuscript muß zur rechten Zeit anlangen. Dein Brief über die Pest war sehr gut geschrieben; hier aber brauchst Du Dich nicht in Kosten des Schönschreibens zu setzen, da ich Deinen Brief ins Französische übersetzt geben muß. Deinen Brief über die Pest erhielt ich am Tage, wo ich

nach Barèges reiste; ich gab ihn einem Freunde zur Veröffentlichung ins Französische, aber nur ein einziges französisches Blatt druckte ihn; die französische Presse verbreitet nicht gern Etwas, was mit den französischen Handelsinteressen im Widerspruch stand, wie Deine Meinung über die Quarantänen. Vielleicht interessirt Dich diese retrospektive Notiz.

Über meine Krankheit will ich Dir nächstens einmal Mancherlei mittheilen, woraus Dir, dem Arzte, vielleicht ein Licht aufgehen mag. Ich weiß nicht, woran ich bin, und keiner meiner Ärzte weiß es. So Viel ist gewiß, daß ich in den letzten drei Monaten mehr Qualen erduldet habe, als jemals die spanische Inquisition ersinnen konnte. Dieser lebendige Tod, dieses Unleben ist nicht zu ertragen, wenn sich noch Schmerzen dazu gesellen. Vorigen Winter hatte ich große Genesungshoffnung durch einen ungarischen Charlatan, der durch seine Wundertinktur mir meine letzten Kräfte raubte. Genug davon! Wenn ich auch nicht gleich sterbe, so ist doch das Leben für mich auf ewig verloren, und ich liebe doch das Leben mit so inbrünstiger Leidenschaft, für mich giebt es keine schönen Berggipfel mehr, die ich erklimme, keine Frauenlippe, die ich küsse, nicht mal mehr ein guter Rinderbraten in Gesellschaft heiter schmaufender Gäste; meine Lippen sind gelähmt wie meine Füße, auch die Eßwerkzeuge sind

gelähmt, eben so sehr wie die Absonderungskanäle. Ich kann weder kauen noch k, werde wie ein Vogel gefüttert. Dieses Unleben ist nicht zu ertragen. O! welch ein Unglück, lieber Max, daß ich nicht bei Dir sein kann.

Dein leidender Bruder

Heinrich Heine.

275. An Julius Campe.

Paris, den 15. Januar 1849.

Liebster Campe!

Ich habe von Tag zu Tag zu schreiben ge-
zögert, schon aus dem Grunde, weil ich Ihnen eine
Besserung meines Zustandes zu melden verhoffte. —
Leider geht es aber noch immer sehr schlecht; seit
sieben Monaten hab' ich das Bett nicht verlassen,
beständig auf dem Rücken liegend, wo mir vier
Wunden eingebrannt worden, die meine Rückgrats-
krämpfe etwas gemildert. Ich bin fast ganz blind
und sehr schwach. Meine Ärzte geben mir jedoch
Hoffnung. Ich werde zwar nie mehr mit meinen
Füßen gehen können, aber dennoch transportabel
sein. — Wenn Dieses in diesem Frühjahr der Fall

sein mag, so lass' ich mich nach Hamburg transportieren, um dort in einem ruhigen Winkel meine Tage zu beschließen. Wenigstens hab' ich da den Vortheil, daß ich Ihnen nicht mehr zu schreiben brauche. Da ich Ihnen auch jetzt nicht eigenhändig schreiben kann, und mich in diesem Augenblicke sogar einer ausländischen Feder bedienen muß, so beschränke ich mich auf das Allernöthigste, und mein heutiger Brief bezweckt zunächst Ihnen zu melden, daß ich wieder den Betrag meiner Semester-Pension an die Ordre der H. Rothschild Frères auf Sie trassiere. — Ich habe, obgleich dieses Semester längst abgeschlossen, bis heute mit dem Trassieren gewartet, die dortigen Wirrnisse beachtend, und ich würde auch heute noch nicht trassieren, wenn ich nicht des Geldes gar zu bedürftig wäre. Sie haben keinen Begriff davon, wie Viel mir meine Krankheit kostet, obgleich ich nicht einmal alle meine Bedürfnisse befriedige, und mir Vieles versage, das mir in meinem traurigen Zustande nothwendig wäre. Es wäre Vieles hierüber zu sagen, aber ich schweige. Daß ich von Ihnen keinen Brief erhalte, auch in Bezug auf die Gesamtausgabe Nichts von Ihnen vernommen habe, ist mir sehr begreiflich, da unterdessen eine ganze Welt zusammengestürzt ist und Sie einige Ries Papier bedürften, wenn Sie jetzt Ihre Gedanken mit mir austauschen wollten. Deutschland hat eine schreck-

liche Zeit überstanden, und ich glaube, daß ihr euch aus dem Chaos jetzt allmählich wieder hervorstühlen könnt. Ich gehöre nicht zu den Pessimisten. — Wie gesagt, ich hege die Hoffnung, Sie dieses Frühjahr wieder zu sehen und mündlich mit Ihnen zu verkehren. Ich bitte Sie jedoch, lassen Sie mich unterdessen nicht ganz ohne Briefe, und melden Sie mir insbesondere, ob Sie nicht schon jetzt mit dem Druck der Gesamtausgabe beginnen wollen, da doch schon jetzt der Markt stiller wird. Die Tagesereignisse haben dem Succes unserer Gesamtausgabe gewiß sehr vorgearbeitet, und wie ich aus guten Quellen weiß, ist mein Name in Deutschland noch populärer geworden, als er früher war. Schreiben Sie mir bald; meine Adresse ist: Rue d'Amsterdam No. 50 à Paris. Grüßen Sie mir alle dortigen Freunde, sowie auch unbekannter Weise Ihre Frau Gemahlin. Ihr Junge wird hoffentlich gedeihen, und ich widme ihm meine besten Wünsche. — Sie glauben kaum, wie sehr ich mich danach sehne, das Vaterland wieder zu sehen.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

Musste den Brief von einem Franzosen schreiben lassen und kann ihn nicht ganz lesen; sobald ich einen deutschen Schreiber habe, schreib' ich Ihnen mehr.

276. Berichtigung.

Deutsche Blätter, namentlich die Berliner „Haude- und Spener'sche Zeitung“, haben über meinen Gesundheitszustand, sowie auch über meine ökonomischen Verhältnisse, einige Nachrichten in Umlauf gesetzt, die einer Berichtigung bedürfen. Ich lasse dahingestellt sein, ob man meine Krankheit bei ihrem rechten Namen genannt hat, ob sie eine Familienkrankheit (eine Krankheit, die man der Familie verdankt) oder eine jener Privatkrankheiten ist, woran der Deutsche, der im Auslande privatisirt, zu leiden pflegt, ob sie ein französisches ramollissement de la moëlle épinière oder eine deutsche Rückgratschwindsucht ist — so Viel weiß ich, daß sie eine sehr garstige Krankheit ist, die mich Tag und Nacht foltert, und nicht bloß mein Nervensystem, sondern auch das Gedankensystem bedenklich erschüttert hat. In manchen Momenten, besonders wenn die Krämpfe in der Wirbelsäure allzu qualvoll rumoren, durchzuckt mich der Zweifel, ob der Mensch wirklich ein zweibeinigter Gott ist, wie mir der selige Professor Hegel vor fünf und zwanzig Jahren in Berlin versichert hatte. Im Wonnemond des vorigen Jahres mußte ich mich zu Bette legen, und ich bin seitdem nicht wieder aufgestanden. Unter-

dessen, ich will es freimüthig gestehen, ist eine große Umwandlung mit mir vorgegangen. Ich bin kein göttlicher Bipede mehr; ich bin nicht mehr der „freieste Deutsche nach Goethe“, wie mich Ruge in gesünderen Tagen genannt hat; ich bin nicht mehr der große Heide Nr. II, den man mit dem weinlaubumkränzten Dionysus verglich, während man meinem Kollegen Nr. I den Titel eines großherzoglich Weimar'schen Jupiters ertheilte; ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübsinnige Nazarener heiter herablächelte — ich bin jetzt nur ein armer todtkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Sammers, ein unglücklicher Mensch! So Viel über meinen Gesundheitszustand aus authentischer Leidensquelle. Was meine Vermögensverhältnisse betrifft, so sind sie, ich gestehe es, nicht überaus glänzend; doch die Berichterstatter der oberwähnten Tagesblätter überschätzen meine Armuth, und sie sind von ganz besonders irrthümlichen Annahmen befangen, wenn sie sich dahin aussprechen, als habe sich meine Lage dadurch noch verschlimmert, daß mir die Pension, die ich von meinem seligen Oheim Salomon Heine genossen, seit dem Ableben Desselben entzogen oder vermindert worden sei. Ich will mich mit der Genesis dieses Irrthums nicht befassen, Erörterungen vermeidend, die ebenso kummervoll für mich wie langweilig für

Audere sein möchten. Aber dem Irrthum selbst muß ich mit Bestimmtheit entgentreten, damit nicht mein Stillschweigen einerseits die Freunde in der Heimat beunruhige, andererseits nicht einer Verunglimpfung Vorschub leiste, die just das edelste Gemüth träfe, das jemals sich mit schweigendem Stolze in einer Menschenbrust verschlossen hielt. Trotz meiner Abneigung gegen Besprechung persönlicher Bezüge finde ich es dennoch angemessen, folgende Thatsachen hier hervorzustellen: Die in Rede stehende Pension ist mir seit dem Ableben meines Oheims Salomon Heine, ruhmwürdigen Andenkens, keineswegs entogen noch vermindert worden, und sie wurde immer richtig bei Heller und Pfennig ausgezahlt. Der Verwandte, der mit diesen Auszahlungen belastet steht, hat mir, seitdem sich mein Krankheitszustand verschlimmert, noch außerordentliche trimestrielle Zuschüsse angebeihen lassen, die, zu gleicher Zeit mit der Pension ausgezahlt, den Betrag derselben fast auf das Doppelte erhöhten. Derselbe Verwandte hat ferner durch eine großmüthige Stipulation zu Gunsten des vieltheuern Weibes, das mit mir ihre irdische Stütze verliert, auch die bitterste aller Sorgen von meinem Krankenlager verscheucht. Mancherlei Anfragen und Anträge, die in liebreichen, jedoch mitunter sehr fehlerhaft adressierten Zuschriften aus der Heimat an mich ergingen, dürften in obigen

Geständnissen ihre Erledigung finden. Den Herzen,
welche verbluten im Vaterland, Gruß und Thräne!

Geschrieben zu Paris (Rue d'Amsterdam
No. 50), den 15. April 1849.

Heinrich Heine.

277. An Julius Campe.

Paris, den 30. April 1849.

Liebster Campe!

Ich habe immer vergebens auf einen guten Tag gewartet, um Ihnen zu schreiben, und heute muß ich mich trotz meiner Leiden entschließen, die Feder — zur Hand nehmen zu lassen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie dringend ich Briefe von Ihnen erwarte, und ich bitte Sie, mir doch bald zu schreiben. Ich begreife sehr gut Ihr Stillschweigen; ich weiß, wenn sich der Stoff zu sehr angesammelt hat, kommt man gar nicht zum Schreiben. Sie müssen mir durchaus bald in Bezug auf die Gesamtausgabe antworten. Ich bin sehr krank, und bei längerer Zögerung ist es mehr als wahrscheinlich, daß ich den Druck nicht erlebe. Ich bitte Sie daher, auf zwei Punkte besonders bedacht zu

sein: nämlich erstens, während ich noch nicht die Augen auf immer geschlossen habe, die Reihenfolge der verschiedenen Schriften, welche die Gesamtausgabe bilden, mit mir zu verabreden, und zu diesem Behufe habe ich Ihnen längst, ich glaube schon im vorigen April, einen Prospektus geschickt. Ich werde Ihre Wünsche bei solcher Reihenfolge mit Vergnügen erfüllen, wie ich denn immer Ihren merkantilischen Interessen meine literarischen Bedenken unterordnete. Ich glaube nicht, daß Freunde, die als Herausgeber meiner Werke auf ihr eigenes Gewissen angewiesen wären, nach meinem Tode zu Ihren Gunsten eine solche Toleranz üben dürften. Zweitens bitte ich Sie daher (und Das ist der andere Hauptpunkt), daß wir uns jetzt darüber einigen, welche Personen ich eventualiter, im Falle ich vor dem Druck der Gesamtausgabe sterbe, mit der Herausgabe derselben testamentarisch betraue. Sie merken also, liebster Campe, daß ich Letzteres noch nicht definitiv gethan habe; ich habe mich erst mit Ihnen darüber besprechen wollen, da Sie, eben so gut wie Andere, die ich zu Herausgebern wählen möchte, mein Freund sind, und ich für Niemand so große Freundschaft hätte, als daß ich in solcher Beziehung Etwas thun möchte, was Ihnen mißfällig wäre. Wenn ich nicht befürchten müßte, daß die Verleger-Interessen mit den Interessen meines Namens

in gar zu bedenkliche Kollisionen gerathen könnten, so würde ich gewiß den Freund Julius Campe mit der Vertretung dieser letzteren belasten, und ich würde mich um meine Bücher gar nicht mehr bekümmern. Aber die wichtigste Stimme in dieser Sache soll Ihnen verbleiben, und ich will nur Den wählen, der Ihnen genehm ist. Ich habe zu seiner Zeit mit Laube gesprochen; ist er Ihnen recht? Die Zeiten verändern so sehr die Menschen, und man beschuldigt ihn großer Umwandlungen. Ich habe an Detmold gedacht. Ist Der Ihnen recht? Ich habe ihm noch kein Wort in dieser Beziehung geschrieben, wie ich denn überhaupt seit 3 Jahren mit ihm in keinem Briefwechsel gestanden habe und also nicht weiß, was er jetzt macht. Sagen Sie mir Ihre bestimmte Meinung. Mein Bruder Max wäre wohl der Geeignetste, und mir der Liebste; aber er lebt in Rußland. Ich bin sehr krank, ich diktiere Ihnen unter den größten Schmerzen, und vielleicht bin ich bald nicht mehr im Stande, mich auch geistig zu manifestieren; Sie müssen daher eilen, mit mir die obigen zwei Punkte freundschaftlich abzureden. Seien Sie versichert, daß das liebeichste Wohlwollen für Sie mich beseelt. —

Anbei erhalten Sie eine „Berichtigung“ *), die ich an die Allgemeine Zeitung, sowie auch an die

*) Unter Nr. 276 abgedruckt.

Haude- und Spener'sche Zeitung geschickt habe; sollten diese Blätter, die ich hier nicht kontrollieren kann, besagte „Berichtigung“ nicht abgedruckt haben, so bitte ich Sie dafür zu sorgen, daß sie anderwärts aufgenommen wird. Ich kann kein Inserat bezahlen, ich bin zu arm. Ich habe jedoch, wie Sie in jener „Berichtigung“ sehen, die Glorie einer allzu großen Dürftigkeit ablehnen müssen, um nicht von ungeschickten Freunden kompromittiert zu werden. Sie merken wohl, von welchen läppischen Manifestationen ich bedroht war, und warum ich die Freunde in Deutschland in Bezug auf meine finanzielle Lage zu beruhigen suchte. Ihnen aber kann ich und muß ich gestehen, daß sie immer noch sehr schlecht ist, und ich wünschte sehr, daß sich Ihr erfindungsreicher Geist mit der Verbesserung derselben eben so eifrig beschäftigte, wie mit der Erweiterung meines Ruhmes, der mir leider nicht so Viel eingebracht hat, als daß ich auf dem Sterbebette ohne Sorgen dahinschlummern könnte. Sie haben keinen Begriff davon, wie entsetzlich viel Geld meine Krankheit täglich auffrisst. Und dabei weiß ich nicht, wie lange Das noch dauern kann! Nie haben die Götter, oder vielmehr der liebe Gott (wie ich jetzt zu sagen pflege), einen Menschen ärger heimgesucht. Nur zwei Tröstungen sind mir geblieben und sitzen kosend an meinem Bette: meine französische Hausfrau und die deutsche Muse.

Ich knittete sehr viel Verse, und es sind manche darunter, die wie Zauberweisen meine Schmerzen firren, wenn ich sie für mich hin summe. Ein Poet ist und bleibt doch ein Narr!

Unterdessen leben Sie wohl und behalten Sie lieb

Ihren getreuen Freund

Heinrich Heine.

278. An Julius Campe.

Paris, den 30. Juni 1849.

Liebster Campe!

Ich bin noch immer ohne Antwort von Ihnen auf meinen letzten Brief, und ich bitte Sie recht dringend, mir über den Inhalt desselben Bestimmtes zu schreiben. Es haben freilich seitdem wieder große Stürme in Deutschland umhergetos't, und damit möchte ich wohl Ihre Saumseligkeit beschönigen. Aber jetzt, wo wir wieder ins alte Geleise zurückkehren, können Sie auch an mich reislicher und thätiger denken.

Wir geht es, theuerster Freund, noch immer herzlich schlecht und ich leide Tag und Nacht die

unleidlichsten Schmerzen. Ich vereinsame sehr, weil viele meiner Freunde Paris verlassen. Es wird mir nachgerade sehr unheimlich an hiesigem Orte. Wäre ich transportabel, so käme ich nach Hamburg; aber das feuchtkalte Wetter, und die noch feuchtkältern Menschen all dort, dürften mir nicht sehr heilsam sein. — Leben Sie wohl, grüßen Sie von mir Madame Campe, und herzen Sie in meinem Namen recht liebevollst Ihr Söhnlein. Schreiben Sie mir bald und Viel.

Ihr freundschaftlichst ergebener
Heinrich Heine.

279. An Julius Campe.

Paris, den 16. November 1849.

Ich bin noch immer ohne Nachrichten von Ihnen, doch ist Dieses nicht der Grund, warum ich heute schreibe oder vielmehr schreiben lasse, eine Operation, die mir in diesem Augenblick, wo ich an den furchtbarsten Krämpfen leide, sehr penibel ist. Meine Krankheit ist halsstarriger, als ich erwartete, und ich leide außerordentlich viel. Sie haben außerdem keine Idee davon, wie kostspielig meine Schmer-

zen. Daß ich mich unter diesen Umständen noch anstrengen muß, die Mittel zu diesen Ausgaben herbeizutrommeln, ist entsetzlich. Ich würde Ihnen zum Beispiel heute nicht schreiben, und nicht meinen Krampfzustand erhöhen, wenn mich nicht die Finanznoth dazu triebe. Ich muß nämlich Ihnen heute Advis geben, daß ich die noch in diesem Jahr fällige Summe bereits heute auf Sie trassiere, und zwar einen Monat nach dato, und an die Ordre von Rothschild Frères, wie gewöhnlich; ich hätte gern mit dieser Tratte noch gezögert, da ich wohl weiß, daß Dieses keine sehr barschaftliche Epoche für Sie ist, und Ihnen erst nach dem neuen Jahr die vielen Gelder einkommen, aber, wie gesagt, meine Ausgaben übersteigen alle meine Erwartung, und ich weiß nicht, wie ich dieses Jahr auch finanziell zu Ende leben kann. Denken Sie darüber nach, wie Sie mir einen Zuschuß von etwa 1000 *M* Bco. einleiten könnten, ohne daß ich dadurch meine Lage aggraviere. Mein Better hat unter den obwaltenden Verhältnissen genug gethan, und von dieser Seite kann und will ich Nichts mehr in Anspruch nehmen. Betteln ist eine sehr unangenehme Sache, betteln aber und Nichts bekommen ist noch unangenehmer, und völliges Mangel leiden wäre solcher Unannehmlichkeit vorzuziehen; ich habe daher auf solcherlei Ressource ein für alle Mal resigniert. Die

Kosten meiner Agonie, liebster Campe, dürften Ihnen fabelhaft erscheinen. Es ist schon theuer genug, in Paris zu leben; aber in Paris sterben ist noch unendlich theurer. Und dennoch könnte ich jetzt daheim in Deutschland oder in Ungarn so wohlfeil gehentft werden! Beifolgendes Gedicht*) habe ich vor vier Wochen geschrieben; ich bitte Sie, geben Sie es dort in Druck mit meinem Namen, als fliegendes Blatt, oder in einem Journal, wodurch es ins Publikum kömmt; da es nämlich hier in einigen unkorrekten Abschriften kursiert, müssen wir jeder korrumpierten Publikation zuvorkommen. Außerdem ist es ein wahres Tagesgedicht, eine momentane Stimmung schildernd. Ich habe viel' und mitunter große Gedichte gemacht, die ich kaum leserlich mit Bleistift aufs Papier krigle. Wenn ich sie aber aus dieser Form nothdürftig korrekt diktieren soll, so ist Das bei dem leidenden Zustand meiner Augen eine gräßlich peinigende Operation, die, wie begreiflich, meinen Nerven nicht sehr zuträglich ist. Es ist also im wahren Sinn des Wortes mein versificiertes Lebensblut, was ich solchermaßen gebe. -- Meine Frau ist gefallen, und hat sich den Fuß verrenkt, so daß sie schon seit vierzehn Tagen zu Bette liegt. Die Ihrigen lasse ich freundschaftlich grüßen,

*) Im Oktober 1849. Band XVIII, S. 177 ff.

so wie auch den jungen Herrn, meinen künftigen
Verleger.

Ihr Freund

H. Heine.

280. An H. Lassalle in Breslau. *)

Paris, den 30. April 1850.

— — — — —
— — — — —
— — — — —

Von Ihrem Sohne habe ich keine Nachricht
und bin sehr begierig, Etwas von ihm zu erfahren.
Ich möchte sein Gesicht sehen, wenn ihm zu Ohren
kommt, daß ich, aller atheistischen Philosophie satt,
wieder zu dem demüthigen Gottesglauben des ge-
meinen Mannes zurückgekehrt bin. Es ist in der
That wahr, was das Gerücht, obgleich mit Über-
treibung, von mir verbeitet hat. Hat Ferdinand
noch etwas innere Geistesruhe, so dürfte auch bei
ihm diese Nachricht ein heilsames Nachdenken her-

*) Von diesem, an den Vater Ferdinand Lassalle's
gerichteten Briefe ist uns nur der hier abgedruckte Schluß
mitgetheilt.

vorbringen. Und nun leben Sie wohl, melden Sie mir bald eine erfreuliche Nachricht und genehmigen Sie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Heinrich Heine.

281. An Julius Campe.

Paris, den 1. Juni 1850.

Liebster Campe!

Ich mache Ihnen hiermit Anzeige, daß ich das im verflossenen Monat fällige Semester meiner Pension auf Sie trassiert habe. Es ist aber nicht genug, liebster Campe, daß Sie Ihre merkantilischen Verpflichtungen gegen mich erfüllen, was freilich für mich von großer Wichtigkeit und auch sehr löblich ist: Sie sollten sich auch bestreben, den moralischen Obliegenheiten nachzukommen, womit Sie nicht minder belastet sind, und die Sie durch Ihr Stillschweigen fast frevelhaft verabsäumen. Da ich die Gründe Ihres langjährigen Zögerns in Beantwortung der wichtigsten Anfragen durchaus nicht kenne, so darf ich dieselben nicht von vornherein allzu herbe verdammen, aber so Viel weiß ich, daß Sie durch Ihre Zögernis meinen literarischen Interessen großen

Schaden zugefügt und vielleicht unverantwortliche und unwiederbringliche Zerstörungen verursacht haben. In einer Zeit, wo in der Außenwelt die größten Revolutionen vorfielen, und auch in meiner inneren Geisteswelt bedeutende Umwälzungen stattfanden, hätte schnell ins Publikum gefördert werden müssen, was geschrieben vorhanden lag, nicht weil es sonst für das Publikum minder kostbar geworden wäre, sondern weil ich es jetzt nicht mehr herausgeben durfte aus freiem Willen, wenn ich nicht eine Sünde gegen den heiligen Geist, einen Verrath an meinen eignen Überzeugungen, jedenfalls eine zweideutige Handlung begehen wollte. Ich bin kein Frömmel geworden, aber ich will darum doch nicht mit dem lieben Gott spielen; wie gegen die Menschen, will ich auch gegen Gott ehrlich verfahren, und Alles was aus der frühern blasphematorischen Periode noch vorhanden war, die schönsten Giftblumen hab' ich mit entschlossener Hand ausgerissen, und bei meiner physischen Blindheit vielleicht zugleich manches unschuldige Nachbargewächs in den Kamin geworfen. Wenn Das in den Flammen knisterte, ward mir, ich gestehe es, gar wunderbarlich zu Muthe; ich wußte nicht recht mehr, ob ich ein Heros oder ein Wahnsinniger sei, und neben mir hörte ich die ironisch tröstende Stimme irgend eines Mephistopheles, welche mir zuflüsterte: „Der liebe Gott wird dir das Alles

weit besser honorieren, als Campe, und du brauchst jetzt nicht mit dem Druck dich abzuquälen, oder noch gar vor dem Drucke mit Campe zu handeln wie um ein Paar alte Hosen.“ Ach, liebster Campe, ich wünsche manchmal, Sie glaubten an Gott, und wär' es auch nur auf einen Tag; es würde Ihnen dann aufs Gewissen fallen, mit welchem Uudank Sie mich behandeln zu einer Zeit, wo ein so grauenhaftes und unerhörtes Unglück auf mir lastet. — Schreiben Sie mir bald Antwort, ehe es zu spät ist. Liegt Ihrer Schreibsäumnis irgend eine politische Hesitation oder ein merkantilisches Bedenken zum Grunde, so sagen Sie es aufrichtig, und ich will die gehörigen Instruktionen hinterlassen für den Fall, daß ich vor dem Beginn des Drucks meiner Gesammtausgabe das Zeitliche segne. Erschrecken Sie nicht über das Wort „das Zeitliche segnen“; es ist nicht pietistisch gemeint; ich will damit nicht sagen, daß ich das Zeitliche mit dem Himmlischen vertausche, denn wie nahe ich auch der Gottheit gekommen, so steht mir doch der Himmel noch ziemlich fern; glauben Sie nicht den umlaufenden Gerüchten, als sei ich ein frommes Lämmlein geworden. Die religiöse Umwälzung, die in mir sich ereignete, ist eine bloß geistige, mehr ein Akt meines Denkens, als des seligen Empfindens, und das Krankenbett hat durchaus wenig Antheil daran, wie ich mir

fest bewußt bin. Es sind große, erhabene, schauerliche Gedanken über mich gekommen, aber es waren Gedanken, Blitze des Lichtes, und nicht die Phosphordünste der Glaubensspitze. Ich sage Ihnen Das besonders in der Absicht, damit Sie nicht wähnen, ich würde, wenn ich auch selber die Gesamtausgabe besorge, in unfreier Weise Etwas darin ausmerzen; quod scripsi, scripsi.

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

282. An Julius Campe.

Paris, den 28. September 1850.

Liebster Campe!

Das beste Epitheton, das ich Ihrem Stillschweigen beilegen kann, ist, daß es kindisch ist. Ja, kindisch, und es erinnert an die primitiven Zeiten, wo Sie mit Ihrem Patroklus Merckel mir Makaronen durchs Fenster ins Zimmer warfen*), ich glaube auf dem Valentinskamp. Seit einigen Mo-

*) Es sind die Pfeffernüsse gemeint, von denen in Heine's Briefe vom 2. Juli 1835 (S. die Anm. auf S. 30 des vorhergehenden Bandes) die Rede ist, und von denen Campe einen Theil gegen Heine's Fenster warf, um ihn herunter zu locken.

naten wird mir von mehren Seiten gemeldet, daß Sie hierher nach Paris kämen. Ich glaube nicht daran, obgleich ich es sehr wünsche. Lassen Sie doch das kindische Stillschweigen; wir sind Beide längst aus dem Knabenalter getreten. Was die nächsten Rundgebungen betrifft, die ich von Ihnen erwarte, so brauche ich wohl heute nicht wieder darauf zurückzukommen. Sie haben sich, wie ich höre, in Bezug auf Laube geäußert, ich wäre ganz von ihm abhängig. Sie irren sich; ich brauche Ihnen nur zu sagen, daß ich sein Buch über das Parlament gelesen habe. Vor Schrecken standen mir die Haare zu Berge. Es giebt wirklich Dinge unter dem Monde, die ich nicht verstehe. Es fehlt mir hier sehr an deutschen Büchern, und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir mit Übersendung von Büchern, die ich Ihnen pünktlich zurückschicken könnte, auszu- helfen wüßten. Ich habe z. B. im Augenblick folgende nothwendig, die ich hier nicht aufreiben kann: das Buch, welches Bülow über H. von Kleist jüngst herausgegeben, Flögel's Geschichte der komischen Literatur, und die Kronwächter, erster und zweiter Theil, von Achim von Arnim. Haben Sie seit dem Höög- und Häwel-Boock*) etwas Belehren-

*) Eine wie geringe Meinung Heine von dem Werth obigen Buches hegte, zeigt sich in einer Bemerkung seines Briefes vom 1. December 1827. (Sämmtliche Werke, Bd. XIX, S. 322.)

des oder Gutes verlegt, so theilen Sie es mir mit; auch den Katalog eines dortigen guten Antiquars wüßte ich zu haben. — Sie haben keinen Begriff davon, wie sehr sich das Personal der Deutschen hier in Paris noch verschlimmert hat. Wenn ich Wohl mit großem Vergnügen hier sehe, so ist Das, weil er wirklich vor den Andern emporragt, durch Anständigkeit, und ich habe ihm auch wohl noch manche zu herbe Beleidigung zu vergüten.

Wie freundlich und zuvorkommend Freund Hebel sich auch gegen mich benommen hat, so kann ich ihm doch bis jetzt noch keinen Geschmack abgewinnen. Herr Stahr und Mademoiselle Lewald sind hier zum Besuche, und ich sah sie mit Vergnügen. Ich lese jetzt Dessen italiänische Reise, so wie auch die Sung'sche Geschichte der Frauen; finde Beides sehr bedeutend. Ich bin freilich nicht einverstanden mit dem Weiber=Emancipations=Enthusiasmus im letzteren Buche, denn ich bin selbst zu sehr verheirathet. Wüßte ich bestimmt, daß Sie mir antworteten, so würde ich Sie um Nachrichten über Ihr häusliches Wohlergehen bitten, und einige Empfehlungen für Madame Campe hinzufügen. —

Schreiben Sie mir bald; Ihr Stillschweigen hat mir viel geschadet und auch Ihnen wird mittelbar kein Nutzen daraus erwachsen; denn nachdem ich Sie vergebens angegangen, eine Kombination zu

finden, wodurch Sie mir hilfreich unter die Arme greifen könnten, ohne dabei selbst zu große Opfer bringen zu müssen, hat die Gewalt der Umstände mich genöthigt, den Diensterbietungen Anderer wenigstens schon ein halbes Ohr zu schenken; ich habe Nichts beschlossen, aber Viel angehört, und da Sie mich weder als Charlatan noch als Lügner kennen, so dürfen Sie mir wohl auf mein Wort glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich mit einem Federzug aus allen meinen Nöthen reißen könnte, vorausgesetzt, daß es Julius Campe's ernstliche Absicht wäre, meine billigsten Ansprüche unbeachtet zu lassen. Sie kennen den Zustand meiner Finanzen; Sie wissen, daß Karl Heine's Großmuth kaum bis an die Waden meiner Bedürfnisse reicht, und Sie können daher leicht ermessen, daß ich den Beschlüssen der Nothwendigkeit Folge leisten muß.

Doch wozu überflüssige Worte? Sie wissen, ich habe das „Buch der Lieder“ Ihnen nicht angepriesen, ehe es gedruckt war; Sie wissen, Dasselbe war der Fall mit den „Neuen Gedichten“, und die dritte Säule meines Iyrischen Ruhmes wird vielleicht ebenfalls von gutem Marmor, wo nicht gar von besserem Stoffe sein. Sie begreifen wohl, warum ich die drei gerne bei einander ließe, und hätten Sie nur die geringste Ahnung von meinen geistigen Bedürfnissen, so begriffen Sie auch leicht die mate-

riellen Opfer, die ich bringe. Aber Noth bricht Eisen. Dazu kommt, daß mein Krankheitszustand täglich unleidlicher wird und daß ich am Ende genöthigt bin, alles Geschäftliche einem bewährten Freunde zu überlassen, der nur die Gesetze des Nutzens befolgen würde. Ich habe heute die fürchterlich schlechteste Nacht verbracht und würde Ihnen heute nicht schreiben, wenn ich nicht die Gelegenheit wahrnehmen wollte, die Feder eines Freundes zu benutzen, der im Begriff ist abzureisen.

Und nun leben Sie wohl und danken Sie dem lieben Schöpfer, daß Sie auf Ihren beiden Füßen herumgehen können im Weichbilde Hammonia's und mit gutem Appetite Mock-Turtlesuppe speisen in Gesellschaft Ihrer Frau Gemahlin und Ihres Thronerben, dem ich praenumerando bereits meine unterthänigsten Huldigungen darbringe.

Ihr Freund

H. Heine.

283. An Alfred Meißner.

Paris, den 1. November 1850.

Liebster Meißner!

Ihren Brief habe ich seiner Zeit erhalten, sowie auch die wenigen Zeilen, die mir Ihr Herr Vater überbrachte; ich befand mich leider in einem sehr schlechten Zustande, als er bei mir war, in dem Momente einer sehr bösen Krisis, und so habe ich Wenig von seinem Besuche genießen können; er versprach mir zwar, mich nochmals zu besuchen, doch scheint er keine Zeit mehr dazu gefunden zu haben. Interessant war mir die große Ähnlichkeit, die er mit Ihnen hat. Ich danke Ihnen für all den freundschaftlichen Eifer, den Sie für mich an den Tag gelegt haben, und ich bitte, mir nur recht oft und viel Nachricht von Ihnen zukommen zu lassen. Ihr Artikel über mich hat außerordentlich viel Glück gemacht, und dem Stil sowie der Haltung des Ganzen wird das glänzendste Lob ertheilt. Ich freue mich sehr, daß Sie nicht bloß so viel poetische Begabnis an den Tag legen, was ich Ihnen gleich abmerkte, als ich Ihren Zizka las, sondern daß Sie auch ein so feines Ohr für deutsche Prosa haben, was viel seltener noch als Poesie bei den Deutschen angetroffen wird. Wahrheit im Fühlen

und Denken hilft Einem sehr viel in der Prosa, dem Lügner wird der gute Stil sehr erschwert. — Ich würde Ihnen heute noch nicht schreiben, wenn ich es übers Herz bringen könnte, Ihnen beifolgenden Brief, der unter meiner Adresse an Sie einlief, ohne einige freundschaftliche Grüße zu übersenden; erst durch Zufall bemerkte ich, daß einige Zeilen den Brief enveloppierten, welche mich zur Erbrechung desselben ermächtigten. Jetzt, wo ich seinen Inhalt erfahren, beeile ich mich denselben zu fördern. Ich habe mehrere Deutsche in Bezug auf den Musenalmanach befragt, z. B. den trauernden west-östlichen Schwalben-Rabbi, welcher mich so eben verläßt, aber Niemand wußte mir Etwas davon zu sagen. Vergebens befragte ich darüber auch Stahr, welcher mit Mademoiselle Lewald nochmals zu mir kam; Beide scheinen wieder abgereist zu sein, denn Roß und Reiter sah ich niemals wieder. Ist es sicher, daß der Almanach in Bälde herauskommt, wirklich herauskommt, oder sind Sie mit dem Redakteur sehr befreundet, so würde ich keinen Anstand nehmen, einen Beitrag zu liefern . . . Mit meiner Gesundheit sieht es noch immer miserabel aus und mit Schaudern bemerke ich, daß mein Rücken sich krümmt. Meine Frau ist wohl und läßt freundlich grüßen . . .

An Laube habe ich endlich geschrieben und

meine Gedanken über sein Parlamentsbuch unumwunden ausgesprochen. Es fiel mir wie Blei vom Herzen, nachdem ich es gethan. Ich merke, daß ich allzu sehr Deutscher bin, als daß ich meine Meinung verschweigen könnte, und koste es mir auch einen Freund. Leben Sie wohl und behalten Sie lieb Ihren getreusamen Freund

Heinrich Heine.

284. An Julius Campe.

Paris, den 21. April 1851.

Liebster Campe!

Ich habe die Ehre Ihnen anzuzeigen, daß ich unter dem heutigen Datum das fällige Semester, zahlbar den 31. Mai, auf Sie trassiere. Da ich noch immer der Höflichkeit einer Antwort auf meine früheren Schreiben entgegensehe, so habe ich heute nichts Weiteres zu sagen; — nur Eins, meinen Dank für die überschieden Bücher, bei deren Übersendung ich den guten Willen achte. Das sind also die Blüten und Blumen Ihres Verlags während den letzten Jahren! Ich möchte Ihnen dringendst rathen, diese Bücher auch in vollständiger Sammlung nach London zu schicken, um dort bei der

großen Universal-Ausstellung als ein Muster-Verlag deutscher Zunge bewundert zu werden! Das sind also die unsterblichen Geistesmonumente, die Ihnen an Druckkosten so viel Geld in Anspruch nahmen, und Sie zwangen, meine vielfältigen Anrufungen um Unterstützung, um Hilfe in der Noth unbeachtet zu lassen. Sie haben sich wahrlich für die Menschheit aufgeopfert, und hätten gewiß in Ihrem pekuniären Interesse besser gehandelt, wenn Sie mir das Geld geschickt hätten, das Ihnen jene Bücher gekostet: Sie riskierten hierbei Nichts, da Sie mich ja immer in Händen hatten, und hätten jetzt eine sichere Anwartschaft auf eine Produktion, die, wie ich Ihnen andeutete, der Popularität des „Buchs der Lieder“ gleichkommen und der ich jahrelange Arbeit widmen muß. Selbst im Fall ich unterdessen gestorben wäre, war kein Verlust für Sie zu befürchten, und ich hatte es Ihnen nahe genug gelegt, für diesen Fall eine Garantie zu erfinden. Ich konnte billig eine solche Hilfsleistung von Ihnen erwarten, und statt Dessen hüllten Sie sich in das zweideutigste Stillschweigen. Es ist mir von anderer Seite unerwartet die großmüthigste Hilfe in dieser Beziehung zugekommen. Es ist unbegreiflich, wie Sie von jeher immer mit Blindheit geschlagen waren und meinen besten Willen, meinen Eifer für Ihre Interessen, ich möchte fast sagen meine dumme

Treue und Anhänglichkeit, so sehr mißachteten. Doch Das sind überflüssige Worte, da für die Zukunft Nichts mehr zu verbessern ist, und ich schon mit einem Fuße im Grabe stehe.

Ihr sehr betrübter Freund

Heinrich Heine.

285. An Vesque von Püttlingen in Wien.

Hochverehrter Herr!

Ich hätte Ihnen längst den Empfang Ihrer musikalischen Zusendung*) angezeigt und den gebührenden Dank dafür abgestattet, wenn ich nicht die Absicht gehabt hätte, Ihnen Etwas mehr als eine banale Höflichkeit zu erweisen. Ich wollte Ihnen über Ihre schönen Produktionen, die mir von allen Seiten so sehr gerühmt worden, meine eigenen Empfindungen mittheilen, und ich hatte mich zu diesem Behufe schon um ein Fortepiano und einen Sänger umgesehen, der sie mir vortragen sollte. Aber wegen

*) Freiherr Vesque von Püttlingen hatte dem Dichter seine Komposition der 88 „Heimkehr“-Gedichte aus H. Heine's „Reisebildern“ zugesandt, welche unter dem angenommenen Namen J. Soven erschienen war.

zunehmendem Übelbefinden mußte Dieses aufgeschoben werden, und als ich vor einigen Tagen das Piano kommen ließ, merkte ich zu meinem Schrecken, daß es in meinem Krankenzimmer keinen Platz finden kann. Ich muß Ihnen gestehen, damit Sie die Misère begreifen, daß ich mich seit drei Jahren in eine sehr enge Wohnung zurück gezogen, um das Deficit der Februar=Errungenschaften auszuscherzen, daß ich seitdem in dieser engen Wohnung keine drei Noten Musik gehört habe und also von der Musik sehr entfernt lebe. Ich bin aber im Begriffe, eine größere Landwohnung zu beziehen, und da werde ich in meinem Schlafzimmer, das ich nie verlassen kann, mir Ihre Kompositionen vortragen lassen. Ich liebe die Musik sehr, aber ich habe selten das Glück, gute Musik zu hören oder gar meine poetischen Schöpfungen durch Musik unterstützt zu sehen. Von den außerordentlich vielen Kompositionen meiner Lieder sind mir während den zwanzig Jahren, die ich in Frankreich lebe, nur sehr wenige, vielleicht kaum ein halbes Duzend, zu Ohren gekommen. Ich habe sie vielleicht in hiesigen Soiréen singen gehört, ohne zu wissen, daß es Kompositionen meiner eigenen Lieder gewesen, sntemalen die Uebersetzer, die französischen Paroliers, sie unter ihrem eigenen Namen herausgeben. Ich habe mal ein Singspiel geschrieben, welches durch Zufall verbrannt ist; für Joseph Klein,

den Bruder des verstorbenen Bernhard Klein, schrieb ich eine Oper, die Derselbe komponierte, aber mit-
samt meinem Texte später verloren hat. In
jüngster Zeit schrieb ich für das Theater der Königin
in London eine Ballett-Pantomime, die vielleicht
eines meiner besten Erzeugnisse, und die durch ihre
musikalischen Motive einen guten Komponisten zu den
größten Hervorbringungen anregen könnte; aber einer
kleinlichen Kabale des Chefs des Balletts wegen
musste mein Werk im Karton des Impresarios blei-
ben, wo es alt und grau werden mag.

Mein Freund Heinrich Laube machte mir Hoff-
nung, den deutschen Text in Berlin oder zu Wien
bei dem dortigen Theater anbringen zu können; er
scheiterte jedoch zu Berlin, wo ich meines Preußen-
hasses wegen nicht sonderlich geliebt bin, und in
Wien, wo ich mich besser empfohlen glaubte, fand er
den insolentesten Widerstand bei dem Intendanten
der Oper, den er mir als einen Herrn v. S. nannte;
der Name ist mir so bekannt, und ich muß ihn ge-
wiß schon einmal an irgend einem deutschen Pranger
gesehen haben. Mein deutsches Ballett-Manuskript
ist jetzt zu Wien in Händen meines Bruders Gustav
Heine, der Ihnen, wenn Sie sich durch Ihr Talent
oder auch nur durch Ihren Einfluß dafür interes-
sieren wollen, das Manuskript zur Ansicht mittheilen
soll, wie sich von selbst versteht, unter Versprechen

der gehörigen Diskretion. Sie werden sich jedenfalls alsdann überzeugen, daß ich ein Werk geliefert habe, welches nicht verloren gehen kann, obgleich es dem Hauptzweck des armen Dichters, dem weltlichen Erwerb, nicht entsprochen haben wird, da meine Tage gezählt sind, und zwar äußerst knapp. --

Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, daß es mir äußerst leid ist, Ihnen für Ihre freundliche Zusendung vor der Hand nur danken zu können, doch habe ich Ihnen wenigstens einen Brief geschrieben, der etwas Besseres als eine gewöhnliche Höflichkeit, nämlich ein sympathisches Vertrauen, ausspricht. Ich bin mit solchen Briefen in meinem Leben nicht freigebig gewesen, und mein heutiges Schreiben mag Ihnen meine ausgezeichnete Hochschätzung bekunden.

Empfangen Sie die Versicherung derselben und genehmigen Sie meine heiterste Begrüßung.

Paris, Rue d'Amsterdam 50,
den 22. Juni 1851.

Heinrich Heine.

286. An Professor Oppenheim in Frankfurt
am Main.

Herr Professor!

Als ich im Jahre 1830 bei meiner Durchreise die Ehre hatte, Sie in Frankfurt zu sehen, und Sie mich angingen, Ihnen zu sitzen, um mich abzukonterfeien, willfahrte ich Ihrem Wunsche, und Sie versprachen mir, von meinem Porträt mir eine Kopie zukommen zu lassen. Dieses Ihnen abgenommene Versprechen war nicht eine Redensart der Höflichkeit oder der Freude über das Gelingen einer Arbeit, welches Ihr schönes Talent befundete, sondern es war ein festgestelltes Bedingnis, und ich erinnere mich, daß ich des Bildes wegen länger all dort verweilte, als schier räthlich war. Zu Paris, wo ich seitdem, wie notorisch ist, immer zu finden war und wo es Ihnen nicht an befreundeten Landsleuten jeder Gattung gebricht, harrete ich vergebens auf das versprochene Porträt, und statt Dessen kam mir hier nur eine nach demselben kopierte Lithographie und ein kleiner Kupferstich zu Gesicht, der so miserabel ist, daß ich das Erbieten meines Freundes Julius Campe, nach oben erwähntem Porträt einen honetten Kupferstich verfertigen zu lassen, mit Vergnügen annahm und diesen Freund bat, Sie,

Herr Professor, bei seiner Durchreise in Frankfurt zu ersuchen, das Porträt, unter gehöriger Gewährleistung, während der zu einem Nachstich nothwendigen Zeit zu seiner Verfügung zu stellen. Indem ich zu diesem Ansuchen hinlänglich berechtigt, bin ich Ihrer Bereitwilligkeit im Voraus überzeugt.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner Hochachtung, mit welcher ich verharre, Herr Professor,
Dero ergebenster

Heinrich Heine,
beider Rechte Doktor.

Paris, den 25. Juli 1851.

287. An Julius Campe.

Paris, den 21. August 1851.

Liebster Campe!

Ich hätte Ihnen bereits längst geschrieben, wenn ich nicht während der ganzen Zeit ohne deutschen Sekretär gewesen wäre; auch Herr Gatty war krank, und es ist kaum eine Woche, daß ich ihn wieder sah. Ich gab ihm einen Theil meines Manuscriptes zum Abschreiben, aber bis jetzt hat er kaum den fünften Theil geliefert, welchen ich Ihnen durch die Post übersenden würde, wenn ich nicht

befürchten müßte, daß unter den jetzigen Umständen ein so dicker Brief, adressirt an den berüchtigsten deutschen Buchhändler, auf der Post einigen Schicksalen ausgesetzt sein dürfte, indem man, statt harmloser Gedichte, eine politische Schrift wittern würde. Ich habe es daher vorgezogen, noch einige Tage zu warten, indem mein Bruder Gustav, der in diesem Augenblick hier ist, heute über 8 Tage nach Hamburg reist und Ihnen alsdann fast das ganze Manuscript sicher behändigen kann. Ich werde Ihnen nämlich mein ganzes Originalmanuscript schicken, mit Ausnahme von etwa 3 bis 4 Druckbogen, welche Erläuterungen zum „Faust“ enthalten sollen, die ich vorher durchaus umarbeiten muß, eine Arbeit, woran ich in diesem Augenblick nicht gehen kann, da meines Bruders Anwesenheit mich gänzlich in Anspruch nimmt und es mir schon mühsam genug ist, das Manuscript, das ich ihm für Sie mitgebe, gehörig zu ordnen. Ich habe gleich nach Ihrer Abreise während 8 Tagen mich damit beschäftigt, das schönste meiner Gedichte, welches ich eben bei Ihrer Ankunft begonnen hatte, fertig zu machen, und ich bin sehr damit zufrieden. In dem Manuscripte, welches Sie erhalten, stehn nur 4 Strophen auf jeder Seite, aber Sie können immerhin 5 Strophen auf jeder Seite drucken, da ich genug Manuscript habe. Ich habe sehr viele Gedichte, die ich nicht

bedeutend genug hielt, zurückgehalten, und auch jedes Gedicht, welches politischen Anstoß erregen konnte, unterdrückt, so daß dieses Buch Ihnen auch nicht die geringsten Schwierigkeiten erregen dürfte. Sorgen Sie nur für schöne typographische Ausstattung.

Ich hoffe, daß Sie eine angenehme Rückreise gemacht haben; von Ihrer heiteren Ankunft ward ich sogleich unterrichtet. Ihrer Frau und Ihrem Söhnchen werden Sie wohl Viel von Paris erzählen müssen. Ich bitte mich Ersterer mit den freundlichsten Grüßen zu empfehlen. Mein Gesundheitszustand, oder vielmehr meine Krankheits-Lage ist noch immer dieselbe. Ich leide außerordentlich viel, ich erdulde wahrhaft prometheische Schmerzen, durch Ranküne der Götter, die mir grollen, weil ich den Menschen einige Nachtlämpchen, einige Pfennigslichtchen mitgetheilt. Ich sage: die Götter, weil ich mich über den lieben Gott nicht äußern will. Ich kenne jetzt seine Geier, und habe allen Respekt vor ihnen. — Mein Arzt giebt mir Hoffnung für diesen Winter. Wäre ich nur transportabel, so würden Sie mich bald in Hamburg wiedersehen. Apropos: da ich Ihnen ein etwas verworrenes Manuscript schicke, so wünsche ich abgeredetermaßen, daß Sie mir immer die letzten Korrekturbogen zur Durchsicht hierherschicken.

Und nun leben Sie wohl, und bleiben Sie
heiter gemogen

Ihrem Freunde

Heinrich Heine.

288. An Julius Campe.

Paris, den 28. August 1851.

Liebster Campe!

Denselben Tag, wo ich Ihnen bereits geschrie-
ben hatte, empfing ich Ihren ersten Brief, dessen
Beantwortung ich aufschiebe, da der zweite, welcher
dieser Tage anlangte, zunächst eine Beantwortung
nothwendig macht. Mein Bruder ist gestern Morgen
von hier abgereist und wird Ihnen also in einigen
Tagen mein Manuskript einhändigen. Das Erste,
was Sie zu thun haben, ist, daß Sie die ganze
dritte Abtheilung des Buches, welches „Hebräische
Melodien“ betitelt ist, von sicherer Hand abschreiben
lassen, um im Falle eines Mißgeschicks in der
Druckerei eine Kopie behalten zu haben; denn diese
ganze Partie existiert nur in diesem Original-
Manuskript, ich habe keine Zeile davon in Paris.

Durch die Anwesenheit meines Bruders ist mein
Kopf sehr fatal aufgereggt, und es wird grade, und
leider in diesem Augenblick, unter meinem Fenster

von Tischlern geklopft und gehämmert, daß meine Nerven in furchtbarsten Zustand gerathen, und ich nicht weiß, ob ich im Stande bin, in kurzer Frist den Schluß meines Manuscriptes zu fertigen. Ich habe noch einen ganzen Druckbogen des wichtigsten Inhalts zu schreiben, muß die früheren Erläuterungen, die in der That sehr amüſant ſind, ganz umarbeiten, ich muß das Ganze unter meinen Augen hier abſchreiben laſſen, und da können wohl 3 Wochen darauf hingehen, ehe ich des Ganzen entbunden bin. Nur eine ſehr kurze Vorrede werde ich geben, obgleich ich doch ſo Manches im Intereſſe des Autors zu ſagen hätte. Das Gedicht, welches „Disputation“ überſchrieben, machte ich nach Ihrer Abreiſe in großer Eile; das vorhergehende iſt eigentlich nur ein Fragment. — es fehlte mir die Muße zu Feile und Ergänzung — doch ich habe eingesehen, daß ich durch langes Zögern Ihre Intereſſen gefährden könnte. Die Mängel, welche einem Buche durch ſolche Eilfertigkeit anhaften, bemerkt nicht die große Menge, aber ſie ſind darum nicht minder vorhanden und quälen manchmal das Gewiſſen des Autors.

Meinem Bruder habe ich gar keinen anderen Auftrag gegeben, als daß er Ihnen das Packet einhändige; die Ankunft meines Bruders war mir ſehr erfreulich, aber ich litt ſehr dadurch, daß er während ſeines Aufenthalts in der peinlichſten Verſtimmung

war, weil er einestheils beängstigende, seine Interessen bedrohliche Nachrichten aus Wien erhielt; anderentheils weil er eine todfranke, von den schrecklichsten Nervenleiden geplagte Frau mit sich führte... Dazu kommt, daß die Verschiedenheit der politischen Ansichten dennoch sogar unter Brüdern einen fatalen Einfluß ausübt. Ich habe Manches nicht berühren können, und Das störte jeden freimüthigen Erguß. Es ist doch eine schreckliche Sache mit der Politik; man kann sich über diesen Aberglauben nicht ganz hinaussetzen. Ich hoffe, daß mein Bruder seine franke Frau, mit welcher es bei der Abreise sehr bedenklich aussah, glücklich nach Hamburg gebracht hat, und ich bitte Sie, mir unverzüglich zu schreiben, sobald Ihnen das Manuscript behändigt ist — Schändlicher Egoismus! mein Manuscript beängstigt mich mehr, als meine Schwägerin! Schreiben Sie mir nur gleich einige Zeilen. Meine Übersiedlung nach Hamburg war das Hauptthema meiner Unterhaltungen mit meinem Bruder. Ich muß freilich noch überwintern hier in Paris, aber im Frühjahr rutsche ich fort.

Freundliche Grüße an alle Wohlwollende!

Ihr Freund

Heinrich Heine.

289. An Julius Campe.

Paris, den 7. September 1851.

Liebster Campe!

Den Brief, worin Sie mir den Empfang meines Manuscriptes anzeigen, habe ich richtig empfangen, und ich danke Ihnen für die gute Aufnahme, welche meine jüngsten Geisteskinder bei Ihnen gefunden. Ich bin leider nicht so blind, wie Väter es gewöhnlich sind für die geliebten Kleinen. Ich kenne ihre Schwäche leider zu gut. Meine neuen Gedichte haben weder die künstlerische Vollendung, noch die innere Geistigkeit, noch die schwellende Kraft meiner früheren Gedichte, aber die Stoffe sind anziehender, kolorierter, und vielleicht auch die Behandlung macht sie der großen Menge zugänglicher, und Das kann Ihnen wohl einen Succesß und nachhaltige Popularität verschaffen. Sedenfalls aber weiß ich, daß ich Sie nicht mit Schund angeführt habe. Mit großem Eifer habe ich die Erörterungen über Faust umgearbeitet, bin heute erst damit fertig geworden und werde Ihnen dieses ehrliche Stück Arbeit vielleicht schon morgen oder übermorgen zuschicken. Sie werden Ihre Freude daran haben und begreifen, daß ich für das Buch wirklich etwas Bedeutendes

thue durch diese Zuthat, die vielleicht über vier Bogen beträgt und das Buch um solche verstärkt. Ich hatte Anfangs die Idee, sie, mit den gehörigen, nur von mir aufgegabelten Citationen vermehrt, überhaupt erweitert, als ein besonderes Buch herauszugeben. Diese Idee bringe ich wirklich dem „Romancero“ zum Opfer.

Außer dieser Arbeit schreibe ich aber für das Ballett noch eine besondere Einleitung von etwa sechs bis sieben Seiten, die noch vor dem Ballett, das Sie bereits in Händen haben, gedruckt werden muß.

Eine Vorrede werde ich auch zum ganzen Buche schreiben, die aber nicht groß werden soll, und vielleicht 6 — 7 Seiten betragen wird. Bei dieser Gelegenheit bitte ich Sie, liebster Campe, in der Abtheilung meines Buches, welche „Hebräische Melodien“ betitelt ist, einen Irrthum zu berichtigen, den ich mir dort, wie mir jetzt einfällt, zweimal zu Schulden kommen ließ. Sowohl in der ersten Nummer des „Schuda Ben Halevi“, als auch in der „Disputation“, wird der Tag der Zerstörung Serusalem's als der zehnte Tag des Monats Ab angegeben, Das ist aber ein Irrthum: es muß dafür der neunte Tag des Monats Ab gesetzt werden.

Den ersten Korrekturbogen meines Buches habe ich heute in der Frühe erhalten.

Und nun leben Sie wohl, und bleiben Sie freundschaftlich gewogen

Ihrem getreu ergebenen

Heinrich Heine*).

Mein jetziger Sekretär ist ein dummer Teufel, der nicht orthographisch schreibt und falsch hört; — da ich seinen Brief nicht durchlesen kann, so mag Gott wissen, was er schrieb. Doch die Hauptsache werden Sie wohl verstehen. — So eben erhalte ich den zweiten Korrekturbogen, sah ihn selbst flüchtig durch, und um keine Zeit zu verlieren, schicke ich Ihnen nur die Hauptkorrekturen. Ich bitte dem Setzer zu sagen, daß ich das *i* am Ende der Silbe und des Wortes immer mit einem *Ypsilon* (*h*) gedruckt haben will. Das *seyn* schreibe ich als Fürwort mit einem bloßen *i*, als Zeitwort mit einem *h*, zum Beispiel: Gott mag *beh* ihm *seyn*. Ich verlange überall diese Unterscheidung von *i* und *h*, wie auch in meinen Büchern immer zu sehen.

Ich lege Ihnen also die Blätter hier bei, worauf die Hauptkorrekturen.

*) Das nachfolgende Postskript ist von Heine selbst mit Bleistift geschrieben.

Bin sehr krank. Dieser Tage mehr. Mein Kopf ist schwach und meine Frau bewundert mein Arbeiten in diesem Zustand. Aber man kann sich auf mich bis zum letzten Athemzuge verlassen.

Ihr Freund

H. Heine.

290. An Julius Campe.

Paris, den 10. September 1851.

Liebster Campe!

Beiliegend erhalten Sie das angekündigte Manuscript, welches den Schluß des Buches bildet; die Umarbeitung und Verkürzung dieses Manuscripts hat mir mehr Anstrengung gekostet, als wenn ich es ganz aufs Neue geschrieben hätte. Übermorgen schicke ich Ihnen das einleitende Wort, welches vor dem Ballette gedruckt wird, und welches ich deshalb schreibe, weil ich in der Vorrede des Buches gar nicht von dem Ballett und Anhang sprechen will, damit Sie beide späterhin nach Belieben von den Gedichten ablösen können, je nachdem es Ihren Bedürfnissen passend. Die Gedichte würden in einem solchen Falle hinlänglich sein, den Band zu füllen. Ich bin in diesem Augenblick unendlich leidend, besonders meine Augen sind sehr krank, und deshalb

kann ich Ihnen die Vorrede zum Buche erst gegen Ende des Monats schicken; ich will meinen Kopf 14 Tage ausruhen lassen und die Tagesgeschäfte allmählich abthun. Sie haben keinen Begriff davon, welch ein geplagter Mensch ich bin und wie wenig die Menschen auf meine Lage Rücksicht nehmen. Werde von allen Seiten in Anspruch genommen. — Meines Bruders Verfahren in Bezug auf Sie hat mich sehr verstimmt, und ich werde ihm nie mehr, weder bei Lebzeiten, noch posthum, einen Auftrag für Sie geben. Es ist mir daran gelegen, daß ich auch nach meinem Tode bei Ihnen in freundschaftlichem Andenken bleibe. — Daß in meinem Buche nicht Alles Blume ist, sondern auch mitunter das liebe Gras hervorgrünt, ist mir wohl bewußt, aber ich wollte dieses nicht ausreuten, da ich das Buch als einen Nachlaß betrachtete. Setzt aber will ich doch Einiges ausrupfen, und ich bitte Sie, folgende sechs kleine Gedichte in der Abtheilung, welche „Lamentationen“ betitelt ist, ungedruckt zu lassen; sie sind wahrscheinlich schon gesetzt, aber sie müssen nichtsdestoweniger hinausgeschmissen werden. Es sind folgende, und betitelt:

Altes Kaminstück,

Diesseits und Seseits,

Lebewohl (dieses Gedicht fängt an mit den Worten: Habe wie ein Pelikan u. s. w.),

Wandere! (es fängt an mit den Worten: Wenn
dich ein Weib u. s. w.),
Kluge Sterne, und endlich
Morphine.

Den dritten Druckbogen habe ich diesen Morgen erhalten und bei dem schrecklichen Zustand meiner Augen nur flüchtig ansehen können.

Diese Nacht, liebster Campe, fiel es mir ein Sie zu bitten, Ihrem Versprechen gemäß mir den bewußten Brief meines Betters und das darauf bezügliche Bewußte zu schicken; ich bin überzeugt, daß Sie es mir in der Weise schicken, wie Sie es mir versprochen, indem wir eines geliebten Hauptes dabei erwähnten, der mir Bürge sein sollte. — Ich lasse meinen künftigen Verleger, der sich hoffentlich wohl befindet, freundlich grüßen, sowie auch seine Frau Mama. Wenn Sie Ihrem Freunde Hauenschild schreiben, so sagen Sie ihm, wie sehr ich für seine liebevolle Gesinnung dankbar verpflichtet bin. Sobald ich aus dem Geschäftsstrudel ein bisschen heraus bin, will ich mich con amore mit ihm beschäftigen.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

291. An Julius Campe.

Paris, den 20. September 1851.

Liebster Campe!

Obgleich Ihr Brief mir neue Sorgen auf den Hals jagt und meine Thätigkeit in einem Augenblicke in Anspruch nimmt, wo ich sehr leidend bin, so hat er mir doch großes Vergnügen bereitet, indem ich daraus ersehen habe, daß ich Ihnen zwei Bücher statt eines Buches geben kann, und ich bin gerne bereit, Dieses zu thun. Der Grund der Moralität, die leicht ausmerzbaren Anstößigkeiten in dem Brief an Lumley, sind für mich nicht das Bestimmende, aber diese Arbeit ist zu groß, trotzdem daß ich sie schon verkürzt, um noch in den „Romancero“ zu passen, und ich habe Dieses selber schon gefühlt. Hatte ich doch vom Anfang an den Gedanken, nur das Ballett und nicht den Brief hier mitzutheilen, und ich ließ mich späterhin durch eine besondere Schrulle, die mir durch den Kopf fuhr, dazu bewegen. Ich hatte nämlich früher die Absicht, diese Arbeit zu einer Publikation zu benutzen, wovon ich nicht gern sprach, damit mir kein Anderer meine Ideen nehme: es war Dieses — und auch jetzt bitte ich es geheim zu halten — es

war Dieses eine Herausgabe des ältesten Faustbuchs, das gar nicht bekannt, sehr kurz und äußerst poetisch ist, während das viel bekannte Faustbuch von Widmann ungeheuer voluminös und platt prosaisch ist.

Ich dachte, mit meinem Namen als Herausgeber würde das Buch sehr in Kurs kommen, und eine populäre Anerkennung gewinnen. Ich muß jetzt diese Idee aufgeben, schon meines Hinsterbens wegen, und möchte sie gleichsam bei Ihnen deponieren. Lesen Sie mal gelegentlich das Büchlein in der wüsten Ausgabe bei Scheible, wo es in dem Wust begraben ist; es beträgt kaum 150 Seiten.

Sie sagen mir, daß Sie bei Ihrem dicken Papier den „Romancero“ mit den Gedichten abschließen könnten. Ich bin es zufrieden, und ich habe Ihnen also nur noch eine Vorrede zu schicken, die, wie ich Ihnen bereits angekündigt, gegen acht Seiten betragen mag. Ist der Bogen, dessen Korrektur ich Ihnen gestern zurück schickte, noch nicht in die Presse gegangen, so können Sie die beifolgenden Gedichte darin unterbringen; sie können nämlich gedruckt werden gleich hinter das Gedicht, welches „Plateniden“ betitelt ist, und zwar sollen sie in der Reihenfolge gedruckt werden, wie ich sie schicke und paginiert habe. Leider kann ich mich nicht entschließen, Gedichte, die ich für wahrhaft schwach halte, zu drucken,

und da mir, außer solchen schwachen, nur anzügliche Gedichte übrig blieben, so kann ich Ihnen leider Nichts, als Füllwerk, schicken. Ich könnte allenfalls, wenn Sie es wünschen, der Vorrede den Namen: „Nachrede“, geben, und sie somit ans Ende des Buches drucken. Sie können auch, wenn Sie wollen, ein Register am Ende geben. Nöthigenfalls könnte ich auch ein paar Seiten Noten geben. Schreiben Sie mir darüber Antwort. —

Was das *J* betrifft, so wünsche ich jedenfalls, daß es in dem Verbum *sehn* gedruckt werde, um dasselbe von dem gleichlautenden Fürworte zu unterscheiden. Und nun zum zweiten Buche, über dessen Titel ich noch nicht einig mit mir bin. Ist Ihnen vielleicht der Titel recht: „Der Doktor Johannes Faust, ein Tanz-Boem, nebst kuriösen Erläuterungen von Heinrich Heine.“ In der Vorrede zum „Romancero“ will ich das gleichzeitige Erscheinen dieses Büchleins ankündigen, und Sie können beide Bücher gleichzeitig erscheinen lassen. Schlägt der „Faust“ ein, so habe ich die Freude, Ihnen ein hübsches Büchlein gegeben zu haben, das Ihnen, unbeschadet des „Romancero“, der für sich stark genug ist, Etwas einbringen wird, ohne extra Honorar-Depensen verursacht zu haben — es sei denn, daß Ihre Generosität sich zu einer besonderen Gratifikation entschliesse; doch Dieses habe ich in diesem Augenblicke nicht im Auge, doch ist es mensch-

lich, daß ich Dergleichen erwähne. Der Mensch ist so ein Lump, daß er nicht lange an das Interesse Anderer denken kann, ohne nicht dabei zu erwägen, ob er nicht dadurch zu gleicher Zeit auch sein eigenes Interesse fördern könne. —

Ich wünsche, daß Sie etwas die besondere Erscheinung meines „Faustes“ geheim hielten, damit etwaigen Gegnern, welche Dasselbe gegen mich benutzen dürften, nicht Zeit gegeben wird, sich zu präparieren. Ihrer Familie die heitersten Grüße. Mit meinem Willen sieht es gut aus, aber schlecht mit meinen Kräften, und ich leide Tag und Nacht die schauderhaftesten Schmerzen.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

292. An Julius Campe.

Paris, den 23. September 1851.

Liebster Campe!

In diesem Augenblick erhalte ich den Korrekturbogen, welcher 13 und 14 bezeichnet ist, und von der Pag. 193 bis 216 geht. Ich bin aber durch den Anblick dieser Blätter in die äußerste Bestürzung

gerathen, indem ich sah, daß Sie, um eine gehörige Bogenzahl zu erschwingen, in der letzten Abtheilung nur vier Strophen auf jede Zeile druckten. Dadurch wird mir mein ganzes Buch schimpfiert, wahrhaft verleidet; nicht sowohl, weil mir selber ein Horror vacui, ein Schauder vor weißem Papier, angeboren ist, sondern auch weil ich dadurch dem Publikum gegenüber ganz eigentlich eine Blöße gebe. Ich, nicht Sie, ich habe das Buch vor dem Publikum geistig zu vertreten, und der fatale Eindruck, welcher durch jene Ungleichartigkeit des Druckes entsteht, fällt auf meine Gedichte zurück und schadet mir moralisch. Kurz, ich kann und will Das nicht dulden, und wie krank ich auch bin in diesem Augenblick, so will ich doch lieber das Mögliche thun, um die Seitenzahl hervorzubringen, die gebührend ist, ohne daß Sie nöthig haben, zu einem so schauderhaften Mittel, zu einer typographischen Maulsperrre, Ihre Zuflucht zu nehmen. Drucken Sie nur das Buch weiter ganz wie die vorigen Bogen, und so schwer es auch jetzt ist, glaube ich doch auf folgende Weise das Deficit decken zu können. Als ich das Buch schier für zu dick hielt, glaubte ich mich nöthigenfalls auf einige wenige Seiten Vorwort beschränken zu können, um so mehr da mir das Schreiben jetzt sehr sauer, und ich nur der Symmetrie wegen ein Vorwort projektierte. Jetzt will ich aber

ein Vorwort von etwa einem Druckbogen schreiben. Außerdem beträgt das Register, das Inhaltsverzeichnis, das Sie ohne mich anfertigen können, ebenfalls vier Seiten, und ich will zusehen, ob ich zum Schlusse noch einige Seiten Noten geben kann, wahrscheinlich vier bis fünf Seiten. Ende dieser Woche schicke ich Ihnen diese Vorrede. Schreiben Sie mir nur gleich Antwort, ob es nicht für Sie passender wäre, daß diese Vorrede am Ende des Buches als „Nachrede“ gedruckt werde. Schreiben Sie mir auch gleich, ob diese Vorrede und das Inhaltsverzeichnis Sie hinlänglich deckt. Und jedenfalls lassen Sie wohl gleich den Satz wieder ändern, fünf Strophen statt vier Strophen auf jede Seite zu drucken befehlend. Es ist zu dunkel, als daß ich noch heute den Korrekturbogen durchgehe. Ich armer Teufel glaubte am Ende meiner Nöthen zu sein, und sehe jetzt leider, daß ich noch in der Mitte stecke; doch Alles, was ich thue, geschieht gewissenhaft, und ich will immer honett und proper in jedem neuen Buche vor dem Publikum erscheinen. Da darf kein Knopf fehlen, aber bei dem vierstrophigen Druck der letzten Abtheilung meines Buches fallen mir gleichsam die Hosen herunter vor aller Welt. Schreiben Sie mir nur gleich Antwort auf Das, was ich Ihnen heute schrieb, und auch auf meinen letzten Brief in Bezug des Druckes des „Faust's“.

— Von meinem Bruder habe ich seit seiner Abreise noch keine Nachricht, obgleich er wichtige Dinge für mich zu besorgen hat. Ich denke ihm so bald als möglich bis zum letzten Sous zurück zu bezahlen, was er mir vorgeschossen. Er ist bei aller brüderlichen Liebe seines krahehligen Charakters wegen nicht die geeignete Person, der ich eine Einmischung in meinen literarischen Angelegenheiten vertrauen dürfte. Was Sie mir in Bezug auf Christiani sagen, ist richtig, doch hoffe ich Alles selbst besorgen zu können, was für meine armen Bücher doch immer das Beste wäre. Ein fremder Herausgeber ist doch immer ein Stiefvater. Da ist manches Kindlein, dem das Kognäschen gehörig abgewischt werden muß. Bleibe ich am Leben und bei einiger Kraft, so werde ich mich Allem mit dem größten Eifer selbst unterziehen, und mancher Vorthail wird für Sie daraus erwachsen, den ich Ihnen später bezeichnen werde. Was den zweiten Band meiner Gedichte betrifft, so sehe ich vor der Hand gar kein anderes Ausfunftsmittel, als daß ich das Fehlende neu hinzudichte. Doch ich kann noch nicht mich bestimmt darüber aussprechen. Ich hätte Ihnen noch Manches zu sagen, aber ich habe in diesem Moment Visiten zu erwarten, die meine wenigen Kräfte in Anspruch nehmen. Von Schiff habe ich Brief erhalten, aber keine Bücher, die er auf

der Adresse ankündigt. Sagen Sie ihm gefälligst, daß ich ihm schreiben werde, sobald ich einige Muße habe.

Ihr freundschaftlich ergebener
Heinrich Heine.

293. An Julius Campe.

Paris, den 1. Oktober 1851.

Liebster Campe!

Ihren letzten Brief — den Brief, worin Sie mir die auf Buchdruckerei angewendete Bier-Theorie*) mittheilen, — sowie auch den vorletzten Brief, habe ich richtig erhalten. Gestern schickte ich Ihnen den letzten Korrekturbogen des „Romancero“, sowie auch das für diesen bestimmte Nachwort, das ich unter den furchtbarsten Schmerzen und in dumpfer

*) Campe hatte geschrieben: Wie der Schänkwirth, wenn sein Biervorrath nicht auszureichen drohe, durch geschickte Handhabung des Spundhahns die Gläser zur Hälfte mit Schaum statt mit Bier fülle, so wisse auch der Buchdrucker die mangelnde Bogenzahl des Manuscriptes zur Noth durch ein solches Schaummanöver, durch weitläufigeren Satz, zahlreiche Schmutztitel u., zu ersetzen.

Betäubnis geschrieben, für welche Anstrengung ich vielleicht lange büßen muß. Ich habe Sie nicht stecken lassen wollen, um keinen Preis, gleichviel ob Sie es anerkennen oder nicht. Ich habe unterdessen wichtigere Interessen vertagt, als Sie mir glauben würden. Doch ich will nicht von meiner Methode abweichen und beschränke mich darauf, Ihnen heute das Nächstliegende zu schreiben und Solches abzuthun.

1) Schicken Sie doch gleich in die Buchdruckerei und lassen Sie gefälligst die vorletzte Strophe im Gedichte: „Disputation“, welches das letzte im Buche ist, folgendermaßen ändern:

Donna Blanka schaut ihn an,
Und wie sinnend ihre Hände
Mit verschränkten Fingern drückt sie
An die Stirn und spricht am Ende:

2) Schicken Sie mir gleich, was mein Bruder in seinem Blatte über mich geschrieben hat; auch er schreibt mir davon, und ich möchte es wohl lesen.

3) Sobald es Ihnen nur irgend möglich ist, schicken Sie, noch ehe Sie den „Romancero“ ausgeben, ein Exemplar unter Kreuzkouvert an den Dr. Peschel in Augsburg, abzugeben in der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“. Dieser verspricht, gleich davon eine Anzeige zu verfertigen.

4) Schicken Sie mir die Briefe, die Karl Heine betreffen, unter gewöhnlichem Briefkouververt hierher, da Sie dieselben in keinem Falle, wie Sie mir angekündigt, mit den Exemplaren schicken dürfen. Die Exemplare nämlich, wie alle Bücher, die mir von dorthier kommen, werden hier zuvor im Ministerium des Innern deponiert, wo sie geöffnet werden; da ich bei solcher Öffnung nicht persönlich gegenwärtig sein kann, so habe ich meine Gründe, zu wünschen, daß nie Papiere in solchen Packeten sich befinden. Merken Sie sich Dieses gefälligst für vorkommende Fälle.

5) Apropos, wenn Sie mir die Exemplare schicken, sehen Sie doch zu, ob Sie mir den Roman „St. Roche“ von Frau von Baalзов mitschicken können, indem Sie denselben einer dortigen Leihbibliothek entleihen; ich schicke Ihnen dann denselben nach vierzehn Tagen zurück.

6) An die Korrektur des „Faustes“ mache ich mich gleich, sowie ich nur etwas jappen kann.

7) Ich gebe Ihnen hiermit auch Advis über 2600 Mark Banko, die ich einen Monat nach dato an die Ordre von Herrn Hamberg' & Co. auf Sie trassiere.

8) Melde ich Ihnen in Bezug auf meine Finanzen, daß mein Bruder in Prag war, und sich mit dem dortigen Direktor der Gaskompagnie abgefunden

hat, und ich laut diesem Abfinden für eine Forderung von 16,000 Franks, die ich dort hatte, nur 5000 Franks bekomme, und zwar in Wechseln, welche im künftigen Suli fällig.

Sie sehen, welche gute Geschäfte ich mache. Das bleibt aber unter uns. Ich melde es Ihnen auch nur in Bezug einer Anfrage, die ich Ihnen freimüthig machen möchte. Sie sind ein Krösus, haben manchmal mehr baares Geld, als Sie nothwendig brauchen, und im Falle Sie mir, mit Abzug des gegenwärtigen Diskontos, das Honorar=Quotum des „Romancero“, das erst im künftigen Suli fällig ist, noch in diesem Jahre zu erheben gestatten, so würde mir Dieses äußerst angenehm sein, und ich erstens mit meinem Bruder nichts Geldliches mehr zu schaffen haben, und zweitens keine zu große Provision durch eine Anleihe einbüßen. Aber ich wiederhole, daß ich diese Gefälligkeit durchaus nicht annehme, wenn Sie mir nicht die Differenz des Diskontos abrechnen. Sagen Sie nur kurzweg, ob es Ihnen passt oder nicht. Sowie ich mit meinen Büchern fertig bin, befrage ich mich mit der definitiven Ordnung meiner weltlichen Geschäfte, und die letzte Zeile meiner Nachrede ist keine Phrase.

9) Über die „Neuen Gedichte“ habe ich noch nichts Definitives herausgeklügelt. Wollen Sie wirklich den ganzen poetischen Heine in vier Bänden

geben, das „Wintermärchen“ mit dem „Atta Troll“ zusammendruckend, so rathe ich Ihnen, statt des Wintermärchens in den „Neuen Gedichten“ den „William Ratcliff“ aus meinen „Tragödien“ zu drucken; denn dieses Stück ist ein Gedicht, welches in Geist und Ton zu den andern Gedichten paßt und sie ergänzt.

10) Sie hätten mich in eine schöne Verlegenheit gesetzt, wenn Sie meinen Ansprüchen auf eine Gratifikation in Bezug des Faustbuches dadurch begegnet hätten, daß Sie mich frügen: wie Viel ich begehrte? Ich hätte verdrießlich die Zipfelmütze in der Hand herumgedreht und etwas Unverständliches gebrümmelt, wie arme ehrfame Bürgerleute, denen man nach einer großen Hilfsleistung die Frage stellt: was unsere Schuldigkeit sei? Es versteht sich, daß Sie mir den „Romancero“ sehr anständig honoriert haben, aber der „Faust“ ist ein ganz anderes Buch, das Sie sich auch von Ihrem Publikum ganz extra bezahlen lassen. Und der Himmel weiß, daß ich mit großem Vergnügen die Sache so einrichtete und mein eigenes Interesse gern sacrificierte. Ich begnüge mich mit der Advantage, die Dieses mir Ihnen gegenüber bietet, für einen etwa späteren Fall, wo Sie mich nicht der Kleinlichkeit bezichtigen dürfen, wenn ich mein eigenes Interesse dem Ihrigen vorziehe. Aber dieser Fall trifft viel-

leicht nicht ein, da ich sehr krank bin und vielleicht nicht so bald daran denken kann, mich für eine große literarische Arbeit anstrengen zu dürfen. Mein Abschied vom Publikum in der Nachrede ist bedeutender, als Sie glauben.

11) Haben Sie doch die Güte, zu meiner armen Mutter zu schreiben und ihr sagen zu lassen, daß ich mich wohl befände, aber zu sehr beschäftigt sei, um schreiben zu können. Es wäre nicht übel, wenn in dem „Romancero“-Exemplar, welches meine alte Mutter bekommt, die Nachrede ausgeschieden würde. Und

12) Grüßen Sie mir freundschaftlichst Ihre Lieben.

Ihr sehr müder Freund

Heinrich Heine.

294. An Julius Campe.

Paris, den 8. Oktober 1851.

Liebster Campe!

Ich erhielt gestern Nachmittag die Korrektur der Vorrede, und nachdem sie flüchtig durchgegangen, gab ich sie unverzüglich auf die Post. Da es spät war, konnte ich keine Zeile hinzufügen, und ich eile,

Ihnen heute nachträglich zu bemerken, daß der Titel „Nachwort“ nicht oberhalb des Textes gedruckt werden darf, sondern daß ihm ein ganzes Blatt, nämlich zwei Seiten, ganz wie dem Titel eines besonderen Abschnittes, gewidmet werden muß. Das ist nicht bloß typographisch nöthig, sondern schützt auch vor dem Irrthum, als bezöge sich das Nachwort auf die letzten Gedichte des Buches. Sa, aus diesem Grunde wünsche ich, daß der Titel „Nachwort zum Romancero“ heiße. Ich bitte Dieses nicht zu vergessen; wir gewinnen auch dadurch zwei Seiten.

Die Verzierungen von Hauenschild sind wunderschön, und werden sich sehr gut machen*).

Ihren jüngsten Brief, nebst der Einlage alter Schreibesünden, habe ich diesen Morgen empfangen, doch ist es noch zu dunkel, als daß ich ihn lesen könnte; ist etwas Dringendes darin enthalten, so soll es morgen beantwortet werden. Doch glaube ich, die Hauptsachen sind schriftlich erledigt. Ich sehe, Sie schicken mir heute nicht den Artikel meines Bruders; im Fall Sie ihn nicht besitzen, so lassen Sie doch meiner Schwester wissen, daß sie mir ihn unverzüglich schicken solle; denn Madame Embden

*) Hauenschild hatte die Zeichnungen zu den Umschlagsvignetten des „Romancero“ und „Faust“ entworfen.

besitzt ihn sicher, und da vielleicht Etwas darin steht, was meine Mutter nicht lesen soll, so will ich selber keine Anfrage direkt machen.

Gestern habe ich meine Bücher aus der Hamburger Lesebibliothek, die mein Bruder nicht mitnehmen wollte, an meine Mutter zurückgeschickt, und ich will es so einrichten, daß die neue Sendung solcher Bücher mir zugleich mit den Exemplaren des „Romancero“ und des „Faust's“ zugeschickt werden könne. Die von Schiff angekündigten Bücher sind mir bis zu dieser Stunde noch nicht gekommen.

So eben erhalte ich auch Brief von Herrn Weerth und bitte Sie, ihn vorläufig recht heiter und liebreich von mir zu grüßen.

Ich liege in großen Schmerzen und fange wieder an viel zu beten, was immer ein schlechtes Zeichen ist.

Ihr Freund

H. Heine,
Dr. Juris.

295. An Julius Campe.

Paris, den 13. Oktober 1851.

Liebster Campe!

Obgleich ich heute sehr von Migräne geplagt und folglich sehr unwirsch bin, will ich doch Ihnen

Anfragen in Bezug auf die „Neuen Gedichte“ mit einer bestimmten Antwort entgegen, und Ihnen meinen bestimmten Bescheid melden. Obgleich ungern, doch nothgedrungen, entschieße ich mich, anstatt des „Wintermärchens“ dorthin den „Katcliff“ zu geben; Ihre Gründe sind ganz richtig, und damit Sie keine Stunde länger zu warten brauchen, habe ich den „Katcliff“ bereits durchgesehen und schicke Ihnen beiliegend die Veränderungen für den neuen Druck. Merken Sie sich gefälligst, daß die Aufschriften: „Erster, Zweiter u. s. w. Auftritt“ überall wegfallen. Da das „Wintermärchen“ jetzt in den „Neuen Gedichten“ fehlen wird, so muß dort auch die alte Vorrede des Buches gänzlich unterdrückt werden; es ist auch nicht Viel dran verloren, und die Vorrede, die eigens für das „Wintermärchen“ geschrieben ist, findet alsdann später bei letztem seinen Platz. Ich sehe mich genöthigt, jetzt einige neue Zeilen Vorrede zu den „Neuen Gedichten“ zu schreiben, die ich Ihnen später einschicke. Alles, was Sie sagen, liebster Campe, in Bezug auf Ihre buchhändlerischen Interessen, ist ganz richtig. Der „Atta Troll“ ist in der That zu dünnbeinig, um einen Band zu füllen. Aber ich habe schon bei der letzten Herausgabe das Möglichste gethan, durch Umarbeitung, durch Hinzufügung von sechs neuen Stücken, einer Vorrede insgleichen, wozu ich mich keineswegs

verpflichtet hatte, was ich ganz der Sache wegen that, ganz uneigennützig, indem ich auch wirklich kein einziges Wort der Auerkenntnis von Ihnen dafür empfing. Später, als ich in schöner Muße zu Montmorency lebte, hatte ich die Absicht, den „Atta Troll“ um wenigstens ein Drittel zu vermehren, und ich skizzirte bereits die köstlichsten Partien; doch auf meine Anfrage bei Ihnen, ob ich diesen Plan ausführen sollte und gewärtig sein könne, daß ich für diese neue große Arbeit honorirt werde, empfing ich von Ihnen keine Antwort. Bei epischen Gedichten kann man nicht das Ganze gleich geben, und so ein Opus wächst mit den Jahren. Jetzt, wo die Heiterkeit meines Geistes gebrochen, ist nun an die Vollendung des „Atta Troll“ gar nicht mehr zu denken, zu meinem und zu Ihrem Schaden. So hat Ihr langjähriges Stillschweigen mißlich gewirkt; durch besprechendes Verständnis hingegen, wie Sie in der jüngsten Zeit gesehen haben werden, gelangen wir beiderseitig zu größerem Vortheil. Ein freudiger Gedanke ist es mir, daß ich Sie nächstes Jahr vielleicht wieder hier in Paris sehe. Alsdann will ich Ihnen auch meine großen schematisirten Trolliaden zeigen, die jetzt verloren gegangen. Die Spanne Leben, die ich noch habe, will ich für wichtigere Dinge, als für Altflückerei, anwenden; auch kann ich nur eine Sache auf einmal thun. Gestern Abend besuchten mich

Herr Gottschall und Cornet; Letzterer brachte mir den gehefteten „Romancero“. Sie kündigten mir noch einige andere solche Exemplare an, die ich aber, da Kopf und Schwanz fehlen, nicht den Personen geben kann, die von mir ein Exemplar erwarten. Wenn sie mir Gottschall bringt, werde ich sie hier zu Ihrer Verfügung halten. Ich habe wenigstens 7 Exemplare des „Romancero“ hier nothwendig, z. B. 2 für meine beiden Ärzte, 1 für den Schreiber dieser Zeilen, 1 für die Revue des deux Mondes u. s. w., kurz, Sie thäten gut, mir ein Duzend Exemplare her zu schicken. In Hamburg wünsche ich über 5 Exemplare zu verfügen, und ich bitte Sie selbst, schicken Sie ein Exemplar an meine Mutter, ein zweites an meine Schwester und ein drittes an Karl Heine, mit einigen besonders hinzugefügten Zeilen, daß diese Zusendung in meinem Namen geschieht; ich bitte Sie, Dieses nicht zu vergessen, damit mein Vetter mich keiner Vernachlässigung zeihen kann. Zu jedem Exemplar des „Romancero“ fügen Sie einen „Faust“. Endlich bitte ich Sie, ein Exemplar von jedem Buche an meinen Bruder Gustav nach Wien, und ein anderes Exemplar des „Romancero“ nebst „Faust“ an meinen Bruder Max nach Petersburg durch gute Gelegenheit zu schicken.

Ich habe Ihnen bereits bemerkt, daß Sie so bald als möglich an Herrn Doktor Peschel in Augs-

burg, der für die „Allgemeine Zeitung“ einen Artikel schreiben wird, ein Exemplar des „Romancero“ und des „Faust“ unter Kreuzkouvert schicken, Das ist Ihr eigenes Interesse. Es gehört, glaube ich, auch zu Ihrem eigenen Interesse, daß Sie ein Exemplar an Barnhagen von Ense in Berlin und ein Exemplar „Romancero“ und „Faust“ an Detmold in Hannover schicken. Unsern lieben Freund Herrn Weerth brauche ich Ihnen nicht zu empfehlen. Apropos, da fällt mir ein, daß Sie auch ein Exemplar vom „Romancero“ und vom „Faust“ unverzüglich an Herrn Ferdinand Friedland, Direktor der Gasbeleuchtungsanstalt in Prag schicken; es liegt mir Etwas daran. Den Artikel von meinem Bruder habe ich noch nicht erhalten, und habe ihm auch noch nicht geschrieben.

Ich danke Ihnen für Honorierung meiner Tratte.

Wenn ich für den Fall meines Absterbens mit den Geschäften meiner Frau betrauen werde, weiß ich noch nicht, da ich eingesehen habe, wie der tragehliche Charakter meines Bruders zu solchen Dingen nicht paßt. Glauben Sie mir, ich bin wirklich übel dran, wenn ich all' meinen Pflichten genügen soll, wie es jeder Mann von Gefühl und Ehre thun muß.

Daß ich mich zu einem Diskonto erbot, ist wirklich mein Ernst, obgleich ich wohl weiß, daß Solches Ihrem Ohre nicht nobel genug klingt. Aber

das Rechnen ist doch einmal in dieser Welt eine nothwendige Sache, und so hoch kann der Hamburger Diskonto nicht sein, daß ich nicht dennoch dabei profitiere, wenn ich mich dem hiesigen Diskonto entziehen kann. Thun Sie, wie Sie wollen, aber vergessen Sie nicht, daß mir viel damit gedient ist, wenn ich meine Geschäfte in Ordnung bringe und mich ganz meinen Arbeiten überlassen kann.

Ihr Freund

H. Heine.

296. An Julius Campe.

Paris, den 15. Oktober 1851.

Liebster Campe!

Jetzt erst sehe ich, wie schön mein „Romancero“ gedruckt ist, nachdem ich ihn mit den „Neuen Gedichten“ verglichen, die ich zur Hand genommen, um das Deficit zu kollationieren. In den „Neuen Gedichten“ (die wir jetzt den zweiten Band nennen wollen) ist nur das „Wintermärchen“ fünfstrophig eng gedruckt, und wenn ich auch nun dieses mit= sammt der Vorrede ausscheide und durch den „Kat= cliff“ ersetze, so bleibt es doch ein sehr magerer Band, und ich fürchte, Das wird sehr dürftig aus=

sehen. Ich will zusehn, als Füllwerk einen oder anderthalb Bogen hinzuzufügen, indem ich einen Theil der Gedichte, die ich nicht für den „Romancero“ geeignet fand, hier und da einschleibe. Ich bin aber in diesem Augenblick sehr kopfbetäubt und habe in diesem Augenblick schon so viel Opium im Leibe, daß ich kaum weiß, was ich diktiere. Gestern war Gottschall bei mir; er fand mich aber in den größten Leiden. Von einem Hamburger erfahre ich, daß Stücke des „Romancero“ dort schon in vieler Leute Mund sind. Ich habe Cornet, welcher ihn ganz gelesen und von Gottschall erhalten hatte, um des Himmels willen gebeten, Nichts davon mitzutheilen. Ohne diese Vorsicht hätte er bereits an Dingelstedt das Gedicht, das an seine Adresse ist, kopiert übersandt. Ich hoffe, daß auch Gottschall Wort hält, den hiesigen Literaten Nichts vom „Romancero“ mitzutheilen, sonst füllen Die ihre Korrespondenzen mit verstümmelten Auszügen. Es wäre gut, wenn der „Romancero“ nach Paris am spätesten käme; ich traue meinem Freund B. nicht, welcher, wie ich weiß, sehr belgische Gedanken hat. Dagegen habe ich dennoch gesorgt, daß von hier aus für unser Buch eine bedeutende Reklame ausgeht; ich habe nämlich der Revue des deux Mondes gestattet, in einer schönen Anzeige die französische Übersetzung von etwa 6 Piecen zu interkalieren. Dadurch werden solche

Piecen unverstümmelt bekannt, ohne daß man dennoch das Original hätte. Gestern war Herr Taillandier bei mir, sah das „Romancero“-Exemplar auf meinem Tische, und da ich ihm sagte, daß in diesen Tagen das Buch in Hamburg ausgegeben wird, so wird er wohl Sorge tragen, daß die erwähnten Gedichte mit einer schönen Einleitung von ihm unverzüglich in der Revue erscheinen; es sind: „Der Schatz des Rhampsenit“, „Rudél und Melisande“, „Karl I.“ (diese beiden Gedichte waren bereits früher im Deutschen gedruckt), so wie auch „Schlacht bei Hastings“ und „Der weiße Elephant“, welcher ein Spaßgedicht auf eine wohlbekannte Dame des hiesigen Hofes ist, nämlich auf die Gräfin Kalergi, und gewiß hier viel Aufsehn machen wird. Sie haben keinen Begriff davon, mit welcher Standhaftigkeit ich den Deutschen jede Mittheilung dieser Art abschlug. Auch Cotta habe ich Nichts senden wollen, und habe auch meinem Bruder, so hartnäckig er auch forderte, ein Gedicht für sein Blatt verweigert. Sorgen Sie aber dafür, daß die „Allgemeine Zeitung“ so rasch als möglich ein Exemplar bekommt, unter der schon bemeldeten Adresse. Ich habe vergessen, Sie auch zu ersuchen, ein Exemplar des „Romancero“ und des „Faust“ an Alfred Meißner nach Prag zu schicken.

Meine literarischen Sorgen haben so sehr meinen

Kopf in den letzten acht Tagen in Anspruch genommen, daß ich ganz vergaß, daß heute der Tag sei, wo die Miethe bezahlt wird, und nachdem Mademoiselle Pauline in meinem Sekretair nachsah, wie viel Geld noch vorrätzig, fand sich zum Glück, daß es zur Zahlung der Miethe ausreichte, und daß mir noch 33 Sous übrig bleiben. Da sage mir nun Jemand, ich sei kein Dichter!

Und nun leben Sie wohl, und grüßen Sie mir freundlich Frau und Kinder.

Mit Freundschaft und Ergebenheit

Heinrich Heine.

297. An Julius Campe.

Paris, den 21. Oktober 1851.

Liebster Campe!

Seit drei Tagen stöbere ich vergebens nach einigen Blättern herum, die ich noch vor drei Wochen zur Hand hatte, und welche Gedichte enthielten, die ich für den zweiten Gedichtband gern benutzt hätte; aber ich finde sie nicht, und sie sind gewiß, wie manches Andere, durch meine Weiber verzettelt worden. Ich muß mich daher begnügen, Ihnen für den

zweiten Gedichtband den beifolgenden Cyklus zu schicken, der „Ollea“ überschrieben ist, und zwischen den Romanzen und den Zeitgedichten gedruckt werden soll. Er besteht zum größten Theil aus Gedichten, die ich im „Romancero“ nicht aufgenommen habe. Ich füge auch anbei ein Gedicht, welches Sie zu den „Schöpfungsliedern“ im zweiten Gedichtband drucken können. Im ersten Theile des „Salons“, (Pag. 178, 179 und 180) ist ein Gedicht, welches „Diana“ überschrieben ist; dieses aus drei Nummern bestehende Gedicht ist in den „Neuen Gedichten“ nicht aufgenommen worden, und es kann jetzt im zweiten Gedichtbande, in derselben Ordnung wie im „Salon“, intercaliert werden.

Ein Lump giebt mehr, als er hat! Und somit betrachte ich Ihre Wünsche im Betreff der „Neuen Gedichte“ erledigt.

Ich habe noch keine besondere Stunde gehabt, um mir aus Hauenschild's Buch*) vorlesen zu lassen; ich will ihm nicht eher schreiben, ehe ich das Buch nicht gründlich in mir aufgenommen habe.

Meinen herzlichsten Dank melden Sie ihm gefälligst; er überhäuft mich wirklich mit Güte, wie ich Dessen nicht in der jüngsten Zeit gewohnt bin.

Leider Diejenigen, die es freundlich und liebreich mit mir meinen und dabei bedeutende Naturen

*) „Nach der Natur.“

sind, leben fern von mir, während ich in meiner nächsten Umgebung nur Schraffel sehe, die mich neidisch anfeinden, wenn sie merken, daß ich mich nicht ausbeuten lasse. Ich habe schreckliche Liedchen hierüber zu singen. Vielleicht erzähle ich Ihnen später davon. Ich wiederhole Ihnen auch meinen wohl motivierten Wunsch, den „Romancero“ nur spät an die Pariser Buchhandlungen abgehen zu lassen. Ich finde, daß Sie mein Bild sehr theuer angefertigt haben. Für eine Lithographie ist es etwas zu theuer. Schicken Sie mir doch so bald als möglich einen Abdruck unter Briefklovert; falten Sie ihn so, daß das Gesicht nicht ganz verknickt wird. Ich will bloß sehen, wie die Lithographie ausfällt.

Herr Gottschall und Cornet scheinen sich in Paris sehr zu amüsieren.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

298. An Julius Campe.

Paris, den 27. October 1851.

Liebster Campe!

Ich habe nachträglich zu meinem letzten Briefe Ihnen zu bemerken, daß, im Fall Ihnen der zweite Gedichtband, trotz dem Hinzugefügten, dennoch ein zu magres Aussehen zu haben bedünkt, ich Ihnen

den Vorschlag mache, das Fragment aus „Manfred“ von Byron, welches in meinen bei Maurer erschienenen Gedichten enthalten ist, jetzt in dem zweiten Gedichtbände aufzunehmen, so daß dieses Fragment gleich hinter dem „Ratcliff“ abgedruckt würde. Aber nur das „Manfred“-Fragment bitte ich zu drucken, nicht aber die wenigen andern Gedichte von Byron, welche ich hinzugefügt.

Ich glaube, es gehört zu meinen schönen Eigenschaften, daß man immer weiß, wie man mit mir dran ist. Wo ich ein Gleiches nicht finde, überkömmt mich eine gewisse Unbehaglichkeit, deren ich mich nicht erwehren kann. So Etwas, unter uns gesagt, passiert mir in Bezug auf Gatty; ich will mich nicht über ihn beklagen, aber es ist nicht bloß eine natürliche Ängstlichkeit bei ihm, sondern etwas seltsam Verstecktes, was mich bei ihm immer gewissermaßen unheimlich berührte. Meine Fühlhörner ziehen sich zurück, ohne daß ich recht weiß, warum. Ich sage Das, damit Sie voraus wissen, wie wenig ich in Bezug auf besprochene Projekte auf ihn rechnen darf. Er ist gewiß ein braver Mensch, aber er ist nicht mein Mann. Mit Freude würde ich ihm Alles zu Liebe thun; jedenfalls möchte ich ihn nicht ausbeuten, und in dieser Beziehung wünsche ich auch, daß Sie die Arbeiten und Bemühungen, die ich ihm namentlich bei der Redaktion meines Faust-

buches gemacht habe, anständig retribuieren. Sagen Sie mir gefälligst, wie Viel ich ihm in Ihrem Namen geben soll. Da Dieses gewiß nicht unter hundert Franks sein kann, so werde ich ihm solche vielleicht schon, ehe ich Nachricht von Ihnen habe, auf die ich oft warten muß, wenn sie kein dringendes Geschäftsinteresse betrifft, zu behändigen wissen. Ich fand ihn in Geldangelegenheiten immer sehr delikat; er würde gewiß nicht davon sprechen, aber es ist desto mehr meine Pflicht, dafür zu sorgen, daß jeder Arbeiter seiner Mühe nach belohnt werde. Ich würde Ihnen gar nicht vorher darüber schreiben, wenn ich nicht jüngst nachgerechnet hätte, daß mir das Faustbuch, wofür ich mir einen Plazregen von englischen Guineen versprach, bereits über 550 Franks aus meiner eigenen Kasse gekostet hat, die ich Ihnen an den Fingern vorrechnen kann: über

150 Ffs. gab ich meinem alten Abschreiber für kalligraphische Abschrift von 2 Ballett-Exemplaren und einem Exemplar des Briefes an Lumley in deutscher Sprache und eines andern in französischer Übersetzung und noch einer Abschrift des Ballettes in französischer Sprache;

200 „ gab ich an Gathy, das erste Mal 100 Ffs. für Übersetzung des Balletts, und später 100 Ffs. für Übersetzung des Lumley-Briefes; über

100 Fks. zahlte ich für Druckkosten und einige andre Ausgaben, um einige gedruckte Exemplare des „Faustes“, zur Sicherung meiner Eigenthumsrechte, bei den verschiedenen Behörden zu deponieren: wenigstens

100 „ kostete mir der Ankauf der 3 Bände von Scheible's Kompilationen und ähnlicher Piecen über Faust-Literatur. Kurz, wenigstens 550 Frks. habe ich aus meiner Privat-Armen-Kasse bereits für das Buch ausgegeben, und es ist mir nicht zu verdenken, wenn ich jetzt, wo ich allein in Ihrem Interesse handelte, nicht noch andre 100 Fks. opfern möchte, die aber doch unter jeder Bedingung entrichtet werden müssen, da, wie gesagt, jeder Arbeiter seines Lohnes werth ist. Sie sehen, ich bin nicht umsonst bibelfest.

Das Schriftchen über Faust, welches ich der Güte des Herrn Hauenschild verdanke, habe ich mit großem Vergnügen gelesen, da es sehr schlecht ist und ich daraus ersehe, daß mein Büchlein nicht überflüssig ist. Die Masse der Faustliteratur zeigt, daß die Deutschen noch immer für diesen Stoff empfänglich sind; mag immerhin Der und Jener ein neues Buch über den alten Zauberer oder das alte Buch in erneuter unbezaubernder Form herausgeben, wie Simrock Dieses thun wird oder gethan hat: immerhin, in diesen Büchern wird Etwas nicht

enthalten sein, was mein Buch schon auf dem Titelblatt bietet, oder wenn ich das alte Buch selbst herausgebe, bieten wird, nämlich mein Name. Mein Publikum wird sich dadurch angezogen fühlen, Andern wird der Name als Garantie gelten, daß ich etwas Sehenswerthes bringe, und man wird auch einer bloßen Edition von mir einen Vorrang vor unbekanntem Kompilatoren gewähren. Diesmal aber gebe ich in wenigen Bogen nicht bloß viel Belehrung, sondern auch eine literarische Kuriosität, die gewiß nicht unbeachtet bleiben wird, wenn wir auch jetzt noch nicht wissen, welchen Schicksalen das tolle Kind entgegenläuft.

Freundschaftlich grüßt Sie
Ihr treu ergebener

H. Heine.

299. An St. René Taillandier.

Liebster Herr Taillandier!

Ich schob es etwas auf, Ihnen zu schreiben, weil ich den Artikel von Chasles*) nicht auffinden

*) Herr Buloz, Redakteur der Revue des deux Mondes, hatte Herrn Taillandier um einen Aufsatz über H. Heine's

konnte; endlich habe ich eine Art Korrekturabzug gefunden, und beeile mich, Ihnen denselben zukommen zu lassen. Gleichzeitig sende ich Ihnen eine Notiz, die einer meiner Freunde vor sieben Jahren verfaßt hat, und die nicht gedruckt worden ist.

Mein Kopf ist zu zerrüttet, als daß ich im Stande wäre, neue Noten zu diktieren. Ich beschränke mich darauf, Ihnen zu sagen, daß das Datum meiner Geburt in den mich betreffenden biographischen Notizen nicht eben genau angegeben ist. Diese Ungenauigkeit mag die Folge eines absichtlichen Irrthumes sein, den man zu meinen Gunsten während der preußischen Invasion beging, um mich dem Dienste Sr. Majestät des Königs von Preußen zu entziehen. Seitdem sind all' unsre Familien-Archive durch wiederholte Feuersbrünste in Hamburg vernichtet worden. Indem ich meinen Taufschein zu Rathe ziehe, finde ich den 13. December 1799 als mein Geburtsdatum verzeichnet. Das Wichtigste ist, daß ich geboren, und an den Ufern

sämmtliche Werke ersucht, der auch im Hefte vom 1. April 1852 erschienen ist. Der in Rede stehende Artikel von Philarete Chasles wurde zuerst 1835 in der *Revue de Paris* abgedruckt, und findet sich auch in Dessen *Études sur l'Allemagne au XIX. siècle* (Paris, Amyot, 1861). Vgl. H. Heine's „Autobiographische Skizze“, — *Sämmtl. Werke*, Bd. XIII, S. 3 ff.

des Rheines geboren bin, wo ich schon mit sechzehn Jahren ein Gedicht auf Napoleon schrieb. Sie finden dasselbe in meinem „Buch der Lieder“ unter dem Titel „Die beiden Grenadiere“, und es wird Ihnen beweisen, daß mein ganzer Kultus damals der Kaiser war. Meine Vorfahren gehörten der jüdischen Religion an; ich war niemals eitel auf diese Abkunft — fühlte ich mich doch schon hinlänglich gedemüthigt, wenn man mich für ein schlichtweg menschliches Geschöpf nahm, während Hegel mich glauben gemacht hatte, daß ich ein Gott sei! Ich war so stolz auf meine Göttlichkeit, ich hielt mich für so groß, daß ich, so oft ich unter der Pforte St. Martin oder St. Denis hindurch ging, unwillkürlich das Haupt senkte, um mich nicht an dem Bogen zu stoßen — Das war eine schöne Zeit! sie ist seit lange entschwunden, und nur mit Trauer kann ich derselben jetzt gedenken, wo ich elend auf dem Rücken liege. Meine Krankheit macht entsetzliche Fortschritte.

Ich habe meinen „Faust“ noch nicht erhalten. Sobald er eintrifft, schicke ich Ihnen denselben unter Kreuzband.

Ich danke Ihnen für alle Theilnahme, die Sie mir beweisen, und kann Ihnen nicht genug aussprechen, wie sehr ich Ihnen zugethan bin und wie

hoch ich Sie schätze. Empfangen Sie diese aufrichtige Versicherung

Ihres ergebensten

Henri Heine.

Paris, den 3. November 1851.

P. S. Ich habe durch ein paar Federstriche eine Stelle dieses Briefes*) bezeichnet, die Sie gern Ihrem Aufsatz einfügen mögen, wenn Sie es thun können, ohne daß ich Theil daran zu haben scheine; ich brauche Ihnen das Schickliche nicht zu empfehlen, — Ihnen, der so viel Takt bewiesen hat und alle Gewandtheit eines Diplomaten besitzt, obschon Sie von transrhenanischem Geiste durchhaucht sind.

300. An Georg Weerth.

Paris, den 5. November 1851.

Liebster Herr Weerth!

Sie werden gewiß selber schon mal die Bemerkung gemacht haben, daß wir öfter an Diejenigen denken, denen wir aus Saumseligkeit eine Antwort schuldig geblieben, als an Denjenigen, dem wir

*) Die biographischen Notizen des zweiten Absatzes, welche Taillandier in seinen Aufsatz aufnahm.

mimer gleich einen nothdürftigen Höflichkeitsbrief schreiben und mit solchem gleichsam so bald als möglich abzufertigen suchen. So geschieht es auch, daß Sie, lieber Weerth, sich täglich in meinem Gedächtnisse immer tiefer einwurzeln, während ich mir beständig den Vorwurf mache, daß ich Ihnen für die vielen freundlichen Zeilen, die Sie an mich gerichtet, und besonders für Ihr letztes erheiterndes Schreiben noch nicht meinen Dank ausgesprochen habe. Aber ich wartete immer auf eine gesunde Stunde, die nie kam, und heute endlich entschlief ich mich dazu, ich weiß nicht warum, da ich doch eben mehr als je in diesem Augenblicke leidend und sauertöpfisch gestimmt bin. Seit einigen Wochen ist mein Zustand viel schlimmer geworden, ich kann nicht mehr mit dem gewöhnlichen Leichtsinne auf Besserung hoffen, und auf den ärgsten Fall mich vorbereitend suche ich wenigstens meine Brieffschulden zu zahlen. Aber auch meine anderen Schulden tilge ich gewissenhaft, und es ist vielleicht noch kein Dichter so philisterhaft respektabel gestorben, wie ich es sein werde, wenn mich der Herr zu sich rufen wird zum ewigen Leben, wie die Frommen sagen. Es freut mich, daß Ihnen meine Vorrede*) gefallen hat; leider habe ich weder Zeit noch Stimmung gehabt,

*) Es ist das Nachwort zum „Romancero“ gemeint.

darin auszusprechen, was ich eben darthun wollte, nämlich, daß ich als Dichter sterbe, der weder Religion noch Philosophie braucht und mit beiden Nichts zu schaffen hat. Der Dichter versteht sehr gut das symbolische Idiom der Religion und das abstrakte Verstandesklauderwelsch der Philosophie, aber weder die Herren der Religion noch die der Philosophie werden jemals den Dichter verstehen, dessen Sprache ihnen immer spanisch vorkommen wird, wie dem Maßmann das Latein. Durch diese linguistische Unkenntnis geschah es, daß diese und jene Herren sich einbildeten, ich sei ein Betbruder geworden. Sie begreifen nur die Mistgeschöpfe, denen sie gleichen, wie Goethe sagt, den ich um seinen göttlichen Namen beneide. Apropos Goethe. Ich habe vor einiger Zeit wieder Eckermann's Gespräche mit Goethe gelesen und ein wahrhaft pomadiges, besänftigendes Vergnügen daran gefunden. Lesen Sie doch diese zwei Bände, im Fall Sie sie noch nicht kennen, und im Fall Sie vielleicht den später erschienenen dritten Theil dieser Gespräche aufreiben können, suchen Sie mir denselben gelegentlich zukommen zu lassen. Ich beschäftige mich gern zu meiner Geistesabspannung mit solcher Lektüre; meistens lese ich jetzt Reisebeschreibungen, und seit zwei Monaten bin ich nicht aus Senegambien und Guinea herausgekommen. Der Überdruß, den mir die Weißen ein-

flößen, ist wohl Schuld daran, daß ich mich in diese schwarze Welt versenke, die wirklich sehr amüſant ist. Diese schwarzen Negerkönige machen mir mehr Vergnügen, als unsere heimischen Landesväter, obgleich sie ebenfalls von Menschenrechten wenig wissen und die Sklaverei als etwas Naturwüchsiges betrachten.

Ich hoffe, daß Ihnen mein „Romancero“, besonders aber mein „Faust“ gefallen wird. Gott weiß, daß ich auf diese Bücher keinen großen Werth lege, und daß sie nicht so bald das Tageslicht gesehen hätten, wenn Campe mir nicht die Daumenschrauben angelegt. Ich komme zu dieser Publikation wie die Magd zum Kinde, ja zu zwei Kindern. Campe kann Ihnen erörtern, wie ich Das meine*). Über das Schicksal meiner Bücher bin ich ganz in Unwissenheit, da Campe, seit er Alles hat, was er braucht, mir keine fernere Nachricht darüber giebt. Trifft dieser Brief Sie in Hamburg, so erfahre ich vielleicht Etwas darüber von Ihnen, wenn Sie mich ferner mit einer Zuschrift erfreuen.

Ich bin so betäubt von Opium, das ich zu wiederholten Malen eingenommen, um meine Schmer-

*) Der „Doktor Faust“ sollte nach Heine's ursprünglicher Absicht als „Viertes Buch“ des „Romancero“ erscheinen, wurde aber, auf Campe's Rath, von dieser Gedichtsammlung getrennt und als besonderes Buch herausgegeben.

zen zu betäuben, daß ich kaum weiß, was ich diktiere. Dazu kommt, daß schon diesen Morgen ein dummer Teufel von Landsmann bei mir war, der in einer langen und langweiligen Unterredung Ideen mit mir austauschte; durch diesen Austausch von Ideen habe ich vielleicht seine dummen Ideen im Kopfe behalten, und ich habe vielleicht einige Tage nöthig, ehe ich mich derselben ganz entäußern und wieder einen vernünftigen Gedanken fassen kann. Der Mann sah Alles grau in Grau, was auch seine eigne Farbe ist; er sagte, Deutschland stände an einem Abgrunde — nun, da ist es gut, daß Deutschland kein wildes Roß ist, sondern ein gescheites Langohr, dem es vor dem Abgrund nicht schwindelt, und das an dem Rand desselben ruhig hinwandeln kann. —

Herr Reinhardt, der mir die Feder leiht zum heutigen Briefe, läßt Sie freundlich grüßen.

Hier ist Alles ruhig, nur daß der Polizeipräfekt jüngst, ein zweiter Herodes, gegen unsere unschuldigen Landsleute einen ungeheuren Kindermord beabsichtigte und die armen Kleinen sehr ängstigte. Sie mußten sich Alle auf die Polizei verfügen, um ihre hiesige Existenz zu beweisen, was Manchem sehr schwer wird, der weder Existenz noch Existenzmittel besitzt. Sener Herodes meinte, daß sich ein politischer Heiland unter uns befände, und die Denunciation rührt leider von einer Person her, der es nicht an Bildung fehlt,

und die sogar ein Literat ist. — Das sind verteuftelt schauderhafte und widerwärtige Dinge. Wenn ich denke, daß solche Personen sich Jahre lang mir nahen konnten, so wird mir grauenhaft zu Muth. Welche schreckliche Sache ist das Exil! Zu den traurigsten Widerwärtigkeiten desselben gehört auch, daß wir dadurch in schlechte Gesellschaft gerathen, die wir nicht vermeiden können, wenn wir uns nicht einer Koalition aller Schufte aussetzen wollen. Wie rührend schmerzlich und zugleich ingrimmig sind über dieses Thema die Klagen des Dante in der göttlichen Komödie!

Leben Sie wohl, theurer Freund! und bleiben Sie heiter zugethan

Ihrem herzlich ergebenen

Heinrich Heine.

301. An Julius Campe.

Paris, den 17. November 1851.

Liebster Campe!

Ich bin in diesem Augenblick so krank, so entsetzlich krank, daß ich Ihren Brief nur noch oberflächlich lesen konnte, und heute nicht zu beantworten

vermag. Was das österreichische Verbot betrifft, so haben Sie es sich selbst wegen früherer Sünden zuzuschreiben, wie ich aus authentischer Quelle weiß. Gottschall, den Sie bald sehen werden, wird Ihnen berichten, daß ich ihm schon vor vierzehn Tagen davon erzählt, wie ich einen Buchhändlerbrief erhalten habe, der, aus Animosität gegen Sie geschrieben, voller falscher Annahmen ist, ungerecht im höchsten Grade, aber mir doch zeigte, daß schon gleichzeitig mit dem Erscheinen meines Buches dagegen geschmierailisiert werde. Ich habe es mit ganz andern Kritiken zu thun, als mit jenen ersten Vorposten des Enthusiasmus und der abgesagten Feindschaft; beide haben nicht Viel zu bedeuten, eben wegen ihrer voreiligen Hitze.

Habe ich dieser Tage eine gesunde Stunde, so schreibe ich ein Vorwort zu den „Neuen Gedichten“, die keinen andern Titel haben können. In Parenthese können Sie auf dem Titelblatt: „Zweiter Theil der poetischen Werke“ drucken.

Die Verse, die Ihnen Christiani mittheilt*), sind ein alter Waschlappen, und in der zweiten Zeile ist sogar ein Fuß zu viel, nämlich das Wort „dunkeln“.

*) Abgedruckt in H. Heine's Sämmtlichen Werken, Bd. XVI, S. 100.

Ich rathe nicht, die „Harzreise“ besonders herauszugeben, da sie in der Gesamtausgabe gleich im ersten Band erscheinen wird. Sie fühlen, ich habe Recht.

Es grüßt Sie Ihr leidender Freund
Heinrich Heine.

302. An St. René Taillandier.

Paris, den 21. November 1851.

Liebster Herr Taillandier!

Ich hatte gestern einen Besuch von Herrn de Mars, welcher mir Nachricht von Ihnen gab. Er sagte mir, daß die von Ihnen übersetzten Stücke mit dem großen Artikel, den Sie über mich schreiben*), erscheinen und muthmaßlich demselben eingefügt werden sollen. Herr de Mars bat mich zugleich, Ihnen baldmöglichst meine Arbeit über Faust nebst der französischen Version zu senden, von der ich Ihnen gesprochen. Ich sagte ihm, daß diese Übersetzung schwerfällig, daß der Geist des Originals darin völlig verwischt, daß sie in jeder Hinsicht stilllos sei, und daß sie nur als Kommentar dienen könne, da

*) Siehe die Anm. auf S. 230 dieses Bandes.

der Übersetzer mindestens den Vorzug eines gründlichen Verständnisses für das Sujet besaß, das immer einem Deutschen näher liegt, als einem Franzosen, wie gebildet und geistreich er auch sei. Ich sagte außerdem Herrn de Mars, daß ich meine Arbeit ganz expreß für die Revue eingerichtet habe; ich denke jedoch, daß wir die einzige Änderung treffen, Das, was in meinem Buche die Einleitung ist, ans Ende der Arbeit zu stellen, und nur eine Notiz vorauszusenden, welche die Berichte enthält, die ich auf den ersten Seiten dieser Einleitung gebe. Die Hauptsache ist, daß dies Werkchen sich sehr gut für die Revue eignen und den Anforderungen des Herrn Buloz entsprechen wird, der sein Publikum in unterhaltender Weise belehren will. Ich schmeichle mir, ganz neue deutsche Legenden geboten und gleichzeitig sehr ernsthafte Kunst- und Literaturfragen behandelt zu haben. Ich schicke Ihnen also heut unter Kreuzband das kleine Buch, und ich schließe diesem Briefe das Manuskript der bewussten Übersetzung bei, das Ihnen vielleicht von einigem Nutzen ist, aber von dem Sie gewiß keine Zeile gebrauchen können. Es würde mich herzlich freuen, wenn Sie sich mit einer neuen Version befassen wollten, die, wie Sie sehen werden, nicht leicht ist, aber, wie ich hoffe, einigen Reiz für Sie haben und Ihren romantischen Neigungen einigermaßen entsprechen wird. Sie erweisen

mir dadurch einen großen Dienst, und ich glaube, daß Sie gleichzeitig der Revue damit erheblich nützen werden *).

Mein „Romancero“ bahnt sich in Deutschland seinen Weg mit großem Geräusch; und obschon meine Poeteneitelkeit dabei ihre Rechnung findet, ist es besser für meinen Zustand als Kranker, daß ich von dem Schauplatz dieser Erfolge etwas entfernt bin. Selbst ehedem, als ich gesund war, hatte die Begeisterung der Deutschen für mich etwas Erschreckendes, das schlecht zu einer gewissen träumerischen Grandezza paßte, die in meiner Natur liegt.

Ich hätte Ihnen viel schmeichelhafte Dinge zu sagen, wenn ich nicht in Frankreich schon Takt genug erworben hätte, es nicht in einem Augenblicke zu thun, wo Sie einen Aufsatz über mich unter der Feder haben. Ich hoffe, daß ich Ihnen genug Notizen für diese Arbeit gesandt habe. Ich meine, Sie könnten darin meinen Brief an Chasles **) wieder abdrucken, obschon er bereits sehr alt ist und seine Hauptpunkte keinen direkten Bezug auf die gegen-

*) Taillandier fertigte in der That die gewünschte Übersetzung an, welche Heine sehr gefiel und in der Revue des deux Mondes vom 4. Februar 1852 unter dem Titel: „Méphistophéla et la légende de Faust“ gedruckt wurde.

**) Abgedruckt in H. Heine's Sämmtlichen Werken, Bd. XIII, S. 3 ff.

wärtige Zeit mehr haben. Der Brief ist zu einer Zeit geschrieben, wo ich die Zielscheibe der Verfolgungen des deutschen Bundestags war, der seine Dekrete wider das junge Deutschland richtete, zu dessen Haupt er mich erklärte. Zu jener Zeit bellte voll Franzosenangst wider uns die Bulldogge Menzel und denuncierte das junge Deutschland als eine höllische Verbindung, welche Synagogen-Interessen verfolge und Deutschland an Frankreich verrathe. Die sogenannte nationale Partei hegte durch eben so perfide wie alberne Insinuationen die Menge wider uns auf; man beschuldigte uns des „Franzosenthums“ und der „Unsitlichkeit“. Ich hatte guten Grund, damals zu versichern, daß ich der protestantischen Kirche angehöre, und Dies war, so kindisch es heute scheinen mag, in der Tagespolemik von einigem Nutzen. Die Verfolgungen des deutschen Bundestags haben mir viel geschadet, und sie harmonierten vollkommen mit dem Haß meiner untergeordneten Gegner. Ich ging als Sieger aus einer Epoche hervor, die eine der schrecklichsten war, welche die deutschen Schriftsteller jemals zu erdulden gehabt. Die jetzige Generation ist glücklicher, und ihr französischen Schriftsteller wißt euer Loos nicht genug zu schätzen.

Leben Sie wohl, liebster Taillandier. Meine Schmerzen gestatten mir heute nicht, mehr zu dik-

tieren. Sein Sie überzeugt, daß ich Sie ungemein hochachte und liebe.

Ihr ergebenster

Henri Heine.

303. An Julius Campe.

Paris, den 24. November 1851.

Liebster Campe!

Vorstehend die Vorrede zu den „Neuen Gedichten“. Ich bin krank und kann Ihnen erst dieser Tage schreiben. — Unter mein Porträt brauchen Sie gar kein Autograph zu setzen; das Publikum braucht die zitternde Handschrift eines Blinden nicht zu kennen, und es würde einen unschönen Eindruck machen. Überhaupt finde ich eine Handschrift unter einem Porträt eine sehr barbarische Sache, habe die meinige immer verweigert und auch heute.

Ihr Freund

H. H.

304. An Julius Campe.

Paris, den 8. December 1851.

Liebster Campe!

Obgleich ich heute sehr leidend bin und mir der Kopf schon mit Opiumdunst betäubt ist, will ich doch Ihren letzten Brief mit einigen Zeilen beantworten.

In Betreff meines Porträts mögen Sie immerhin das leichtfertige Wort, womit es mir aber ganz Ernst ist, nebst einer nicht allzu schlechten Namensunterschrift, autographieren lassen. Es ist mir Alles so einerlei in meiner jetzigen Leidensperiode, die hoffentlich nicht dauern wird. Ein Pack Briefe liegt neben mir von der äußersten Wichtigkeit, die ich unbeantwortet lassen muß, was mir bei meiner angeborenen Höflichkeit ein wahres Herzleid ist. Sagen Sie Das auch gefälligst Herrn von Hauenschild, vor dem ich wahrlich beschämt bin, daß ich ihm noch nicht geschrieben. Weerth hat mir vor 14 Tagen über die Bignette des „Faustes“ so wunderliche Dinge gesagt, daß ich sie Ihnen wohl mittheilen möchte. Sie haben keinen Begriff davon, was ich wegen der nackten Person auf dem Fausttitel auszuhalten habe. Hiermit beantworte ich indirekt, was Sie

mir von der Klage wegen „Unfittlichkeit“ berichtet haben. Mein Bruder schreibt mir, daß das östreichische Verbot durch das Gedicht „Maria Antoinette“ motiviert sei, was ich nicht glaube, da er mir wegen seiner eignen Position dabei interessiert zu sein scheint, daß ich hinfüro Östreich schone. Wahrlich, den Östreichern ist es nichts Neues, daß Maria Antoinette geköpft worden, und sie haben sich mit diesem historischen Faktum längst abgefunden. Daß Ihnen, liebster Campe, in den letzten vier Jahren kein Verlagsartikel in Östreich verboten wurde, ist sehr natürlich, da es eben die fetten Jahre der revolutionären Bewegung waren, und jetzt erst die magern wieder anfangen. Ich weiß nicht, ob es ein Buchhändler ist, der mir ohne Kenntniß unsrer Verhältnisse Dinge schrieb, die gar kein positives Interesse für mich hatten. Ich schliesse es jedoch aus Äußerungen, die gleichlautend mit denen der Buchhändler, welche mich mit Anträgen angingen. Im Buchladen von Francé sagte man, daß das östreichische Verbot nicht gegen mich, sondern gegen Sie gerichtet sei, denn ich hätte ja immer in östreichischem Solde gestanden. An dieser Äußerung erkenne ich unsern saubern Monsieur B. Als ich vor vier Jahren einmal im Francé'schen Buchladen war, benutzte jener Patron die Gelegenheit, mit mir zu sprechen, that als wäre ich seines

Gleichen, und mit der ihm eigenen frechen Familiarität sagte er mir ins Gesicht: Es hieße, daß ich von den Östreichern bezahlt sei. Dieser bankerotte und seinen Wiener Schulden entlaufene Gesell hatte wirklich die Frechheit, von einem deutschen Dichter Dergleichen zu sagen; doch die Sache war der Art, daß sie mich gar nicht erhitzte, und ich ihm in meiner ruhigen Weise antwortete: „Mein lieber Herr B., Sie irren sich, ich werde eben so wenig von den Östreichern bezahlt, wie die Östreicher von Ihnen bezahlt werden.“ Sein Gesicht wurde so roth wie sein Bart. Welch ein Glück, daß die Leute nichts Besseres zu erfinden wissen und so wenig die Seite kennen, wo ich wirklich verletzlich wäre. Wahrlich, in Betreff des Geldes habe ich mir nie eine Blöße gegeben. Aber die „Sittlichkeit“ — aber da sieht es auch nicht so schlimm aus, wie man meint. Ich habe Ihnen bereits in Paris gesagt, wie mich der ehrliche B. einmal bereden wollte, ihm den Kontrakt, den ich mit Ihnen abgeschlossen, zu zeigen, mir versichernd, daß er gewiß ein Vortheilchen zu meinem Nutzen herausklauben würde, ein Filou-Gedanke, der mich wahrhaft tief empörte, da ich zu derselben Zeit erfuhr, daß Sie der Onkel des B. seien. Wenigstens behauptete er es, indem er in seiner philisterhaft witz-sein-sollenden Weise erzählte, daß Sie, liebster Campe, einst die ge-

rührtesten Thränen der Dankbarkeit an seinem Halse geweint hätten, weil er Ihre selige Frau im Gespräche seine Tante genannt hatte. Er bildete sich Viel ein auf diesen Schabernack, und meinte, daß Sie ihm seitdem immer größere Liebe als seinen stolzen Brüdern, die von der Tante Nichts wissen wollten, bezeugten. Doch zu meinem Schrecken sehe ich, daß ich mich ins Klatschen einlasse, was ich gewiß nicht thäte, wenn ich nicht Ihrer Diskretion überzeugt wäre; jedoch empfehle ich Ihnen solche aus dem ganz besonderen Umstande, weil meine körperliche Lage mir nicht erlaubt, mich in Diskussionen einzulassen. Ein Mann, der keine Beine hat, muß sich von jedem B. ferne halten. Sonderbar, daß der Bursche Sie, liebster Campe, von einer Seite ridiculisieren wollte, die mir bei Ihnen eben als die respektabelste immer vorgekommen und gezeigt hat, daß Sie ein Mann von Herz und kein Philister sind. — Ich fühle mich so kopfbetäubt, daß ich mich gewiß konfuse oben ausgedrückt habe, und ich glaube berichtigen zu müssen, daß es noch bei Lebzeiten Ihrer seligen Frau war, als B., wie er mir sagte, Ihnen die Ehre anthat, sich nach dem Befinden seiner Tante zu erkundigen. —

Gestern war Gathy bei mir. Ich sehe, er ist Ihnen sehr attachiert, ist jedenfalls dankbar, und spricht zu meiner Freude von Ihnen mit jenem

Respekte, dessen nur der gebildete Mensch fähig ist. Der Pöbel ist weder dankbar, noch anerkennend. Ich habe an Gathy vor geraumer Zeit, sobald ich Ihre Bewilligung empfangen, in Ihrem Namen 100 Franks ausgezahlt, welche Sie mir gefälligst gutschreiben wollen.

Ich danke Ihnen für die Vergünstigung, daß ich mein Guthaben des Restes meines „Romancero“-Honorars bereits jetzt in der von Ihnen angegebenen Weise auf Sie trassieren kann. Die neue Auflage der „Neuen Gedichte“ habe ich erhalten und bemerkt, wie Sie Ihre Bier-Theorie, die Benutzung des Schaumes, zur Anfertigung eines Inhaltverzeichnis angewendet.

Mit der „Harzreise“ können Sie es machen nach Belieben. Es ist mir freilich schmerzhaft, daß es die Umstände mir nicht erlauben, durch eine neue Einleitung das Büchlein der jetzigen Generation vorzuführen. Ich muß Zeit und Kräfte zu dringendern Bedürfnissen anwenden.

In Bezug der Terminbestimmung meiner Semester-Pension, so ist die Sache ganz einfach; wenn Sie unsern Kontrakt nachsehen, so finden Sie, daß meine Pension von der Subilat-Messe des Jahres 1848 an beginnt. Die Subilat-Messe ist aber im Monat Mai, und indem ich nun den 1. Juni und den 1. December als die Termine der Zahlung be-

stimmt annehme, so glaube ich, auf dem rechten Wege zu sein. Wollen Sie dieselben einen Monat weiter hinausstellen und den ersten Juli und den ersten Januar als solche Termine fixieren, so ist diese Differenz von so geringer Bedeutung, daß mir Nichts daran läge; wenigstens aber wünsche ich, meines bevorstehenden Todes wegen, die Geldverhältnisse meiner Frau wohlgeordnet zurückzulassen und immer liquide zu sein. Ich weiß, Sie respektieren dieses Gefühl. Leider habe ich die Interessen meiner Frau, mißleitet durch die Hoffnungen, die mir mein Oheim machte, in früherer Zeit sehr vernachlässigt, und auch um den Frieden mit Karl zu haben, habe ich Fünf eine gerade Zahl sein lassen. Meine Frau wird nach meinem Tode bloß die Hälfte jener Pension empfangen, die doch im Grunde die Rente eines Kapitals war, welches mein Oheim für mich bestimmte, wie aus allen Umständen zu schließen war, da er z. B. manchmal, wenn ich ihm eine Karotte riß, mich bedrohte, mir die Summe von jenem Kapitale abzuziehen. Ich kann zwar über die Generosität von Karl Heine nicht klagen, er giebt mir mehr, als er zu geben braucht — aber die Dinge sind doch nicht, wie sie sein sollten. Ich habe freilich meine eigne Dummheit zunächst anzuklagen. Auch mein Bruder scheint meine Geschäfte, die ich ihm aufgetragen, keineswegs geordnet zu haben. Ihm

selber habe ich Alles, was ich ihm schuldig war, zurückbezahlt. Sie begreifen, aus welchen wichtigen Gründen, und werden mir beistimmen.

Ich habe Ihnen s. Z. den Roman „Godwie Castle“ zurückgeschickt und hoffe, daß Sie denselben erhalten.

Sagen Sie mir genau, welche Bewandtnis es mit dem Verbote in Preußen hat, ob es sehr ernst ist, und ob die Sache vom Minister des Unterrichts und des Kultus abhängt. Ich werde vielleicht eine Demarche machen, die Ihnen zeigen wird, wie sehr mir Ihre Interessen am Herzen liegen, und wie ich mit Freundschaftseifer Alles appanieren möchte, was späterhin bei der Gesamtausgabe hinderlich wirken könnte. Ein ander Mal mehr hierüber.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau, Ihrer Tochter und dem jungen Thronerben. Herrn Gottschall lasse ich freundlich grüßen. Ich habe bis jetzt den Artikel, den mein Bruder über mich geschrieben und worüber Schiff sich bei mir beklagte, noch nicht erhalten; ich ward immer mit Versprechen an der Nase herumgeführt. Über die Art, wie meinem „Roman-cero“ Vorschub geleistet werden kann, spreche ich nächstens.

Ihr Freund

H. Heine.

305. An Sigmund Engländer.

Paris, den 8. Januar 1852.

Liebster Herr Engländer!

Ich befinde mich in diesem Augenblick minder leidend, als während den letzten Tagen, und es wäre mir sehr genehm, wenn Sie mir diesen Abend das Vergnügen Ihres Besuches schenken wollten, damit wir in der Geschichte unseres Egoisten*), für welchen ich mich trotz seines Egoismus sehr interessiere, weiter kommen. Ich denke sehr oft an einzelne Züge jener Geschichte, die werth sind des größten Psychologs, oder Fischelochs, wie mein Kalligraph**) auszusprechen pflegt.

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

*) Herr Engländer las einen von ihm verfassten, bis jetzt ungedruckten Roman: „Der Egoist“, an einer Reihenfolge von Abenden dem kranken Heine vor.

**) Der damalige Vorleser und Sekretär Heine's Richard Reinhardt.

306. An Julius Campe.

Paris, den 28. Januar 1852.

Mein liebster Campe!

In demselben Maße, wie die Revolution Rückschritte macht, macht meine Krankheit die ernstlichsten Fortschritte, und ich sehe dem Augenblicke entgegen, wo meine Augen gar Nichts mehr erblicken und sehen werden. Gestern Abend glaubte ich definitiv zu sterben, doch diesen Morgen will es mir vorkommen, als sei ich noch am Leben, und ich benutze diese Gelegenheit, Ihnen zu melden, daß jetzt meine Schwester mir bald eine Kiste mit Büchern schicken wird, und daß Sie, ebenfalls diese Gelegenheit benutzend, mir die verlangten Bücher beipacken lassen können. Schicken Sie mir nämlich einige Exemplare der Stereotyp-Ausgabe des „Romancero“, etwa 3 bis 4 Stück, so wie auch noch einige Exemplare des „Buchs der Lieder“ von derselben Prachtausgabe, ferner 6 Exemplare des Faustbuchs, und endlich, wenn Sie wollen, noch ein Exemplar von Hagenschild's „Aus der Funferwelt“, welches ich lesen will, sobald ich mit dem Buche „Aus der Natur“ fertig bin. Letzteres gefällt mir immer besser und besser. Können Sie noch ein „Schief-Revinche“ entbehren,

so lassen Sie es mitlaufen. Zugleich bitte ich Sie, mir einen Katalog der Bücher eines dortigen Antiquars zu schicken; ich brauche in diesem Augenblicke ein altes Buch: *Erfahrungs-Seelenkunde*, von dem Hofrath P. Moriz, welches in den siebziger oder achtziger Jahren zu Berlin herausgekommen sein muß. Ist es dort, so verschaffen Sie mir es. In dem Katalog von Sowien befinden sich leider wenig alte Bücher; ist Niemand dort, der jetzt dergleichen hat, wie früher Bernhardt? Der Transport der Bücher durch die Eisenbahnen ist schauderhaft theuer, weil in Köln unter dem Namen Kommissionäre eine Kompagnie Diebe diesen Transport ausbeutet, indem sie sich dort als nothwendiger Vermittler den Eisenbahnbureau aufdrängt und imaginäre Spesen sich zahlen läßt. Wenn diesem Unfug gesteuert wird, der dem Rheinzoll der alten Raubritter gleicht, werden die Transportkosten der Bücher spottwohlfeil sein; bis dahin sind die Sendungen unter Kreuzkouvert und Briefpost immer noch die wohlfeilsten.

Ihr armer Freund

Heinrich Heine.

307. An Benjamin Lumley.

Paris, den 21. Februar 1852.

Werther Herr Lumley!

Um mein Herz zu erleichtern, fühle ich mich gedrungen, Ihnen von einer ärgerlichen Geschichte zu sprechen, die für Sie nur wenig Interesse haben mag, die mich aber sehr empfindlich berührt. Ich hatte eine Übersetzung meines kleinen Faustbuches anfertigen lassen, das zu einem größeren Werke, welches ich in diesem Jahre herausgebe, gehören soll, und ich hatte sie der Revue des deux Mondes zu vorläufiger Benützung übersandt. Vor etwa vierzehn Tagen sprach Herr de Mars, der Leiter dieser Zeitschrift, bei mir vor; er sagte, daß er das Werk, nach Vornahme einiger stilistischen Verbesserungen, abdrucken werde, und bat mich, einige Partien zu ändern und wegzulassen. Ich stellte es ihm völlig anheim, nach Gutdünken zu handeln, unter der einzigen Reservation, daß er den Titel des Werkes nicht ändern, noch irgend eine Partie des an Sie gerichteten Briefes streichen dürfe. Denken Sie sich meinen Ärger, als ich beim Erscheinen der letzten Nummer sofort bemerkte, daß mein in aller Form ausgesprochenes Verlangen nicht erfüllt worden war.

Ich stehe mit Herrn Buloz, dem Redakteur der Revue des deux Mondes, auf freundslichem Fuße, und habe bisher keinen Grund gehabt, mich über ihn zu beklagen. In der That, ich habe ihn stets rechtlicher erfunden, als andere Redakteure französischer Journale, die sehr wenig Achtung vor der Würde eines Schriftstellers haben, und, während sie großmäulig von der Freiheit der Presse deklamieren, Einem die Gedanken beschneiden und zerhacken, wie es die Laune ihnen eingiebt, — wahre Despoten, die sie sind. Um so erstaunter war ich daher über Das, was Buloz bei dieser Gelegenheit gethan. Ich werde mich bitter beschweren, und zweifle nicht, daß er sein Vergehen einräumen und besonders in Betreff Ihrer sein Bedauern bei einer künftigen Gelegenheit äußern wird. Ich bin gegenwärtig zu krank, um mich mit derartigen Diskussionen zu befassen, allein heute nöthigt meine Freundschaft für Sie mich zum Reden. Ich weiß wohl, daß es Sie nicht überraschen wird, bösem Willen in der Pariser Presse zu begegnen, aber es ist doch immer gut, zu wissen, in welcher Gestalt derselbe zum Ausdruck kommt.

Mein Ballett ist von Allen, die das „Faust“-Manuskript gelesen, höchlich gepriesen worden, und Jedermann ist erstaunt, daß Sie dessen Aufführung bis jetzt verzögert haben. Es würde mich unendlich freuen, wenn die öffentliche Meinung Sie veranlasse,

Ihre ursprüngliche Absicht auszuführen, und wenn der Ruf des Buches Sie überzeugte, daß diesem höchst gewissenhaften Werke der Erfolg in Her Majesty's Theatre nicht fehlen dürfte, falls Sie sich nur zu dessen Aufführung entschlossen. Sein Sie versichert, geehrter Herr, daß wenige Personen Ihnen so aufrichtig gewogen sind, wie

Ihr ergebener Diener

Heinrich Heine.

308. An Alfred Meißner.

Paris, den 1. März 1852.

Liebster Meißner!

Ich danke Ihnen aus vollem Gemüthe für die viele liebevolle Theilnahme, die sich in Ihrem letzten Briefe ausspricht. Ich kann ihn heute nur in aller Kürze beantworten, da ich in einem Zustande bin, wo jedes Wort eine Anstrengung kostet. Es geht mir nämlich seit zwei Monaten immer schlimmer, und ich verliere sogar die Lust, zu klagen. Ruhe ist mir in diesem Augenblicke die höchste Krankenpflicht, und ich enthalte mich daher mancher Expektionen, die solche gefährden könnten. Ich habe Ihr „Weib des Urias“ bis auf diese Stunde noch nicht erhalten,

werde aber dafür Sorge tragen, daß es mir baldmöglichst zu Händen komme; für die zwei Bändchen „Gedichte“ und „Ziska“ danke ich schönstens. Ich habe in beiden wieder viel Schönes gefunden, aber die neuen Gedichte habe ich nur zum Theil angehört, da mir Jemand beide Bändchen fast-gewaltsam ablieh und nicht wieder zurückbrachte. Règle générale: Wenn man mir ein gutes Buch abborgt, kann ich dessen kaum je wieder habhaft werden, während man mir die mittelmäßigsten Bücher immer gewissenhaft zurückbringt. So habe ich z. B. Herrn **'s Gedichtsammlung schon siebenmal verliehen, und schon zum siebenten Male sind diese Böglein wieder zu mir in ihr Nestchen zurückgeflattert. Ich werde sie daher unter keiner Bedingung mehr verleihen, sondern nur verschenken.

Ich bin neugierig auf Ihren „Urias“, um die Beflagnisse beurtheilen zu können, die man gegen Sie ausgeheckt. Wie die Sachen zusammenhängen, habe ich leicht begriffen, nachdem mir *** einige Indikationen über die Personage gegeben, die, unfähig etwas Tüchtiges selbst zu leisten, Sie durch Ihre Schelsucht verfolgt, und in der That eine sehr bedenkliche Propaganda gegen Sie organisiert, da ihr alle gemeinen Mittel nicht zu schmutzig dünken. Aber getrost! Solche Ürgernisse werden Sie früh oder spät überwinden und desto siegreicher aus dem

Treffen hervorgehen! Ich habe mit noch weit schlimmeren Subjekten zu thun gehabt, und wahrlich, nicht Diese haben mich zu Boden geworfen. Jedes große Talent, schrieb mir einmal der selige Wolff, hat seine Laus, und Sie wissen, wen er darunter meinte. Ich hatte aber eigentlich zwei Läuse, und die eine lebt noch ihr miserables Scheinleben. Sie, liebster Meißner, haben noch etwas Schlimmeres als eine Laus, nämlich eine fette Wanze, die sehr kriechend ist und überall herumläuft in der bekannten zudringlichen Hausiererweise. —

Den Schwalbenvater sehe ich, gottlob! nicht mehr, wie überhaupt mein Haus jetzt sehr von west-östlichem Gesindel gereinigt ist. Den schwachen Menschen ** wissen sie zu lenken, und durch die Intriguen des Monsieur *** geschah es, daß er sich mit meiner Frau brouillierte, so daß ich auch ihn nicht mehr sehe, was mir leid thut. Der Monsieur **** ist ein ganz gemeiner Polizeispion geworden, während er früher blos ein Dieb war. Ich war leider die Veranlassung, die zufällige, zu seiner Enthüllung, und der Mensch läuft jetzt den ganzen Tag herum, um mich zu verleumden; auch sein Socius ** steht ihm hierin bei und behauptet, ich hätte ihn, wahrscheinlich aus Neid, verkleinern wollen. Ich wünschte, Herr *** hätte bereits eine reiche Heirath gemacht und brauchte sich nicht

mehr herumzuquälen in allen Concerten und Sociéen und einen Aufwand zu machen, der mißverstanden wird. — — — — —

Lassen Sie sich Nichts merken, Liebster, von Dem, was ich Ihnen hier sage; es ist gut, daß Sie die Dinge wissen, und es wird sich bei ruhigem Abwarten schon Abhilfe finden, nur Gelassenheit! Ich habe Ihnen ein großes Beispiel gegeben, folgen Sie mir auch hierin! Ich hoffe Sie bald wieder zu sehen; Ihren Wunsch, biographische Notizen betreffend, werde ich erfüllen, jetzt laßt uns noch warten. Beileibe schreiben Sie Nichts in Ihrem neuen Buche über Händel, welche Personen betreffen, die hier noch herumkriechen und mir die Luft wieder verstränkern könnten. — — — —

Wäre ich nur minder leidend, wie viel Erfreulicheres würde sich dann bieten! Unbegreiflich ist es mir, daß ich in meiner jetzigen tiefsten Misère noch den „Romancero“ schreiben konnte. Sie haben Recht, wenn Sie sagten, daß seit Buchhändlergedenken kein Buch bei seinem Erscheinen, und gar eine Gedichtsammlung, ein solches Glück gemacht hat. Zwei Monat nach seinem Erscheinen war schon die vierte Auflage (gar eine Stereotypausgabe) vergriffen, und Campe gesteht mir, daß er nie unter 5 bis 6000 Exemplare bei jeder Auflage abgedruckt. Unter den

Namen derjenigen meiner Freunde, welchen er Exemplare schicken sollte, war auch der Ihrige; Campe aber schrieb mir, daß er nicht wüßte, wie und wo er Ihnen ein Exemplar zukommen lassen könne. Sagen Sie mir hierüber ein Wort. Kann man unter Kreuzkoubert Ihnen Gedrucktes von hier aus zuschicken?

Und nun, liebster Freund, leben Sie wohl! Ich werde Ihnen bald wieder schreiben und Ihnen unumwunden meine Gedanken aussprechen, denn ich vertraue ganz Ihrer gewissenhaften Diskretion. Bei meiner Frau sind Sie in heiterster Erinnerung, und sie läßt Sie freundlichst grüßen.

Über Politik schreibe ich Ihnen Nichts, und wie es hier aussieht, werden Ihnen die Lakunen der hiesigen Blätter beredsam genug melden. Ihr Freund und Zeitgenosse

Heinrich Heine.

309. An Julius Campe.

Paris, den 18. März 1852.

Liebster Campe!

Ich will Ihnen auf Ihr jüngstes Schreiben heute nur mit einem kurzen Lebenszeichen antworten.

Aus Allem, was Sie mir schreiben, treten für mich nur zwei Punkte hervor; der eine Punkt ist die Mittheilung der Anzeige aus der Hamburger Zeitung, und der andere Punkt ist die Bangigkeit, womit Sie über die künftige Gesamtausgabe sprechen, die, wie Sie meinen, durch die eingetretenen Zeitereignisse weiter hinausgeschoben werde. Dieser kleinlaute Ton betrübt mich um so mehr, da meine Gesundheit sich täglich verschlimmert und ich ein weiteres Hinausschieben der Gesamtausgabe für ein Mißgeschick ansehe. Diesem so viel als möglich zu begegnen, habe ich in der vorigen Nacht stundenlang nachgedacht, und so schwer mir auch das Diktieren heute ist, will ich Ihnen doch heute einige Andeutungen darüber machen. Vorher bemerke ich Ihnen, daß die gedruckten Zeilen über einen sogenannten Vernichtungsproceß gegen den „Romancero“ vielleicht, ja wahrscheinlich, eine Erfindung der Feinde sind, und das Bage, worin die ganze Anzeige gehalten ist, verräth die ganze böbische Intention. Man macht nie Proceffe gegen ein Buch, sondern nur gegen Personen; der Gerichtshof, wobei er anhängig gemacht werden soll, ist verschwiegen, und da ich in jedem Falle sicher bin, daß das Ministerium des Kultus keine Anklage der Art gemacht hat, so bin ich sehr geneigt, das Ganze für einen giftigen Canard zu halten, wodurch zu gleicher Zeit der

sittliche Geist meiner Gedichte verdächtigt werden solle. In dieser Beziehung wäre es nicht übel, wenn Sie ebenfalls eine, in einem steifen Behördenstil abgefasste Entgegnung dieses Canards, von Berlin aus datiert, drucken ließen, so daß es ausfähe wie eine obrigkeitliche Berichtigung. Auf diese Weise kommen wir auch auf den Grund der Sache, die indirekt rektifiziert wird. Die Beschuldigung der Immoralität ist eine Lüge, und da das Buch in so viel tausend Händen ist, so wird diese dem Publikum leicht klar; was derbe Ausdrücke betrifft, so könnte man eine viel klogigere Blumenlese aus Luther's Werken, ja aus den Werken des lieben Gottes selbst, aus der Bibel, veranstalten.

Um nun wieder auf die Gesamtausgabe zu kommen. Ich habe vor einigen Monaten auf feierlich notariellem Wege aufs Neue mein Testament gemacht, und für den Fall meines Absterbens, ehe die Gesamtausgabe erschienen sei, den Freund designiert, der solche für mich leiten solle, und dem ich in dieser Beziehung die nöthigsten Instruktionen, an die er sich wörtlich halten müsse, hinterlassen würde. Ich habe eine Person gewählt, mit der Sie zufrieden sein werden, damit Sie nicht durch Unverstand und Eigensinn in Ihren Anordnungen behindert werden können. Diese Instruktion soll nun hauptsächlich in dem Prospektus bestehn, worin ich die

Eintheilung und Zusammenstellung der verschiedenen Schriften, ihre Aufeinanderfolge, der Chronologie der Abfassung und ihrem innern Geiste gemäß, feststelle. Da dieses Alles nicht bloß meiner Reputation wegen, sondern auch Ihrer Interessen wegen geschieht, so möchte ich, meines prekären Zustandes wegen, mich über einen solchen Prospektus so bald als möglich mit Ihnen verständigen, ich will Ihnen daher einen solchen vorlegen. Da ich zunächst darauf bedacht bin, die Bände nicht zu stark zu machen, und auch nicht wünsche, schon der Symmetrie wegen, daß ein Band viel stärker als der andre werde, so muß ich in jedem Falle mich Ihrer Beihilfe bedienen, damit Sie die Schriften, die ich zusammenstelle, der Bogenzahl nach kollationieren und mir sagen können, ob ich das Richtige getroffen habe; bei dem Zustande meiner Augen ist mir ja dieses Geschäft selbst unmöglich.

Den 22. März.

Ich bin von Besuchen unterbrochen worden, und weiß kaum mehr, was ich Ihnen gesagt; doch will ich mit wenigen Worten über meine Anordnung der Gesamtausgabe Ihnen meine jetzigen Gedanken andeuten. Ich habe hier zwei Punkte besonders im Sinne. Erstens halte ich es für Ihre Interessen am angemessensten, daß jeder Band keine allzustarke

Bogenzahl enthalte. Ich nehme 15 Bogen als die geeignetste an; über Etwas mehr oder minder läßt sich Nichts genau abmessen. Ich erinnere mich, daß wir seiner Zeit hierüber gesprochen, und daß es auch Ihre Meinung war, eine geringe Bogenzahl zu geben. Zumal den Leihbibliotheken widerstrebt die große Bogenzahl bei allen Büchern. Der zweite Punkt, den ich im Auge habe bei dieser Anordnung, ist, daß ich den Gedanken der chronologischen Folge bei den Gedichten nicht in Anwendung bringe, sondern vielmehr alle Gedichte in die Schlußbände relegiere. Sie werden darüber sehr zufrieden sein, da Ihre Absicht dahin geht, alle meine metrischen Werke in vier Bänden herauszugeben, nämlich das „Buch der Lieder“ als 1. Theil, die „Neuen Gedichte“ als 2. Theil, „Atta Troll“ und „Wintermärchen“ als 3. Theil und den „Romancero“ als 4. Theil. Indem ich solche Anordnung auch in der Gesamtausgabe beibehalte, und diese poetischen Werke erst am Schlusse derselben herauskommen werden, glaube ich Ihren Bedürfnissen sehr praktisch entgegenzukommen.

Folgendes ist nun mein Vorschlag, die Reihenfolge meiner Schriften bei der Gesamtausgabe betreffend:

Band I enthalte:

- 1) Die Harzreise.

2) Das Buch Vegrand.

Es wird wohl nöthig sein, einen kleinen Vorbericht als Eröffnung diesem Bande voranzustellen, doch Dieses ist abhängig von Zeit- und Tagesbedürfnis; jedenfalls müßte solches Vorwort kurz gefaßt sein, da der Band stark genug ist.

Band II enthalte:

- 1) Die Nordsee. (Alle drei Abtheilungen).
- 2) Italien, 1. Theil (nämlich die Reise von München nach Genua).

Ich muß außer dem prosaischen Theil der Nordsee auch die zwei metrischen Theile derselben hier abdrucken, tiefliegender Gründe wegen, und im Wiederabdruck des „Buchs der Lieder“ werde ich sie deshalb nicht aufnehmen, sondern auf diesen 2. Band verweisen.

Band III enthalte:

- 1) Italien, 2. Theil (das sind Die Bäder von Lucca).
- 2) Italien, 3. Theil (das ist Die Stadt Lucca).

Dergestalt bilden diese 2 Abtheilungen einen ganzen, dem Inhalt nach selbständigen Band.

Band IV enthalte:

- 1) England. (Aus dem vierten Theile der Reisebilder.)
- 2) Die französische Gemäldeausstellung (welche

unter dem Titel „Salon von 1831“ in dem ersten Theile des „Salon“-Buches enthalten).

Band V enthalte:

Französische Zustände, 1. Theil.

Ich gebe hier bloß die großen Artikel des Anfangs, und halte die darauf folgenden Tagesbriefe und die Vorrede zurück.

Band VI:

- 1) Französische Zustände, 2. Theil. (Als solchen gebe ich die oben ausgelassenen kleinen Tagesberichte.)
- 2) Die Vorrede zu den Zuständen. (Diese gebe ich hier als Nachwort, in Verbindung mit obigem zweiten Theile.)
- 3) Die Vorrede zum 1. Theil des „Salon“-Buches.
- 4) Der Denunciant.
- 5) Der Schwabenspiegel.

Von letzterm besitze ich das unverstümmelte Manuskript.

Band VII:

- 1) Französische Theaterbriefe.
- 2) Die Memoiren des Herrn von Schnabelewopski. (Aus dem ersten Theil des „Salons“).

Band VIII:

Die romantische Schule.

Da das Buch zu stark wäre, so wird aus-

gelassen, was eigentlich eine Vorrede bilden sollte, und am Ende des Buches enthalten ist; es ist nämlich das Stück, welches mit der Todtenbeschau des Leichnams Karl des Großen anfängt. Auch die in diesem Bande enthaltene Diatribe gegen Cousin wird ausgelassen. Beides wird in einem spätern Bande gegeben.

Band IX:

Zur Geschichte der deutschen Philosophie und Theologie (welche im zweiten Theil des „Salons“ enthalten).

Band X:

- 1) Elementargeister (welche im 3. Theile des „Salons“ enthalten, nebst der darauf folgenden kleinen Fortsetzung, worin der „Tannhäuser“ enthalten).
- 2) Mein Büchlein über den Doktor Faust.
Dieser zehnte Band hat dadurch eine strenge Einheit.

Band XI:

Das Buch über Börne.

Da dieser Band zu stark ist, so werde ich Mehres darin streichen, namentlich die großen citierten Stellen aus Börne's Schriften, die Invectiven gegen mich selbst, die ich selbst abdruckte. Es versteht sich von selbst, daß

die Stelle, welche sich auf Herrn Straus und seine Gattin bezieht, ausgelassen werde. Kurz, wo ich das Buch verkürzen kann, wird es geschehen, und ich werde ganz besonders hierauf zurückkommen.

Band XII:

- 1) Florentinische Nächte.
- 2) Der Rabbi von Bacharach.

Band XIII:

- 1) Almanzor. (Aus meinen „Tragödien“.)
- 2) Der Anfang einer Übersetzung des „Manfred's“ von Byron. (Aus meinen bei Maurer erschienenen „Gedichten“.)
- 3) Berliner Briefe.
- 4) Vorrede zum „Don Quixote“.
- 5) Reise nach Polen. (Ein sehr frühjugendlicher und sehr vergübteter Aufsatz aus dem „Gesellschafter“, der stark restauriert werden muß; der Schwanz, welcher von altdeutschen Gedichten handelt, muß ganz abgeschnitten werden.)
- 6) Vorrede zu Kahldorf's Adelsbriefen.
- 7) Vielleicht Kritik über Menzel.

Band XIV:

- 1) Vorrede zum „Wintermärchen“.
- 2) Vorrede zum „Atta Troll“.
- 3) Vorrede zu Weill's „Dorfnovellen“.
- 4) Shakspeare's Mädchen und Frauen.

- 5) Tagesbriefe aus der „Allgemeinen Zeitung“. In der Arbeit über Shakspeare werden am Ende die Citationen ausgelassen. Gott weiß, was ich von den Briefen aus der „Allgemeinen Zeitung“ wegen veränderter Zeitumstände jetzt benutzen kann. Ich muß die Zusätze der Redaktion ausmerzen; da die Zeichen gewöhnlich unrichtig, muß ich selbst meine Arbeiten aus einem Wust herausklauben, wenn nicht Alles verloren sein soll. Meine armen Augen! Alte Wäsche — aber doch Goldwäsche. Jedenfalls kommt Etwas dabei heraus.

Band XV:

Dieser Band ist noch viel mehr Rummelmuddel, und wird wohl die Kumpelkammer der Sammlung bilden. Enthält unter Anderm:

- 1) Die zwei Stücke, die ich in der romantischen Schule ausgelassen, nämlich die Diatribe gegen Cousin und den vorhergehenden oberwähnten Aufsatz.
- 2) Vorrede zum „Buch der Lieder“.
- 3) Diana, eine Pantomime.
- 4) Kleine Aufsätze: z. B. a) Eine alte Kritik über Reynolds, aus der „Allgemeinen Zeitung“. b) Eine große verschollene Kritik über Michael Beer, aus dem „Morgenblatte“. c) Aufsätze

aus der Eleganten Welt“, u. s. w. Ruddle-
muddel, aber meine armen Augen! Wenn ich
nicht selbst diese Sachen hervorbringe, so findet
Sie Niemand, oder, was noch schlimmer ist,
fremde Sünden würden mir aufgebürdet werden,
wie z. B. bei der „Allgem. Zeitungs“-Aus-
beute geschehen würde.

Band XVI:

Buch der Lieder.

Die Nordsee wird hier ausgelassen — wenn
es Ihnen recht ist.

Band XVII:

Neue Gedichte. (Nach der zweiten vermehrten
Ausgabe und Anordnung.)

Band XVIII:

- 1) Wintermärchen.
- 2) Atta Troll.

Die Vorreden werden, wie oberwähnt, aus-
gelassen.

Band XIX:

Der Romancero.

Ich bemerke nachträglich, daß die „Harzreise“
und „Das Buch Legrand“ nicht nach der ersten
Ausgabe abgedruckt werden sollen, sondern daß von
beiden die zweite Auflage zu dem jetzigen Abdruck
benutzt werden soll.

Hier, liebster Campe, haben Sie nun meinen reiflichst ausgedachten Entwurf zur Reihenfolge der Bücher in der Gesamtausgabe, und es wäre nun dafür gesorgt, daß, wenn ich vor dem Druck derselben abschiede, das ganze Werk nicht durch dieses Hinscheiden benachtheiligt würde. Sie wissen, wie der ordnende Geist zu meinen Haupteigenschaften gehört. Sie werden es noch jüngst bei der Herausgabe des „Romancero“ bemerkt haben, der gewiß unendlich verloren hätte, wenn ich nicht der äußern Anordnung viel Zeit und Nachdenken schenkte. Die Gedichtesammlung so vieler deutschen Dichter würde das Publikum sehr anziehen, wenn sie nicht durch Anarchie der Anordnung den barbarischen Geist ihrer Verfasser verriethe. Es sollte mich freuen, wenn meine heutige Mittheilung Ihren ganzen Beifall gewonnen. Wenn Etwas abzuändern ist, stehe ich zu Diensten. Das ist nun die Hauptsache. Ich schreibe Ihnen bald mehr.

Mit freundschaftlicher Treue

Heinrich Heine.

310. An den Baron Georg von Cotta.

Paris, den 26. März 1852.

Hochgeehrter Herr Baron!

Indem ich Sie heute mit einem Gesuche be-
hellige, das Sie gewiß gern erfüllen werden, benutze
ich diese Gelegenheit, mein Andenken in Ihrem Ge-
dächtnisse aufzufrischen. Dieses macht mir ein wahres
Bergnügen, denn Sie sind ja der Sohn meines alten
vieligeliebten Cotta. Durch meinen körperlichen Zu-
stand abgesperrt von den Genüssen der Außenwelt,
suche ich jetzt Ersatz in der träumerischen Süße der
Erinnerungen, und mein Leben ist nur ein Zurück-
grübeln in die Vergangenheit: da tritt oft vor meine
Seele das Bild Ihres seligen Vaters, des wackern
würdigen Mannes, der mit der vielseitigsten deutschen
Ausbildung einen in Deutschland seltenen praktischen
Sinn verband, der so brav und so ehrenfest war,
auch so höflich, ja hofmännisch höflich, so vorurtheils-
frei, so weitsichtig, und der bei seinen großen Ver-
diensten um die geistigen wie materiellen Interessen
des Vaterlandes, dennoch von einer so rührenden
Bescheidenheit war, wie man sie nur bei alten braven
Soldaten zu finden pflegt. „Das war ein Mann,
Der hatte die Hand über die ganze Welt!“ so un-
gefähr, glaube ich, äußert sich der Schneider Fetter

über Karl V. in Göthe's Egmont. Mit dem Dienste, den ich heute von Ihnen erbitte, hat es folgende Bewandtnis: Behufs einer Arbeit, die für mich eben so mühselig wie unerquicklich ist, aber doch abgethan werden muß, bedarf ich einen Theil der Aufsätze, die ich vor geraumer Zeit in Sournalen, absonderlich in der Allgemeinen Zeitung, geschrieben habe. Da mir meine Augen nicht gestatten, in einem Wüste alter Zeitungen herumzukramen, so war Kolb so gütig, mir eine Anzahl solcher Artikel zuzuschicken. Ich fand nämlich in einer alten Abrechnung Ihrer Buchhandlung, die aber leider nur bis December 1841 geht, die Nummern meiner Artikel bezeichnet, und nach diesem Verzeichnis schickte mir Kolb das Verlangte. Nun aber kann ich unter meinen Papieren eine spätere Abrechnung Ihrer Buchhandlung, die mir im Mai 1848 zugeschickt worden, nicht wiederfinden, und ich kann also die Nummern meiner Artikel, die ich seit December 1841 geschrieben habe und die in jener Rechnung notificiert waren, nicht mehr mittheilen. Bei der großen Ordnung, die Sie, Herr Baron, in die Administration aller Ihrer literarischen Institute gebracht haben, wird es Ihnen nun ein Leichtes sein, nachsehen zu lassen, in welchen Nummern seit December 1841 Artikel von mir gestanden haben, und dann würden Sie mir einen großen Gefallen thun, wenn Sie mir die Exemplare

jener Zeitungsnummern so bald als möglich mit der Briefpost unter Kreuzkoubert hierher schicken wollen. Ich sage mit der Briefpost unter Kreuzkoubert, da ich auf diese Weise weit weniger Porto zu zahlen habe, als durch Diligence- oder Eisenbahn-Fuhre; letztere wird ungeheuer vertheuert durch eine Bande von Schnapphähnen, bürgerlichen Raubrittern, die, unter der Benennung von Kommissionairen und Spediteuren an den Grenzen und an den Verzweigungen der Eisenbahnen postiert, von jedem Packetchen einen Zoll erheben, und solchermaßen das Publikum auf das ungeheuerste und unverschämteste brand-schagen. So erhielt ich z. B. vor einigen Wochen ein Bücherkistchen von Hamburg, das kaum ein Duzend Bücher und einige Broschüren enthielt, vielleicht kaum einen Franken Porto bei der Eisenbahn zu zahlen hatte, und wobei dennoch die Kommissionaire zu Köln über 16 Franks sogenannte Spesen aufgenommen hatten, die ich zahlen mußte. Ich mache Sie auf dergleichen Unfug aufmerksam, da Sie vielleicht im Stande sind, einem ähnlichen zu steuern, wenn in einigen Monaten die Straßburger Eisenbahn fertig sein wird, wodurch Stuttgart gleichsam ein Faubourg von Paris wird — um Ihren patriotischen Stolz nicht zu verletzen, sollte ich vielleicht sagen, daß Paris ein Faubourg von Stuttgart sein wird. Für Ihre literarischen Institute wird

diese Eisenbahn vom unberechenbarsten Nutzen sein, und Sie sollten frühzeitig Ihre Maßregeln nehmen, daß die Wohlthat solcher Kommunikation nicht durch Brandschakungen wie die obenerwähnte in Köln ausgebeutet oder gar vereitelt wird.

Empfangen Sie die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung

Ihres ergebenen

Heinrich Heine.

311. An Julius Campe.

Paris, den 31. März 1852.

Liebster Campe!

Der nächste Zweck meines heutigen Briefes ist die Anfrage, ob es Ihnen recht ist, daß ich mein Semester-Geld, welches, wenn ich nicht irre, nach jüngster Übereinkunft auf den 1. Juli fixiert ist, schon jetzt auf Sie trassieren kann, wodurch ich mir bares Geld schaffe, dessen ich in diesem Augenblick sehr knapp bin. Dieses zeigt Ihnen zugleich, welche ein geldfressendes Ungeheuer meine Krankheit ist, die mich in allerlei Verdrießlichkeiten stürzt, wovon ich mich nur durch Geld befreien kann. Auch wird mir

in diesem Jahre schlimmer, als je, in finanzieller Hinsicht mitgespielt; doch Das sind Dinge, die ich nicht dem Papier vertrauen darf. Es ist betrüblich, höchst betrüblich, daß ich in meinem jetzigen Zustand noch an Gelderwerb denken muß, und doch bin ich dazu noch in diesem Sommer gezwungen, und es ist sehr möglich, daß ich (freilich ohne Ihre Interessen zu gefährden) eine Ausbeutung meines Namens unternehmen muß, die meinen Gewohnheiten und meinen Empfindungen sehr zuwider ist. Ich habe vielleicht der Delikatesse immer zu sehr geopfert, und man hat mir verflucht schlechten Dank dafür gewußt. Rücksichten für Überlebende sacrificierte ich den größten Theil meiner „Memoiren“, und es klingt wie eine Ironie, wenn ich jetzt in Bezug auf Letztere Anträge erhalte, die Sie in Erstaunen setzen würden. Mißverstehen Sie mich nicht, liebster Freund, ich denke an keine solche Herausgabe, die mich auf einmal aus der Patsche reißen würde, und ich habe nicht im Mindesten die Absicht, indirekt in dieser Beziehung bei Ihnen anzuklopfen. Nur meine große Geldnoth möchte ich Ihnen aus Herz legen und Ihrem Nachdenken empfehlen. Ich bin in diesem Augenblicke sehr krank und sehr beschäftigt, und wie ein Alp liegt es mir auf der Seele, daß ich dem lieben, guten Hauenschild, der mir so viel Erfreuliches erwiesen hat, noch nicht geschrieben.

Sagen Sie ihm, ich behandle ihn schon gleich von Anfang wie einen alten Freund, indem ich alte Freunde immer mit Briefen warten lasse, statt daß ich für die gleichgültigsten Tagesgesichter immer einige flache Höflichkeitszeilen bei der Hand habe.

Ich hoffe, daß Ihnen mein Entwurf der Reihenfolge meiner Schriften zusagt. Bei einigen Bänden wird Ihnen wohl manchmal der Gedanke kommen, als geriethen sie gar zu dünn, aber ich gestehe Ihnen, was ich nicht im Prospekt bemerkt habe, daß ich die Absicht hegte, bei solchen Bänden meine Muse in Anspruch zu nehmen und erläuternde Mittheilungen einzustreuen. Sedoch ich bin zu krank, und habe die wenigen Momente, wo ich diktieren kann, für Tagesgeschäfte gar zu nöthig, als daß ich Etwas in dieser Beziehung versprechen dürfte. Man kann so Viel für ein Buch thun durch eine geringe Zuthat, und ich glaube es Ihnen z. B. durch die Nachrede zum „Romancero“ bewiesen zu haben. Es sind manchmal nur wenige Blätter, die ein Buch in Zug bringen. Wenn ich noch etwas am Leben bleibe, kann ich noch Manches für die Gesamtausgabe thun, aber auch für den schlimmern Fall will ich das Meinige gethan haben.

Ich bin sehr übel dran mit der Hamburger Lesebibliothek, die mir, wie Sie ganz richtig bemerkten, nur Wenig bieten kann. Die jüngste

Sendung kostet mir 16 Franks Porto, und nur die Sammlung der Briefe von J. H. Voß gewährt mir einiges Interesse und war mir von literarischem Nutzen. Ich hätte gar zu große Lust, meine Arbeit über deutsche Literatur zu vervollständigen, und ich beschäftige mich mit diesem Gedanken besonders in Bezug auf Grabbe, Immermann, Kleist und Ohlen-
schläger, die vier großen dramatischen Dichter, von denen ich schändlicher Weise nicht gesprochen habe, und über die ich doch so Viel zu sagen hätte. Schicken Sie mir doch unter Kreuzkouvert einen Katalog von Bernhard, damit ich sehe, was da für mich zu holen wäre.

Grüßen Sie mir Gattin, Tochter und Erbprinzen.

Mit Freundschaft und Ergebenheit
Heinrich Heine.

312. An Julius Campe.

Paris, den 6. April 1852.

Liebster Campe!

Die Revue des deux Mondes hatte bereits vor geraumer Zeit angekündigt, daß sie ihrem Pub-

likum eine Reihenfolge der Notabilitäten unsrer Zeit, in Kupfer gestochen, mittheilen würde, und die erste Nummer*), wo sie dieses Versprechen erfüllt, schicke ich Ihnen heute unter Kreuzkoubert. Es ist nämlich mein eignes Gesicht, welches den Reigen anführt, und ein großer Aufsatz von Taillandier wackelt hintendrein, wo er, wie Sie sehen, von vornherein auf den „Romancero“ hinweist. Den nächsten Gebrauch, den Sie nun von dieser Nummer machen können, ist, daß Sie sie zuerst Ihren eignen Damen und dann auch meiner Schwester des Porträts wegen zeigen, und dann, daß Sie den Aufsatz des Franzosen für deutsche Blätter ausbeuten, indem darin trotz des katholischen Standpunkts eine gemüthfreiere Ansicht sich ausspricht, auch eine umfassendere Weite herrscht, als in dem größten Theil der deutschen Kritiken. Süngst hat mir ein hiesiger Deutscher, Herr Engländer, eine Kritik des „Romancero“ vorgelesen, die zum Besten gehört, was ich der Art kenne, und besonders die schnöde Insinuation der Immoralität aufs eklatanteste aus dem Felde schlägt. Ich glaube, sie war bestimmt für die Berliner „Nationalzeitung“, wurde aber gewiß nicht in derselben abgedruckt, und wenn es Ihnen recht ist, bewege ich Herrn Engländer, aus dieser Arbeit eine

*) Vom 1. April 1852.

Broschüre zu machen, die Sie gewiß anständig honorieren werden, da sie für die Interessen unsrer Gesamtausgabe von größter Wichtigkeit wäre; die Scheinheiligen mit ihrer plumpen Lüge, das Pharisäergeschrei über Eynismus würde dadurch ekrajiert werden. Doch Das ist Ihre Sache und ich bekümmere mich darum Ihretwegen; mich selber bedrücken in diesem Augenblick andere Sorgen. Meine Kräfte nehmen verwünscht schnell ab, und was ich Wichtiges zu thun habe, darf ich nicht auf die lange Bank schieben. — Von Deutschland aus gelangen täglich an mich die rührendsten Zeichen von Sympathie; Jeder möchte mir helfen, aber Niemand vermag es; ich gehe oder vielmehr ich liege ruhig meinem Grabe entgegen. Ich habe dieser Tage unter meinen Papieren einen erfreulichen Fund gemacht, von welchem ich nächstens rede. —

Apropos: Meine jüngste Anfrage, ob ich bereits jetzt mein Semester auf Sie trassieren könne, nehme ich zurück, da sich mir eine unvermuthete Geldressource bietet. Ich werde nämlich durch meinen Bruder schon verloren geglaubtes Geld zurückbezahlt erhalten.

Wenn ich vielleicht nächste Woche meine Bücher nach Hamburg zurückschicke, werde ich für Sie mein in Bronze gegossenes Medaillon beipacken. Ich habe expreß für Sie ein Exemplar dieses eisernen Basre-

lief=Porträtes, das mir so außerordentlich ähnlich ist, gießen lassen; es kann Ihnen vielleicht später nützlich sein, abgesehen von dem Vergnügen, das es Ihnen im Momente bieten dürfte. Vergessen Sie nicht den gewünschten Katalog. Wenn Sie mir die „Hundert Tage“ von Grabbe gelegentlich zukommen ließen, wäre es mir sehr angenehm.

Leben Sie wohl, und bleiben Sie freundschaftlich gewogen

Ihrem

Heinrich Heine.

313. An Julius Campe.

Paris, den 14. April 1852.

Liebster Campe!

Ich beeile mich, Ihren jüngsten Brief zu beantworten, damit die Verzögerung der Beantwortung mir nicht störend im Gedächtnisse laste. Zunächst melde ich Ihnen, wie es mir sehr verdrießlich ist, daß Sie das Manuscript des zweiten „Salon“-Bandes nicht wiedergefunden, und es für mich eine Höllenarbeit ist, durch Vergleichung mit der französischen Version die Censurlücken zu ergänzen. Ich habe mich gleich an die Arbeit gegeben, sehe aber

ein, daß ich die unzähligen kleinen Verstümmelungen nicht wieder verbessern kann; nur die großen Stücke, welche gestrichen worden, werde ich aus dem Französischen zurückübersetzen können; es sind beinahe zehn große Stücke; nur von zwei derselben habe ich noch durch Zufall das Original-Manuskript. Auch ein kleines Vorwort muß ich wohl schreiben. Da diese neue Zugabe wohl über einen Druckbogen, vielleicht anderthalb Druckbogen beträgt, so können die kleinen Gedichte am Ende des Buches wegfallen. Hier sind sie störend, und um so weniger an ihrem Platze, da ich sie in den „Neuen Gedichten“ aufgenommen habe. In 14 Tagen sollen Sie den zweiten „Salon“-Band druckfertig von mir erhalten, was ein großes Opfer ist, da ich in diesem Augenblicke mit wichtigern Arbeiten beschäftigt bin.

Hier macht mein Porträt und der Aufsatz der Revue des deux Mondes das größte Aufsehen, und ich wiederhole Ihnen, Sie würden Nichts dabei verlieren und vielleicht gar dabei gewinnen, wenn Sie diesen Aufsatz in deutscher Übersetzung als Broschüre erscheinen lassen wollten. Herr Gottschall würde Dieses sehr hübsch machen und bevortragend seinen ungedruckten Artikel dabei sehr gut gebrauchen können.

Ich danke Ihnen für die Erlaubnis, auf Sie in kürzerm Termin trassieren zu können, doch weiß ich

noch nicht, ob ich davon Gebrauch mache, da sich mir, wie ich in meinem vorigen Briefe erwähnte, unvorhergesehene Geldressourcen eröffnen. Ich brauche aber enorm Viel, unmenschlich Viel, wenn ich in meinem jetzigen Zustande dieses Jahr aufs Land ziehn will, was ich seit vier Jahren aus Ökonomie nicht thun konnte. Sie haben Recht, lieber Campe, wenn Sie sagen, daß man sich nach der Decke strecken müsse. Das habe ich auch bis jetzt gethan; nur möchte ich mir jetzt eine längere Decke anschaffen, und deßhalb suchte ich Rath bei Ihnen, den ich aber in Ihrer Antwort vergebens suchte, so daß ich nun selber Rath schaffen muß und will. Sie sagen, daß Sie glaubten, ich wäre durch das Honorar des „Romancero“ ganz aus meinen Sorgen gerissen. Dieses glaubte ich auch im ersten Augenblick zu sein, aber Personen, die mich eben jenes großen Honorars wegen, welches vielleicht Fama's Trompete noch vergrößert, für einen Krösus halten, haben mir seitdem mehr Geld entzogen, als ich billig erwarten konnte, und überhaupt, wie Sie wissen, und aus eigener Erfahrung wissen, bin ich ein schlechter Rechner. Ich weiß Ihnen gewiß Dank, daß Sie mich einmal anständig honorierten, daß Sie einmal mich des fatalen Feilschens überhoben, und ich habe auch Alles gethan in der Lust meines Herzens, was für Sie nur irgend nützlich sein

konnte. Sie sehen, ich anerkenne Ihre Verdienste, ich weiß aber auch Ihre Gewinnste zu schätzen, und wie bisher wird Alles, was ich thue, für Sie erfreusam und einbringend, für mich aber auch leiblich ergiebig sein. Sobald ich mit mir selber aufs Reine bin und mit meiner Seele Rath gehalten habe, welcher großen Anstrengungen ich noch fähig bin, sobald ich meine Kräfte erwogen, werde ich Ihnen sagen, ob und wie ich durch eine Publikation für unsern armen Freund Heinrich Heine etwas Erfleckliches thun kann. Sie kennen meine Gewissenhaftigkeit und wissen, ich vergaloppiere mich nicht gern mit Vorsätzen, wozu mir am Ende die Kräfte fehlen dürften.

Über den Prospektus der Reihenfolge meiner Gesamtwerke haben Sie meine Anfragen unberührt gelassen. Ich empfehle Ihnen die Sache aber doch, sobald Sie hinlängliche Muße dazu finden. Was Sie mir über das Ungeeignete des Momentes sagen, bekümmert mich. Vergessen Sie nicht diese Sache.

Und nun leben Sie wohl, und bleiben Sie liebevoll zugethan Ihrem armen, sehr leidenden Freunde

Heinrich Heine.

314. An Julius Campe.

Paris, den 7. Juni 1852.

Liebster Campe!

Ich hoffe, daß diese Zeilen Sie nach Ihrer Rückkehr von Leipzig gesund und heiter antreffen. Sie werden das Manuskript vorgefunden haben, das ich Ihnen zum zweiten „Salon“-Bande schickte. Ist die Vorrede noch nicht gedruckt, so wünschte ich sehr, die Korrektur zu besorgen. Jedenfalls, wenn sie noch nicht gedruckt ist, wünsche ich einen Ausdruck darin zu verbessern. Bei Erwähnung der Herren Daumer, Bruno Bauer und Feuerbach kommen die Worte vor: „diese Götter ohne Gott“. Statt dieser Worte wünsche ich folgende zu setzen: „diese gottlosen Selbstgötter“.

Ihren Katalog von Bernhard habe ich längst erhalten, und vorgestern erhielt ich auch den von Laeß. Letzterer scheint wohl der beste zu sein, aber ich kann ihn so bald noch nicht durchsehn. Den Bernhard'schen Katalog hingegen hatte ich bereits durchgesehn und mir das beiliegende Verzeichnis bemerkt; die besonders bekreuzten Nummern hätte ich am liebsten. Suchen Sie mir eine kleine Sendung zu machen, doch nicht durch die Eisenbahn, sondern

durch Gelegenheit. Mein Bruder Max aus Petersburg wird über Hamburg zu mir hierherreisen, und Demselben können Sie die Bücher mitgeben. Ich habe die sechs preussischen Bände von Behse mit der größten Eier durchgelesen, und es wäre mir sehr lieb, wenn Sie mir die darauf folgenden österreichischen Bände zukommen ließen, nicht um sie zu behalten, sondern nur um sie mir vorlesen zu lassen; da ich kein Büchersammler bin, so gebe ich Dergleichen immer gern zurück. Dies Buch ist für mich wahrer Kaviar. Jetzt fange ich an zu glauben, daß wir Deutschen einmal eine ordentliche Nationalgeschichte bekommen werden. Behse's Buch ist der Anfang. Sein Verdienst ist ungeheuer, und des Verlegers Gewinn wird es ebenfalls sein. Nachahmungen werden wie die Pilze hervorschießen. Der Weg ist gebahnt, und die Deutschen bekommen endlich ihre Fürsten von Angesicht zu Angesicht zu sehn. Welche kostbare Menagerie der originellsten Bestien! Jedes in seiner Art von verschiedenem Charakter, abgeschlossen und vollendet, wahre Meisterstücke des lieben Gottes, dessen dichterische Schöpfungskraft, dessen Autorgröße hier im klarsten Lichte erscheint und uns zur Bewunderung hinreißt. Diese preussischen Könige, die macht ihm Keiner nach, kein Shakespeare und kein Raupach; da sehen wir den Finger Gottes.

Ich habe leider Herrn Behse nicht viel sehn können, und als er zuletzt nach meiner Behausung kam, war ich so krank, daß ich ihn nicht sprechen konnte. Manches jedoch haben wir vorher mit einander geplaudert, und auch Ihnen müssen die Ohren geklungen haben. Ehrlich gestanden, Sie sind noch immer gut dabei weggekommen, und sowohl der große Historiker, als der große Poet, Beide haben Ihr Porträt nicht mit grellen Farben gemalt und ließen Ihnen viel Gerechtigkeit widerfahren. Eine literarische Publikation, mit welcher ich mich trug, hat mir Behse aus dem Sinn geredet, und er hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß das Publikum viel mehr Gefallen jetzt findet an Schilderung socialer und politischer Zustände, als an dem alten belletristischen Kunst- und Literatur-Geschwäze. Ich benutze diese Winke, und in meinem Geiste formiert sich ein Buch, welches Blüthe und Frucht, die ganze Ausbeute meiner Forschungen während einem Vierteljahrhundert in Paris sein wird, und, wo nicht als Geschichtsbuch, doch gewiß als eine Chrestomathie guter publicistischer Prosa, sich in der deutschen Literatur erhalten wird. Nach dem „Romancero“, versicherten mir längst einige Freunde, verlangte man Prosa von mir, und ich hoffe auch dieser Forderung mit Gottes Hilfe aufs beste zu entsprechen. Ich werde dabei durch merkwürdige Zufälle

noch besonders begünstigt. Ich werde Ihnen recht bald darüber Bestimmtes schreiben, da ich mit reiner Herzensfreude, mit voller Behaglichkeit mich dieser Arbeit überlassen und von vornherein Alles beseitigen will, was nur im Mindesten störsam auf meinen Geist wirken könnte. Bei meinem trüben Gesundheitszustand muß ich alle Influenzen berechnen, wenn ich mich den mühseligsten Geschäften hingeben soll. Da ich nicht weiß, wie weit ich mich anstrengen darf, so ist jede Zeitbestimmung mir nicht gut möglich, und doch weiß ich, so wie ich Ihnen von meinem Projekte sage, dringen Sie auf kurze Frist. Doch genug für heute. Ich bemerke nur so Viel, daß ich hoffe, noch in diesem Jahre ein paar Bände zu liefern, die den Abschluß meines literarischen Treibens bilden und die vorhandenen Leistungen rühmlich ergänzen werden.

Ich hoffe, Sie werden meinen Bruder Max sehen, und da er nicht bloß ein sehr geistreicher, sondern auch höchst vernünftiger Mensch ist, werden Sie hoffentlich Ihre Freude an ihm haben. Er besitzt mein ganzes Zutrauen und hat es immer verdient. — Was Sie mir über Herrn Riez gesagt haben, hat mich äußerst verwundert; ich muß ihm jedoch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sein Croquis unendlich viel besser war, als der Steinabflatsch, die Karikatur meines Gesichtes mit dem ge-

borgten Schellfische, das Sie mir mal überschickten. Ich bin im Grunde zufrieden, es ist mir nicht unlieb, daß meine Visage dieser Verleumdung durch Stein-druck entgangen ist. Und nun leben Sie wohl, und bleiben Sie freundschaftlich gemogen

Ihrem

Heinrich Heine.

315. An Julius Campe.

Paris, den 12. August 1852.

Liebster Campe!

Meinen heitersten Dank für die zugesandten Bücher, die mir nur eine Bagatelle, kaum 2 Francs Porto gekostet. Gleichfalls meinen Dank für die freundschaftliche Gesinnung, die sich in Ihrem jüngsten Briefe aussprach. Ich kann heute nur einen Punkt desselben in Erwägung ziehen; es ist nämlich Ihre Auseinandersetzung, wie merkantilisch wichtig es für Sie sei, daß ein Buch nicht ganz zu spät im Jahre, nicht gegen Ende desselben erscheine. Das mag ganz seine Richtigkeit haben, aber ich kann dennoch bei der Herausgabe meines nächsten Buches keine

allzu große Rücksicht darauf nehmen; denn da dieses Buch das letzte ist, das bei meinen Lebzeiten von mir erscheinen wird, so muß ich mein Hauptaugenmerk darauf haben, daß es gut sei, daß es vollendet sei, und daß ich nicht am Rande des Grabes Fiasco mache. Ich habe keinen zweiten Pfeil nachzuschießen. Wenn ich bei solchem neuen Buche nur alte Artikel zuzustutzen hätte, wie Sie nach Ihrer Äußerung zu glauben scheinen, so wäre die Arbeit bald abgethan und der Druck könnte schon jetzt beginnen. Aber Dem ist nicht so. Nachdem ich die vorhandenen gedruckten Artikel mit großer Mühe aus den Augsburger Katafomben hervorgesucht, finde ich sie durch Censur und Zusätze so entstellt, so verfäuet, daß ich nur den kleinsten Theil davon gebrauchen kann, und auch diesen nach alten Brouillons, die ich glücklicherweise wieder aufgefunden, mit Noth und Mühe restaurieren muß; ganz ungedruckte Aufsätze muß ich zeitgemäßer wieder umarbeiten, einen großen Theil Neues habe ich bereits hinzugeschrieben, ich möchte fast sagen hinzugedichtet, und Sie begreifen nicht, welche höllische Arbeit ich habe, um das noch Fehlende zu erschwingen, und durch einen besonnenen Guß ein harmonisches Ganze hervorzubringen. Da kann ich mich nicht auf schnelles Stümpfern einlassen, und muß ich mir Zeit nehmen. Ihrer Idee, einen ersten Band vorauszuschicken, dem ein andrer folgen könne,

kann ich ebenfalls nicht Folge leisten, da ich, wie prägnant ich auch, alles Weitschweifige ausscheidend, nur das Beste gebe, doch nicht unter 30 Bogen erscheinen lassen kann, wenn ich ein Ganzes von Werth geben will; wenigstens auf 30 Bogen beläuft sich das Manuscript nach meinem jetzigen Schematisieren, und wenn ich auf einige gesunde Tage rechnen kann, so ist vorauszusehn, daß die Arbeit auf eine größere Bogenzahl hinausläuft. Ich kann daher von vornherein bestimmen, daß das Buch in zwei Bändchen, die nicht getrennt werden können, erscheinen muß. Sie wissen, ich bin ein großer Meister in der Anordnung, und eben weil ich meine Kunst der Form und des Stiles glänzender als je bekunden will, müssen Sie mir in Betreff der Zeit und des Drucks freie Hand lassen. Glauben Sie mir, es ist Ihr eignes Beste. Ich kann es Ihnen nicht deutlich machen, da ich heute, wo ich Ihnen das Buch bestimmt zum Verlag anbiete nicht der Lobredner desselben sein möchte. Daß ich mit diesem Verlagsantrag nicht länger zögern will, hat seinen Grund in zwei Punkten, die ich Ihnen aufrichtig gestehen will. Der erste Punkt ist, daß ich von vornherein die Honorarfrage aus dem Sinne haben möchte, damit sie mich nicht beim Arbeiten belästige. Wäre das Buch ein rein literarisches oder ein poetisches wie der „Romancero“, so würde ich es ruhig

fertig machen, wohl wissend, daß Nichts dabei verloren geht, wenn die Herausgabe erst nach meinem Tod geschähe, wenn etwa Freund Campe sich bei meinen Lebzeiten in Betreff des Honorares etwas zähe zeigen möchte. Das Buch jedoch, welches ich jetzt anfertige, schreibe ich zunächst des Geldes wegen. Aus diesem Grunde gebe ich vorzugsweise ein Buch, das die Tagesgefühle ansprechen soll, und wenn es fertig ist, kann ich es nicht Jahr und Tag liegen lassen, im Fall meine Honoraransprüche Sie zufällig nicht in guter Laune antreffen, oder keinem Zutrauen begegnen, wie Sie mir es freilich in der letzten Zeit geschenkt haben, so daß, was ich eben vorbringe, vielleicht ungerecht ist — aber wir sind Alle Menschen, sind der Stunde und der Stimmung unterworfen, und ich möchte mich so schnell als möglich von dem Gedanken befreien, daß ich, wenn das Buch fertig ist, und ich müde von der Arbeit wäre, dennoch genöthigt sein könnte, auf die Handelschaft zu gehn, in der Weise deutscher Literaten herumzufragen, bei Dero Kollegen herumzufragen, was sie wohl für mein Buch geben würden, und nach solcher Kläglichkeit endlich nach mühseligem Schreiben die Sache abzumachen. Ich gestehe Ihnen freimüthig, daß, obgleich ich des Geldes sehr bedürftig, dennoch einige Silberlinge mich nicht bewegen würden, das Buch in einen andern Verlag als den Ihrigen zu geben; schon bei

einem solchen Gedanken ist mir zu Muth, als ließe mir eine Laus über die Leber. Auch gestehe ich Ihnen, daß der Vorschlag einiger Freunde, um meinen Finanzen ein für alle Mal aufzuhelfen, ein Werk auf Subskription herauszugeben, mir durchaus nicht mundet, und daß ich Denen, die mich von allen Seiten angehen, ihnen zu erlauben, Subskriptionslisten zu eröffnen, gern so bald als möglich öffentlich meinen ablehnenden Dank sagen möchte, und daß ich nur damit wartete, um zu gleicher Zeit andeuten zu können, daß mein nächstes Werk vielleicht noch dieses Jahr bei Ihnen in Verlag erscheine. Das ist der zweite Punkt, warum ich Ihnen schon heute den definitiven Verlagsantrag mache, und ich bitte Sie, in der resoluten Weise, die Ihnen eigen und die nicht genug zu schätzen ist, mir umgehend zu schreiben, ob Ihnen Antrag und Bedingungen genehm sind, so daß Ihre Antwort mir in bündigster Kürze als Kontrakt dienen möge. Dem Odyßeus des deutschen Buchhandels gegenüber wäre es thöricht, wenn ich nicht meine Gedanken so klar als möglich ausspräche, oder einen Hintergedanken verbergen wollte, da Sie Dergleichen doch leicht herauswittern würden; unumwundene Offenheit ist daher für mich das Rathsamste, und ich will daher die wesentlichen Punkte meines Antrags so bestimmt als möglich und zu größerer Deutlichkeit auch numeriert hierhersetzen.

Diese Punkte sind folgende; sollte ich irgend Etwas, das zu Ihrem Vortheil sein könnte, vergessen haben, so notieren Sie es mir eben so bestimmt:

1. Was den Titel des Buches betrifft, so habe ich folgenden ausgeklügelt:

Unter der Regierung
Ludwig Philipp's von Orleans.

Tagesberichte

von

Heinrich Heine.

Das Wort „Tagesberichte“ könnte ich der größern Einfachheit wegen ganz weglassen. Sollten Sie es behalten wollen, und sogar den Ausdruck: „Pariser Tagesberichte“ vorziehen, so ist es mir recht. Sie haben, liebster Campe, vorig Jahr, als ich mit dem „Romancero“ niederkam, dessen Titel mehr Ihnen als mir gehört, einen so feinen Takt und so schöpferischen Sinn für Titelgebung an den Tag gelegt, daß ich hier wohl Ihre Kompetenz nicht abweisen kann, und wohlthue, mich bescheidenlich Ihrem Urtheil zu unterwerfen. Ich bemerke Ihnen deshalb, daß ich im Anfang auch an folgenden Titel dachte:

Tagesberichte,
geschrieben zu Paris
vor dem Sturze Ludwig Philipp's von Orleans.
(oder: Königs der Franzosen.)

Doch ich glaube, Sie werden mit dem zuerst angegebenen Titel zufrieden sein, da er sogar einen etwas romanhaften, leihbibliothekarischen Anstrich hat, für die große Menge. Doch über diesen Punkt haben wir noch Zeit zur Verständigung.

2. Was die Bogenzahl betrifft, so habe ich das Material im Geiste schematisiert, und es beläuft sich schon auf dreißig Druckbogen. Es mag nun wohl, wenn ich weiter in die Arbeit hineinkomme, auf eine größere Anzahl hinauslaufen, so daß ich jedenfalls zwei mehr oder minder starke Bände herausgeben muß. Ich mache mich aber nur zu dreißig Bogen anheischig; ich bin jetzt so kapriciöse, daß ich heute verwerfe, was ich gestern geschrieben, schon wenn mir der Stil nicht gefällt, und ich habe eine wahre Leidenschaft des Zusammendrängens. Sie wissen aber aus Erfahrung, ich gebe am Ende immer mehr, als ich versprochen.

3. Was das Honorar betrifft, so verlange ich von Ihnen nicht mehr und nicht weniger, als was Sie mir zuletzt für den „Romancero“ gegeben, womit Sie das Eigenthum des Buches, das Recht, so viele Auflagen zu machen, als Ihnen beliebt, und

das Buch in der Gesamtausgabe meiner Werke aufnehmen zu können, erkaufte haben. Ich bin ehrlich mit meinem Gewissen zu Rathe gegangen, was ich Ihnen wohl abfordern könne, ohne in den Verdacht zu gerathen, als wollte ich meinen letzten Succesß ausbeuten und meine Preise erhöhen; ich habe nur das Wesentliche, den Werth meines Buches und die Höllenmühe, die ich daran verwende, beachtet, und ich kann Ihnen mit heiterm Sinne das erwähnte Honorar abfordern, ja ein Selbstgefühl, ein Gefühl der Sicherheit, wie ich es nicht hatte, als ich Ihnen den „Romancero“ antrug, unterstützt mich in diesem Augenblicke. Ich weiß, ich gebe das Beste, was geleistet werden kann, da im Versemachen mir Viele gleichkommen, nicht aber in der Prosa, wo ich jetzt ein Musterbuch geben dürfte, das, ganz abgesehen von seinem interessanten und, will's Gott, auch pikanten Inhalt, seinen stehenden Werth behalten wird. Dazu kommt, daß ich Ihnen um die Hälfte mehr Manuscript gebe, als ich beim „Romancero“ zu geben gehalten war. Sie wissen, wie Viel ich mit einem einzigen Druckbogen für das Eingreifen eines Buchs zu thun vermag, und wie oft ich Gelegenheit habe, auch anderweitig Ihre Interessen zu fördern. Ich habe es Ihnen in der letzten Zeit bewiesen, beim „Romancero“, bei den „Neuen Gedichten“, bei dem „Salon“, und kann es

Ihnen noch besser beweisen, wenn ich bei der Gesamtausgabe noch am Leben bin. Sie wissen, ich bin gewissenhaft und befolge nicht das Bierbrauerrecept, das Sie mir unflugerweise selber mitgetheilt haben, und wodurch ich im Stande wäre, Ihnen eitel Schaum statt guten Breihahn einzuschenten. Bezahlen Sie gut, so gebe ich gutes Bier; wo nicht, so heißt es: wie geblecht, so gezecht. Sie sehen, wie offen ich bin. Ich verhehle Ihnen nicht mein Spiel; ich lasse Sie in alle meine Karten sehn, ich kann Dieses jedoch ohne Schaden thun, da ich lauter Trümpfe in Händen habe. Ich bin wie von meiner Seele überzeugt, daß, wenn ich noch mehr verlangen würde, Sie es dennoch geben würden; ich könnte große Summen von Ihnen erpressen, wenn Dergleichen meine Art wäre; auch möchte ich es vermeiden, daß sich irgend ein säuerliches Wölkchen über Ihr Antlitz hinzöge, und Unmuth gegen den Freund in Ihrem Herzen sich einniste. Die Hand aufs Herz, alter Freund Campe! bin ich es nicht, der Sie in Händen hat? Würden Sie um irgend einen Preis gestatten, daß einer Ihrer resp. Kollegen auch nur ein Blatt von mir jetzt in Verlag bekäme? würde dieses Blatt nicht in der Gesamtausgabe fehlen, die Sie doch nicht allzu lange hinauschieben können? Ist hier nicht Ihr Point d'Honneur engagiert, daß Sie nicht der Honorar-

forderung wegen ein Buch von mir ungedruckt lassen können, selbst wenn Sie vorauswüßten, daß Sie auch einmal Schaden daran leiden würden? Sie sehen, ich habe Ihre Blöße entdeckt, aber es ist eine edle, generöse Blöße, und ich bin nicht der Lump, der so Etwas mißbraucht. Eigennützig Naturen sehen bei Andern nur Motive des Eigennutzes, die bessern Motive entgehn ihnen, und so ist der Dichter oft sogar in Geschäften scharfsichtiger, als irgend ein trockner Geschäftsmann.

4. Was die Zahlungsweise des Honorars betrifft, so wünsche ich, daß es mir erlaubt sei, den Betrag desselben, sobald ich das letzte Blatt des Manuskriptes abgeliefert, drei Monate nach Dato auf Sie zu trassieren.

5. In Betreff des Drucks des Buches spreche ich den Wunsch aus, daß dasselbe ganz wie die Reisebilder gedruckt werden möge.

6. Endlich in Betreff der Ablieferungszeit des Buches kann ich nur das Versprechen geben, daß ich alles Mögliche anbiete, um das Manuskript gegen Ende Oktober abliefern zu können. Ist es früher möglich — woran ich freilich zweifle — so soll es gewiß geschehen; leider ist der bedeutendste Theil der Arbeit zu Anfang des Buches zu machen, während ich das Ende des Buches, wo das Material schon etwas ausgearbeitet ist, leichter fertigen

kann. Habe ich hinreichend gesunde Stunden, so fördere ich rasch, aber ich habe mir nun einmal steif und fest vorgenommen, dem Buche, das gewiß mein letztes ist, eine schöne Vollendung zu ertheilen, die Dinge darin zu sagen, die ich an keinem andern Orte mehr sagen kann, kurz, mir diesmal einmal zu genügen, ohne irgend eine Rücksicht auf Campe, der am Ende doch hierdurch solidere Vortheile im Laufe der Zeit gewinnen wird, als ihm die momentane Ausbeutung der Saison-Konjunktur gewähren dürfte. Ich muß Sie daher, liebster alter Freund, inständigst bitten, mir in Bezug auf den Ablieferungstermin freie Hand zu lassen. Sie werden es wahrlich nicht bereuen. Je länger ich daran arbeite, desto besser wird das Buch. Wäre ich gesund, so würde ich Sie auch in diesem Punkte durch anhaltendes Arbeiten befriedigen, aber mein Geist ist abhängig von einem hundsföttisch kranken Körper, der mich manchmal im Stich läßt, wie vorm Jahr beim „Romancero“ mein Sekretär. Eventualiter, für den Fall, daß der dunkelste Fall, nämlich das Menschlichste, einträte, ehe das Buch gedruckt wäre, habe ich mir eine Mappe angeschafft, worin ich alles Manuskript, das dazu gehört, so geordnet als möglich zusammenlege, so daß, wenn Ihnen dieselbe zugestellt wird, Sie selber im Stande wären, mir den Liebesdienst eines Herausgebers zu erzeigen,

um dem Publikum, das gerne die Lücken übersehen wird, das posthume Werk gedruckt zu überliefern.

Ich muß mich auf Alles gefaßt machen, denn wenn die Qualen, die ich jetzt erdulde, nicht abnehmen, so muß ich die Boutique schließen. Meine geistige Aufregung ist viel mehr Produkt der Krankheit, als des Genius, so z. B. habe ich in der letzten Zeit, um meine Schmerzen zu beschwichtigen, eine Menge drolliger Thierfabeln versificiert, wovon ich vielleicht eine nächstens unserm Kronprinzen, dem jungen Cäsarowitsch Campe, meinem künftigen Verleger, zum Auswendiglernen schicken werde. Rasend vor Schmerzen, wirft sich mein armer Kopf hin und her in den schrecklichen Nächten, und die Glöckchen der alten Kappe klingeln alsdann mit unbarmherziger Lustigkeit.

Und nun leben Sie wohl, und lassen Sie mich bei Leibe keinen Tag auf Antwort warten; Sie brauchen ja nur Wenig zu schreiben, Ja oder Nein, und Sie begreifen sehr gut, daß in meinem Krankheitszustande jedes retardierende und zögernde Verfahren eine Spannung hervorruft, die heillos wie Gift wirkt und in der krampfhaften Erregung mich zu dem Tollköpfigsten verleiten kann. Apropos, es wäre mir nicht unlieb, wenn Sie meinen Bruder Max vor seiner Abreise von Hamburg darüber in

Kenntnis setzen wollten, was den Inhalt meines heutigen Briefes bildet, und es kann ihm nicht gleichgültig sein, wenn er von Ihnen erfährt, daß ich noch in diesem Jahr ein bedeutendes Honorar zu erwarten habe. Er ist dabei, im Vertrauen gesagt, interessiert, da ich ihm schon seit geraumer Zeit eine Geldsumme schulde, und der gute Junge wegen meiner Finanznoth, die nur er begreift, in großer Sorge ist. Er ist im Besitz aller meiner vertrauten Angelegenheiten. Er ist ein guter, verständiger Mensch, und auf seine Diskretion kann man rechnen. Ich beschwöre Sie, außer ihm Niemandem ein Wort von meinem heutigen Briefe merken zu lassen.

Treu und frei

Ihr Freund

Heinrich Heine.

316. An Julius Campe.

Paris, den 24. August 1852.

Liebster Campe!

Ich habe Ihren Brief vom 15. d. erhalten; ich bin, gottlob! noch mit einem blauen Auge davon gekommen, und meine Vorsicht, den Fuß des Buches

nicht eher zu vollbringen ehe ich weiß, ob es gleich gedruckt werden könne und also für die Aktualität des Tages berechnet sein müßte, oder ob ich es so einzurichten hätte, daß durch verzögerten Druck das Buch Nichts an seiner Frische verliere, war also nicht überflüssig. Nur hätte ich gewünscht, daß Sie auf meinen deutlichen und wohlartikulierten Antrag sich durch ein eben so deutliches und bestimmtes Ja oder Nein ausgesprochen hätten und ich nicht in die Nothwendigkeit käme, noch einmal einen Brief zu schreiben und Sie zu bitten, mir mit bestimmten Worten zu sagen, ob Sie meinen Antrag definitiv ablehnen. Wenn die „Französischen Zustände“ keinen so großen Absatz wie meine übrigen Bücher gefunden, so dürfte mich Dieses nicht wundern, da dieses Buch nichts Anderes war, als ein roher Abklatsch von rein politischen Artikeln, die drei Monate vorher in der „Allgem. Zeitung“ hinter einander gestanden und fast von allen deutschen Blättern gleichzeitig in mehr oder minder großen Auszügen, ja von den meisten ganz und gar, abgedruckt worden. Das Buch war nicht für das große Publikum, das damals noch nicht an politische Lektüre gewöhnt war. Auch war es nicht sehr anziehend, es ist monoton, entbehrt alle humoristische Bewegung, es ist weder von Kunst noch Literatur noch Volksleben darin die Rede, es ist eine that-

fächliche Erzählung des Tages ohne politischen Fernblick, den der Neuling damals noch nicht haben konnte. Ich that für die Ausstattung dieses Buches Nichts, als daß ich eine große brillante Vorrede schrieb, die, wie Sie wissen, leider nicht gedruckt worden. Ich weiß sehr gut, was dazu gehört, daß ein Buch Zug bekomme, und Sie wissen auch sehr gut, daß ich im Stande bin, bei gehöriger Mühe dieses Ziel zu erreichen. Habe ich je Sie über den Inhalt eines Buches irreführt? Habe ich Ihnen bei den „Zuständen“ ein falsches Prognostikon gestellt? Warum also jetzt eine ungerechte Refrimination? Was Sie über Ludwig Philipp sagen, mag seine Richtigkeit haben, aber in meinem neuen Buche ist er bloß Staffage, obgleich ich vor einigen Wochen noch nachträglich etwa anderthalb Druckbogen über ihn schrieb, die sehr interessiren werden. Der Held meines Buches, der wahre Held desselben, ist die sociale Bewegung, welche Thiers, als er auch Deutschland aufposaunte, plötzlich entfesselte, und welche Guizot vergebens zurückzudrängen suchte. Diesen Stoff behandelt mein Buch; er entfaltet sich am meisten in den Jahren 40—43; die Februarrevolution ist nur der Ausbruch der Revolution, und ich könnte wohl mein Buch mit Recht eine Vorstufe derselben nennen. Den Titel des Buches hatte ich ja Ihrem eigenen Urtheile unterworfen, und ich

kann ganz gut den Namen Ludwig Philipp's auf dem Titel fortlassen. Es ist in der That eine eigene Sache mit Büchertiteln; ich hatte einen deutschen Bedienten, welcher treuherzig sich wunderte, daß er auf dem Titelblatt meiner Bücher immer dem Namen Hoffmann und Campe begegnete, was er tadelte, indem er meinte: der Campe sei nicht sehr beliebt und der Hoffmann sei gänzlich unbekannt.

Setzt, lieber Campe, meine dringendste Bitte. Für alle Liebe, die ich Ihnen im Leben erzeugt habe, verschonen Sie mich ein für alle Mal mit der traurigen Gelddiskussion und möge dieser Brief der letzte sein, worin ich meine Geldinteressen mit Ihnen zu besprechen habe. Erleichtern Sie mir Alles, damit ich nicht auf diesen Punkt zurückzukommen brauche. Sprechen Sie mir nicht mehr von verschimmelten „Französischen Zuständen“, von Ihrem Ärger beim „Romancero“, von der Subskription, wo Sie mir dienstbar sein wollen, — lauter Dingen, wo unter der ehrbar ernsthaften Masse dennoch der alte Schalk hervorguckt, der mir so wohl bekannt ist und der mich unter andern Umständen so oft ergözte. Aber jetzt bin ich krank, und ich muß meine Zeit zu Rathe halten, um meine letzten Arbeiten zu vollenden, und ich bitte Sie daher, ohne viele Worte, ohne Umschweif mir zu sagen: ob Ihnen mein Verlagsantrag genehm ist oder nicht. Ist Ihnen mein An-

trag genehm, und haben Sie mir eine acceptable und honorable Offerte zu machen, wobei mir nicht das Fell über die Ohren gezogen wird — (ich kann Dieses nicht mehr so gut als sonst vertragen, da kein Fleisch mehr an mir haftet und ich nur noch aus Knochen und Fell bestehe) — so will ich ein Geldopfer bringen. Worum ich Sie am meisten bitte, ist schleunigster Bescheid, damit ich die Sache aus dem Kopf bekomme, die mich in meinen Arbeiten stört. Ich weiß nicht, ob mein Bruder Max noch in Hamburg ist, doch für den Fall, daß er noch da ist, schreibe ich ihm in einigen Tagen, und ich bitte Sie, ihn wissen zu lassen, wie unsre Verhandlungen stehn. Er ist kein Geldmensch, die ehrlichste Seele; und haben Sie das Vertrauen in ihn, daß er, obgleich er mein Bruder ist, bei unsern gemeinschaftlichen Interessen ein getreuer Arbitre sein könnte, so will ich ihm gerne carte blanche geben, in meinem Namen über den Honorarpunkt sich mit Ihnen zu verständigen. Er kennt meine Finanzbedürfnisse, er weiß, wo die Grenze der Nachgiebigkeit sein darf, er weiß, wie wenig ich in Verlegenheit bin, um aus Papier Geld zu machen, und wenn er es rathsam hält, dürfte er Ihnen wohl Manches vertrauen, was Ihnen nicht gleichgültig dünken dürfte und erleuchtend auf Sie wirken könnte. Doch die wahre Erleuchtung kommt nur vom Him-

mel, und dieser empfehle ich Sie. Jedenfalls sein Sie überzeugt, daß Ihre Freundschaft mir lieb und theuer ist — aber nochmals gesagt, zu theuer darf sie nicht sein.

Ihr treu ergebener

Heinrich Heine.

317. An Julius Campe.

Paris, den 12. September 1852.

Liebster Campe!

Die Abwesenheit meines Freundes Reinhard, der nur einmal in der Woche vom Lande zu mir kommt, ist Schuld, daß ich Ihren letzten Brief noch nicht beantwortet. Außerdem war auch nichts Dringendes darüber zu sagen, obgleich er hinlänglich verdrießlichen Inhalts. Ich weiß nun eben, was ich zunächst wissen wollte, nämlich daß ich mein Buch in einer Gestalt verfertigen muß, wo Nichts daran gelegen ist, daß es nicht gleich in die Presse läuft und vielmehr Jahr und Tag ruhig in meinem Kulte liegen kann, ohne daß es im mindesten weß wird. Ich betrachte jetzt meinen Antrag als abgewiesen, und ich versichere Ihnen auf mein Wort,

daß ich Nichts weniger als verstimmt bin, daß ich vielmehr herzlich froh bin, nicht nöthig zu haben, in kurzer Frist mein Erbieten zu erfüllen; ich bin wie von einer Last befreit, denn ich fühle, daß ich keineswegs dieses Jahr, sondern erst im Frühjahr mit meinem Buche fertig sein kann, wenn ich ihm den interessanten Inhalt und die vollendete Form ertheilen soll, wie mir Solches vorschwebt — ja, es hat sich in meinem Geiste der Plan des Werks noch dahin erweitert, daß ich es bis auf die heutige Tagesgeschichte ausdehne, und da mögen wohl Personalschilderungen vorkommen, die es nicht rathsam machen, mit Herausgabe des Buches zu eilen.

Ich bin mir bewußt, Nichts gethan zu haben, was Sie berechtigen könnte, meine Loyalität im mindesten zu bezweifeln. Was bedeutet jener empörte Ausschrei über einen Brüdertongreß, der sich in Hamburg gegen Sie verschworen, was bedeutet jene Definition eines Verkaufrechts, wobei Sie bemerken, daß ein fingiertes Gebot nicht statthaben dürfte? Wie konnte Ihr Unmuth gegen meinen Bruder (Gustav*), mag derselbe noch so gerecht sein, Sie

*) Gustav Heine hatte aus eigener Machtvollkommenheit am 25. August 1852 Herrn Campe einen Besuch gemacht, um Letzteren zu bereden, sich den von H. Heine für sein neues Werk gestellten Honorarforderungen zu fügen. Wie

verleiten, mir, der ich genug zu tragen habe, mit solcherlei Beflagnissen meine Bekümmernisse zu ver-

aus dem Briefe des Herrn Campe vom 26. August 1852 hervorgeht, bediente sich Herr Gustav Heine bei dieser Gelegenheit der drohenden Äußerung: ihm sei bekannt, daß sich in Wien ein Verein gebildet habe, an dessen Spitze Herr Bacher stehe, und dessen Absicht dahin gerichtet sei, eine Gesamtausgabe von H. Heine's Schriften zu veranstalten. Diese Gesellschaft werde dem Dichter für sein neues Werk nicht allein das von ihm geforderte, sondern ein noch weit größeres Honorar bezahlen, woran sich das Weitere knüpfen werde. Ein Loch in einen Kontrakt sei bald gemacht. „Sehen Sie“, fuhr Herr Gustav Heine, auf seine Kravatte deutend, fort, „Dies ist ein Kontrakt.“ Hiemit riß er die Schleife auf, band sie in anderer Art wieder zu, und sagte lachend: „So, nun ist es wieder ein Kontrakt!“ Herr Campe verbat sich die Fortsetzung dieser impertinenten Belehrungen und fügte hinzu: nicht Herr Bacher, sondern er, Herr Gustav Heine, sei der Autor jenes grobkörnigen Gespinnstes, was Derselbe auch zugab. Herr Campe bemerkt ferner in dem oben erwähnten Briefe an Heinrich Heine: „Ihr Bruder befindet sich ebenfalls hier; es hat sich ein Kongreß gebildet — Die erste Stimme von dem Kongreß war sehr brutal. Übel werden Sie es mir nicht nehmen, wenn ich die zweite, noch nicht gehörte Stimme, durch die erste tief verletzt, jetzt ebenfalls ablehne.“ — Herr Gustav Heine hatte die Stirn, obige Drohung neun Jahre später, im Sommer 1861, noch schroffer zu wiederholen, als ich mit ihm im Auftrage des Herrn Campe über den Ankauf des H. Heine'schen literarischen Nachlasses unterhandelte. Wieder behauptete er, es habe sich

mehren? Habe ich meinen Bruder Gustav zu Ihnen geschickt? Hat er das geringste Mandat von mir,

unter Leitung des Herrn Bacher ein Comité gebildet, das auf dem Wege einer Nationalsubskription zu Gunsten der Witwe Heinrich Heine's Dessen sämtliche Werke im Auslande, wahrscheinlich in Belgien, herausgeben wolle. Er, Gustav Heine, habe Solches bis jetzt verhindert; wenn aber Herr Campe den literarischen Nachlaß seines Bruders nicht, ohne vorher Einsicht in die betreffenden Papiere zu erhalten, welche ihm nicht gestattet werden könne, zu einem hohen Preise (es wurden erst 30,000, dann 12,000 Franks für ein, 6 Druckbogen umfassendes Heft meist fragmentarischer Gedichte gefordert) ankaufe; so habe er, Gustav Heine, sich bereit erklärt, der Witwe seines Bruders, wenn sie durch kontraktwidrige Veröffentlichung der Gesamtausgabe von H. Heine's Werken die ihr bisher von Herrn Campe gezahlte Jahrespension verlöre, auch ferner dies Einkommen aus seinen eigenen Mitteln zu garantieren. Was den Kontrakt seines Bruders mit Herrn Campe betreffe, so seien manche Bestimmungen desselben, wie Juristen auf Befragen versichert hätten, leicht anzufechten; das Testament des Verstorbenen und andere Dokumente aus späterer Zeit, als jener Kontrakt, enthielten gleichfalls Betreffs der Gesamtausgabe manche Verfügungen, die Herrn Campe gänzlich unbekannt seien, und die man ihm auch jetzt nicht mittheilen, sondern erst später vor Gericht aufweisen werde, um die im Namen der Witwe anzustellende Klage zu begründen, sobald Herr Campe gegen einen Punkt des Kontrakts oder gegen irgend eine der ihm unbekanntes „geheimen Klauseln“ verstoße. Um all' diesen Unannehmlichkeiten zu entgehen, müsse Letzterer sich klugerweise à tout

habe ich Ihnen nicht längst über Gustav's zänkischen Charakter meine Meinung gesagt und Ihnen versichert, daß ich Alles so einrichten werde, daß er niemals das Geringste in Bezug auf mich mit Ihnen zu verkehren haben würde? Ich habe Ihnen die Vermittlung von Max vorgeschlagen, der die verträglichste Seele ist und in seiner Gemüthlichkeit fast zu weit geht, indem er für den Frieden unserer Ehe selber Opfer bringen wollte — genug davon, Gustav Heine ist mein Bruder, ich liebe ihn als solchen, weil man unter allen Umständen seine Brüder lieben soll. Außerdem hat er mir bedeutende Dienste erzeigt, und ich werde wahrlich der Letzte sein, der auf ihn loszöge, aber Jeder von der Familie wird Ihnen sagen können, daß er wie eine Bombe in Hamburg hineinfiel und während der wenigen Tage seines Aufenthaltes die meisten Familienglieder gegen ein-

prix mit der Witwe abfinden und, „Druck für Werth“ kaufend, die erforderliche Summe bezahlen, — „einerlei ob er für sein Geld Gedichtfragmente, unbeschriebenes Papier oder fremde Visitenkarten erhalte“. — Herr Campe machte hierauf ein von Herrn Gustav Heine zurückgewiesenes Gebot auf die ihm bekannten nachgelassenen Gedichte H. Heine's und die ihm vorenthaltene Disposition zur Gesamtausgabe, verschmähte es aber natürlich, sich durch eine erpresste Geldzahlung Schutz vor den ihm angedrohten böswilligen Rechtsverletzungen zu erkaufen.

ander zu verheizen suchte. Was soll ich also lange darüber jammern, daß er auch uns Beide brouillieren wollte. Schon an der Plumpheit des Vorgebrachten mußten Sie erkennen, daß ich nicht im Spiele und ein Bruch zwischen uns nicht in Absicht stand. Hierzu mögen noch besondere Interessen Antrieb gewesen sein; ich habe schon längst gemerkt, daß bei meinem hilflos franken Zustande mein Bruder Gustav sich verpflichtet glaubte, mein literarischer Vormünder zu sein. In Bezug auf mein Buch hat er noch specielle Absichten, die ich aus Takt Ihnen nicht gestehen will, die Sie vielleicht aber errathen. Er sagte mir längst, daß er mit seinem Zeitungsinstitute auch den Verlag von Novitäten verbinden wolle, angeregt durch einen Buchhändler, mit welchem er in Verbindung. Max meint wirklich, ich würde ein solcher Narr sein, des Geldes wegen meinen Namen von Gustav für die Feuilletons seines Journales oder sonstwie als Annonce ausbeuten zu lassen. Er hat mir vor drei Wochen einen bedeutenden Geldvorschuß gemacht auf Geschäfte, deren Beforgung ich ihm übertragen; er weiß, er wird rembourrieren, und er hat durchaus keine Macht über mich. Nicht er, sondern wirklich Herr Bacher war Derjenige, der mit dem Subskriptionsprojekte von freundschaftlichem Sinne an mich abgeordnet worden. Mein Bruder Gustav kann auch Nichts wissen über meine „Memoiren“,

wovon in der That ein großer Theil vernichtet ist; er hat nur Vermuthungen und sagt immer mehr, als er weiß. Es bekümmert mich unendlich, daß Sie ihn nicht von einer besseren Seite kennen gelernt; er hat sehr viele gute Eigenschaften, er hat sie oft durch die That bewiesen, und nur die verdammte Zwistsucht und die Emancipation von der Wahrheit kann ihn verhasst machen; ich aber werde, wie gesagt, einen Bruder unter jeder Bedingung lieben; ich weiß sogar, er hat schrecklich gegen mich raisonnirt, aber ich variire nicht leicht in meinen Affektionen, und auch Freunde, die mich mit Nadelstichen nergeln, können auf meine liebende Toleranz rechnen. Übrigens hat Gustav hier in Bezug auf Sie sich keine böswillige Äußerung zu Schulden gemacht, er hat meinen Kontrakt mit Ihnen nie gesehen. Ihr ehrfamer Nefse, Herr B., ist der Einzige, der sich jemals entblödet hat, mir zuzumuthen, ihm unsern Kontrakt zu zeigen, um aus irgend einer Schwäche der Abfassung etwelche Vortheile für mich daraus hervorzuklauben.

Ich kann vor innerem Degout kaum weiter diktieren; der Himmel mag es Ihnen verzeihen, liebster Campe, wenn Sie je auf den Gedanken kamen, daß ich zu solchem schändlichen Werke jemals die Hand bieten sollte. Die Rechte, die ich Ihnen zugestanden, sind mir heilig. Ich habe durchaus kein

Talent zum Stehlen, wenn ich es auch im Bestohlenwerden bis zur Meisterschaft gebracht habe, Ihre Börse ist vor mir sicher, selbst wenn solche sehr lose aus Ihrer Rocktasche heraushinge. Ich habe einen gewaltigen Respekt vor fremden Rocktaschen. Kommt es Ihnen vor, als ob in Ihrem Kontrakt mit mir die Rechte, die ich Ihnen zugestand, nicht bündig genug formuliert sind, so will ich herzlich gern irgend einen unzulänglichen Ausdruck verändern, und, um übers Grab hinaus gesichert zu sein, daß späterhin der Gültigkeit des Vertrags keine Chifane Etwas anhaben kann, mögen Sie immerhin denselben jetzt durch alle mögliche gerichtliche Legalisation mit unumstößlicher Kraft ausrüsten lassen. Ich biete gern dazu die Hand und wünsche jede unklare Besorgnis aus Ihrem Gemütthe verschleucht zu sehen. Der Himmel schenke Ihnen noch viele glückliche und gesunde Lebensstage, aber wir sind Alle Menschen, und wer wie Sie Weib und Kind hat, muß so viel, als möglich, übers Grab hinaus sorgen, daß sie nicht von Verdrießlichkeiten jemals heimgesucht werden. Das ist meine Meinung als ehrlicher Mann.

Und nun leben Sie wohl, liebster Campe, und lassen Sie mich von meinem Buche Nichts mehr hören, besonders verschonen Sie mich mit erneuten Offerten, das Buch auf meine Kosten zu drucken,

wie Sie es wieder in Ihrem letzten Brief gethan, ob schon ich Ihnen zweimal gesagt, wie mir solche Publikationsweise zuwider sei. Es ist Malice von Ihnen, nichts Anderes; wenn Das Ihnen Vergnügen macht, immerhin. So machte es Ihnen einst Vergnügen, ein Schauspiel des armen Maltiz in einem Ihrer gedruckten Bücherverzeichnisse als ein Schachspiel anzuzeigen, damit dieser Freund, dem Sie übrigens sehr zugethan waren, sich über den Druckfehler ärgere. Da ich Sie nun kenne und mich an Ihr Schachspiel gewöhnt habe, so wird es Ihnen nie leicht sein, mich aus der idealen Ruhe meines Selbstgefühls herabzuziehen in die Arena eines Flohgefechts. Wer Tag und Nacht an Rückenmarkkrämpfen leidet, Dem können solche Stiche Nichts anhaben. Mein Geist ist bereits dem Kleintreiben der Welt entrückt — mögen die Würmer sich an meinem Leibe weiden, ich gönne ihnen diesen Schmaus, und es ist mir leid, daß ich ihnen nur Knochen anbieten kann.

Frei und treu,

Ihr Freund

Heinrich Heine.

318. An Alfred Meißner.

Heute, lieber Freund, sollen Sie nach längerer Zeit wieder ein Lebenszeichen von mir erhalten. Dies würde schon längst geschehen sein, wenn ich gewusst hätte, wo in der Welt Sie stecken, aber Sie sind bald da, bald dort, bald in der Einsamkeit, bald im Gewühl, und man fragt sich umsonst, wohin man Ihnen schreiben soll, damit der Brief richtig eintreffe. Gehört hab' ich unterdessen ziemlich viel von Ihnen, und es hat mich sehr gefreut, daß Ihr zweites Stück in Prag so günstig aufgenommen wurde. Von jeher war es eine Erquickung für mich, wenn ich die alten Gemeinplätze und Sprichwörter durch die Ereignisse der wirklichen Welt widerlegt sah, und so that es mir bei der Nachricht von Ihrem Triumph in Ihrer Vaterstadt sehr wohl, daß sich das alte Sprichwort: „Es gilt kein Prophet Etwas in seinem Lande,“ obgleich es dem Evangelium entnommen ist, an Ihnen nicht als parole d'évangile erwiesen hat. In anderen Orten, namentlich in Wien, hat das Stück, wie ich höre, nicht so gut gefallen, allein mir scheint: man kann von den Dichtern sagen, was Solon von den Politikern sagt, daß diejenigen die schlechtesten, die es aller Welt recht machen. Übrigens ist es mit dem Publikum im Allgemeinen wie mit dem allgemeinen Stimm-

recht beschaffen. Es kann sich nur über Das äußern, was in ihm liegt und wozu es Verständnis hat. Die Wiener sind Sybariten und an eine sanfte Tragik gewöhnt. Man sollte für sie Trauerspiele schreiben, die mit einer Hochzeit und einem gemüthlichen Ländler schließen; solche würden ihnen gewiß gefallen.

Was nun Ihre Tragödie: „Das Weib des Urias“ betrifft, so habe ich sie mir zweimal vorlesen lassen und habe auch von den beigelegten Kritiken Kenntniss genommen. Das Stück hat einen sehr bedeutenden Eindruck auf mich gemacht, und ich prognosticiere Ihnen eine schöne Zukunft auf diesem Gebiete. Das Stück ist mit einem kühnen Verstande geschrieben und hat nur den Fehler, daß es der ganzen deutschen Sentimentalität ins Gesicht schlägt. Interessant war es mir, daß die Handlung eine solche, die fortwährend über die Zwecke der Personen hinaus wächst; Das gibt dem Drama etwas Überraschendes, ja Dämonisches, und erinnert mich an Felsen, die, je weiter man geht, mit neuen überraschenden Zacken hervorschießen. Ihre Batseba ist eine schöne, reine Gestalt, mit dem keuschesten Pinsel entworfen, und im Gegensatz zu ihr ihr Gemahl der kalte Tyrann, voll Energie und Geistesgegenwart, der er wirklich gewesen. Im dritten Akt ist man wahrlich in die Wüste versetzt; am schönsten

aber scheinen mir die zwei letzten Akte gelungen zu sein. Wer solch ein Drama geschrieben, Der mag sich freuen.

Über die Borniertheit Ihrer Recensenten ist Nichts zu sagen. Sie vermissen die patriarchalische Welt in Ihrem Stücke, welches freilich kein biblisches im alten Sinne des Wortes genannt werden kann. Die Weltanschauung darin nennen sie raffiniert. Als ob es eine Zeit gegeben hätte, wo die Juden nicht raffiniert gewesen wären!

Sie fragen mich, ob Sie Ihren Feinden entgegen treten sollen? Nein, Polemik gegen Leute wie ** ist nicht zu führen. Solche Naturen sind nicht zur Anerkennung zu zwingen, und man muß sie an ihrem Neid und ihrer Impotenz sterben lassen. Übrigens kommt im Leben jedes Schriftstellers eine Zeit, wo er statt der Schmeichler, die ihn früher umgaben, und Sener, die ihn ermunterten, nur Angreifer um sich sieht. Sobald Einer emporwächst über die Köpfe, so wird ihm, als das Gleichgewicht der Schmierliteratur störend, der Proceß gemacht. Wohl Dem, der ihn überlebt, seinen Appetit behält, und weder in seiner Gesundheit noch in seinem Humor Schaden leidet! Nun leben Sie wohl! Behalten Sie Muth und Schwungkraft, und

lassen Sie die Bitterkeit Ihres Herzens nicht überhand greifen. Herzlich grüßt Sie Ihr

Heinrich Heine.

Paris, den 13. Oktober 1852.

319. An Julius Campe.

Paris, den 15. Oktober 1852.

Liebster Campe!

Ich habe Ihnen durch meine Mutter die Bücher zurückgeschickt, die Sie mir aus der Bernhardt'schen Leihbibliothek verschafft, und ich sage Ihnen nochmals meinen Dank für diese Zusendung. Die Bücher des Herrn Sowien waren eine angenehme Überraschung, indem mir Derselbe ohne Auftrag und nach eigener Auswahl jene Bücher hierherschickte, eine Überraschung, die mir 16 Franks und einige Sous kostete, indem nach wie vor die Spitzbuben in Köln mich aufs unverschämteste brandschatzen, unter Vorwand von Spesenachnahme, die sie nicht einmal der Mühe werth halten zu specificieren. Sonderbar, daß ich, der ich über die Privatbedrückungen, deren ich so viele zu ertragen habe, mich im Grunde so wenig gräme, bei Anlässen, wo die Spitzbüberei das all-

gemeine Wohl gefährdet, so leicht in Harnisch gerathe. Wäre diesem Unfug nicht abzuhelpfen? Ich habe an mehre Personen in Deutschland deßhalb geschrieben. Die Kölner Bahn kann ich daher für Bücherwechsel gar nicht benutzen, und die Kiste an meine Mutter schicke ich lieber über Havre. Auf diesem Wege müssen Sie mir die Sendung machen, wenn Sie mir Bücher aus der Laeiß'schen Bibliothek schicken wollen; ich habe aus dem Kataloge von Laeiß das beifolgende Verzeichnis ausgezogen*).

*) Es waren nachstehende Bücher: — Chamisso's Leben, von Sitzig. — Immermann, von Freiligrath. — Lebensnachrichten über Niebuhr. — Wieland's Leben, von Gruber. — Die Beguine, von L. Storch. — Die Insel Felsenburg. — Sealsfield's Lebensbilder aus beiden Hemisphären. — Mörder und Gespenster, von A. Lewald. — Deutsche Sagen, von L. Bechstein. — Volksfagen, von Binder. — Volksfagen aus Schweden. — Wittekind, von Starklof. — Männliche und weibliche Charaktere, von G. Kühne. — Literarische Zustände, von Böttiger. — Die Entdeckung Peru's. — Erzählungen vom Harze. — Geheimnisse von Hamburg. — Märchenbuch, von Bechstein. — Sagen u., von E. Willkomm. — Soldatenleben, von Hackländer. — Gauner, von Thile. — Christian II., von Bernhard. — Die Zigeuner, von Carit Etlar. — Nordisches Novellenbuch. — Ein deutscher Leineweber, von L. Storch. — Andersen, Reiseschatten und Die beiden Baronessen. — Zwei Zeitalter, aus dem Dänischen. — Prinz Louis Ferdinand, von Fanny Lewald. — Henriette Herz' Leben, von Fürst.

Die Sendung hat keine allzugroße Eile. Mit ernstesten Büchern bin ich noch ziemlich versehen, aber da meine Krankheit seit einigen Wochen furchtbar zunimmt und meine Krämpfe so schauerhaft werden, daß ich meine Gedanken lieber abspannen als anspannen darf, so könnte mir doch wohl eine erheiternde Lektüre mitunter ersprießlich sein. Auch suche ich, da ich doch einmal arbeiten muß, mich jetzt nur mit Stoffen zu beschäftigen, die mir angenehm sind und nicht allzusehr anstrengend meinen Geist in Anspruch nehmen. In dieser Beziehung, liebster Freund, bin ich Ihnen wahrhaft Dank schuldig, daß Sie meine Anträge, noch in diesem Jahre ein starkes und gewaltiges Buch herauszugeben, nicht gleich angenommen. Bei meinem zähen Eifer, meine Schuldigkeit zu thun und das Beste zu leisten, hätte ich mich vielleicht über die Gebühr angestrengt, und wahrlich das reichlichste Honorar wäre doch nur kümmerliches Blutgeld gewesen, in

— Mohammed's Leben, von Irving. — Hundert und ein Sabbath, von Dr. H. Schiff. — David Copperfield, von Dickens. — Ingemann, Die Grönländer. — Russisches Leben und Dichten. — Maler Nolten, von Mörike. — Der Vogt von Sylt, von Th. Mügge. — Thackeray, Geschichte des Pendennis. — Die unterstrichenen, hier mit Sperrschrift gedruckten Bücher wünsche Seine vorzugsweise zu erhalten.

Erwägung Dessen, was mir das Buch gekostet hätte. Die delikateste Freundschaft hätte nicht wirksamer für mein Wohl handeln können, wie Sie es aus andern Motiven gethan, und ich versichre Sie auf meine Ehre, daß ich Ihnen letztere gerne nachsehe und Ihnen in meinen Gefühlen deßhalb so zugethan bin, als hätten Sie mich wirklich durch einen großen Dienst verpflichtet wollen. Ich hoffe auch, daß Ihre Hallucinationen vom Dreibrüderkomplott, von einer Pulververschwörung gegen Ihre Rasse, und Gott weiß von welchem nächtlichen Einbruch in Ihre Rechte jetzt gänzlich verraucht sind. Dergleichen finden sich sonst nur bei krankhaft nervösen Personen von aufgewiegelter Imagination; Sie aber, der ruhige praktische Geschäftsmann, sollten nicht von solchen Fieberträumen, von solchen Harpagonsvisionen heimgesucht werden können — Ich kenne, nicht durch eigne Erfahrung, aber durch psychologische Beobachtung, solche überreizte Stimmungen, wo man Zahlen sieht, die auf Flöhen reiten, und wo man die Silberläuschen des Filzes erblickt, die sich wie drohende Elefantenkälber aufblähen. — Möge der Himmel Sie, liebster Freund, vor solchen Zuständen bewahren, und Ihnen überhaupt Gesundheit und häusliche Freude erhalten!

Ihr treu ergebener

Heinrich Heine.

320. An St. René Taillandier.

Paris, den 25. Oktober 1852.

Liebster Herr Taillandier!

Ich kann Ihnen nicht mit Worten sagen, wie groß meine Betrübniß ist, daß Sie mir die Ehre eines Besuches just in einem Augenblicke zudachten, wo ich an unserer National-Krankheit — ich meine nämlich die Krankheit aller Menschen von Kopf: die Migräne — am furchtbarsten litt. Ich hatte mich so sehr gefreut, Sie wiederzusehen und Ihnen mündlich für all die viele Liebe und Freundlichkeit, die Sie mir erwiesen haben, zu danken. Mit Buloz ist mir jüngst ein Ähnliches passiert, und ich hatte den Schmerz, daß er mir in einem Moment angekündigt wurde, wo ich eine schändliche Operation erlitt. Das sind die Nebensfatalitäten einer Krankheit, die mich immer mehr und mehr aufzehrt. Ich hoffe, Sie werden gütig genug sein, solche Zustände berücksichtigend, dennoch wieder eine Reise nach der Rue d'Amsterdam zu machen, — ich bitte Sie, kommen Sie so bald als möglich.

Ich habe durchaus nicht vergessen, daß Sie kein vollständiges Exemplar des „Romancero“ besitzen, und ich schicke Ihnen anbei eine schöne Stereotypausgabe; ich füge hinzu das „Buch der Lieder“

im selben Drucke. Sobald ich eine ähnliche Ausgabe von meinen „Neuen Gedichten“, die ich jüngst in veränderter Gestalt herausgegeben, erhalten habe, werde ich sie Ihnen ebenfalls zukommen lassen. Ich begleite diese Büchlein mit einem Exemplar einer neuen Ausgabe des zweiten „Salon“-Bandes, den Sie längst kennen; nur die Vorrede, die ich mit großer Bekümmernis geschrieben, dürfte Ihnen etwas Neues bieten.

Indem ich Sie freundschaftlich grüße, verharre ich mit Ergebenheit

Ihr

Henri Heine.

321. An Julius Campe.

Paris, den 25. November 1852.

Liebster Campe!

Ich hatte zwar die Absicht, Ihnen erst in einigen Wochen zu schreiben, um Ihnen allerlei Kleinigkeiten zu vermelden, aber da eine Anhäufung von Geschäften mich doch wohl verhindern dürfte, in diesem Augenblick zu einer größern Mittheilung mich fähig zu fühlen, so will ich Ihnen heute vorläufig die Bitte zukommen lassen, mir so bald als möglich eine neue Sendung von deutschen Büchern zu be-

sorgen, wobei Sie sich des Verzeichnisses, das ich der Laeiß'schen Leihbibliothek entlehnte, bedienen können.

Ich kann Ihnen über die neue Ausgabe der „Harzreise“ Nichts sagen, da ich sie des feinen Drucks wegen noch nicht mit eignen Augen untersuchen konnte. Ich hoffe, daß Sie bei diesem Abdruck die zweite Auflage der „Reisebilder“ benutzt haben, indem diese sorgsam von mir revidiert und verbessert wurde; ist es nicht geschehen, so vergessen Sie nicht diesen Umstand bei Gelegenheit eines spätern Abdrucks, namentlich beim Abdruck der Gesamtausgabe, im Fall ich dieselbe *mortis causa* nicht selber leiten würde. Es wäre mir lieb, wenn Sie mir auch etwa drei Exemplare der Goldschnittausgabe des „Romancero“ schickten. Da ich die „Neuen Gedichte“ in der jetzigen Gestalt nicht besitze, und doch Manchen darauf aufmerksam machen möchte, so bitte ich Sie, mir ebenfalls drei Exemplare davon zu schicken. Ich weiß, daß ich sehr schlecht den Augenblick wähle, wo ich Sie mit Aufträgen behellige, da Sie gewiß jetzt schon mit dem Jahresabschluß sich beschäftigen und dem Hamburger Publikum, dem alten Göhr, seinen Weihnachtsbaum bereiten — mit großen Lichtern werden Sie ihn wohl dieses Jahr nicht verzieren können, und Sie werden sich wohl mit einigen literarischen Pfennigs-

kerzchen behelfen müssen. Aber wenn das Ding einmal angezündet ist, so sieht es immer nach Etwas aus, und der kleine Junge untersucht nicht genau, ob ihm ein Wachslicht oder stinkender Talg zum heiligen Christe leuchtet. Ich hoffe, daß Alles bei Ihnen wohlauf sei. Mir geht's noch immer schlecht. Weiter und freundschaftlich grüßend,

Heinrich Heine.

322. An Julius Campe.

Paris, den 14. December 1852.

Liebster Campe!

Ich bin heute so krank, daß ich Ihnen nur wenige Zeilen schreiben kann; was ich Ihnen besonders bemerke, damit Sie meine Wortfargheit in keinem Falle mißdeuten.

Gathy hat mir dieser Tage einen langen Brief von Herrn Strodtmann aus Amerika*) vorlesen

*) Ich war zu jener Zeit Buchhändler in Philadelphia und hatte, da mir die Absicht anderer deutsch-amerikanischer Buchhändler bekannt wurde, Nachdrücke von Heine's Werken zu veranstalten, den Plan gefaßt, allen derartigen Unternehmungen zuvorzukommen, indem ich selbst, mit Heine's

wollen, aber sobald ich den Inhalt errieth, bat ich ihn, mich damit zu verschonen, indem die Sache nur Sie angehe, und ich auch wünschte, daß er Ihnen deßhalb so bald als möglich schriebe. Verwundert habe ich mich übrigens nicht, da ich bereits vor einiger Zeit durch einen Auswanderer nach Amerika, einen Mann von großer Geldbedeutung, erfuhr, daß in einer andern Stadt der Freistaaten, ich erinnere mich nicht in welcher, aber nicht in Philadelphia, ein ähnliches Projekt ausgeheckt sei und großartig bald zur Erscheinung käme. Herr Strodtmann ist wahrscheinlich ein Konkurrent, aber weder um sein Projekt, noch um die Projekte Anderer, die meines Freundes Campe Interessen schaden können, werde ich mich kümmern. Sie werden am besten wissen, liebster Campe, was Sie zu thun haben. Gathy meinte, das Vernünftigste wäre, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und mit Herrn Strodtmann sich zu verständigen, indem Sie sich selbst bei seinem Unternehmen betheiligten, damit Sie selbst in Amerika die Sache in Händen bekämen; aber ich fürchte, die Indignation macht Sie dazu unfähig,

und Campe's Einwilligung, und theilweise zum Nutzen Veider, in Amerika eine autorisierte Gesamtausgabe der Werke des Dichters herausgabe. Als ich die nachgesuchte Einwilligung nicht erhielt, ließ ich sofort das Projekt fallen.

Anm. des Herausgebers.

und ich begreife Das sehr gut. Ich habe an mir selbst dieser Tage die Bemerkung gemacht, daß man einen bestimmt ausgesprochenen Schaden leichter ertragen kann, als die geringste Verletzung Dessen, was wir unser Recht nennen, und obgleich ich todfrank bin, so habe ich mich gestern zu der schlimmsten Sache, die es in der Welt giebt, nämlich zu einem Prozesse entschlossen, um zu zeigen, daß ich lieber wie ein Mann sterbe, als einer Maßfoxe gleich hinzubevegetieren. Mein alter Freund Renduel hat mich schon für todt angesehen, und bei lebendigem Leibe beerben wollen, indem er meine französischen „Reisebilder“ hier nachdrucken ließ, ganz ohne mein Wissen und, wie sich von selbst versteht, ohne meine Erlaubnis. Es hatte Dieses tausenderlei Unannehmlichkeiten für mich, der ich in diesem Buche große Veränderungen machen wollte. Der Proceß wird heute eingeleitet und das Buch saisirt. Verliere ich den Proceß, so habe ich doch nur Geld verloren und nicht meine eigne Achtung; aber ich weiß wohl, daß Dergleichen mich aufreibt, und Sie mögen daran merken, welch ein geplagter Mensch ich bin, und wie sehr ich in solcher bösen Zeit des liebreichen Beistandes wahrer Freunde bedarf. Ich kann kein Unrecht leiden, und daran freiere ich; aber Gott weiß, daß ich mit derselben Schärfe des Gefühls auch das Unrecht, das Andern widerfährt, empfinde, und gewiß

um keinen Preis der Welt dabei betheiligt sein möchte. Mein Körper leidet große Qual, aber meine Seele ist ruhig wie ein Spiegel und hat manchmal auch noch ihre schönen Sonnen-Aufgänge und Sonnen-Untergänge.

Grüßen Sie mir freundlich die Ihrigen. Der Himmel schenke Ihnen eine heitere Weihnacht.

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

323. An den Redakteur des „Journal des Débats“ *).

Paris, den 10. Januar 1853.

Geehrter Herr!

Ich habe in Ihrer Nummer vom 7. Januar das Résumé einer erklärenden Zuschrift des Herrn

*) Der damalige Chefredakteur des „Journal des Débats“ war Armand Bertin. Das in französischer Sprache verfasste Schreiben Heine's erschien in der Nummer vom 12. Januar 1853. Die Notiz, auf welche sich dasselbe bezieht, war in der Nummer vom 8. (nicht 7.) Januar abgedruckt, und lautete, wie folgt: „Herr Renduel hat an uns eine Reklamation hinsichtlich einer Ausgabe der „Reisebilder“ (Tableaux de voyage) gerichtet, welche kürzlich bei Herrn Lecou erschienen ist, und über welche sich eine Mißhelligkeit erhoben hatte. Es geht

Eugène Renduel gefunden. Ich bedauere sehr, daß Sie nicht vollständig dies Schreiben mitgetheilt haben, das Herr Renduel, als er mir das letzte Mal die Ehre seines Besuches erwies, unter meinen Augen abgefaßt hatte, und das gleichzeitig dazu dienen sollte, mir das leidige Geschäft zu ersparen, mich in eigener Angelegenheit an das Publikum zu wenden. Ich will nicht sagen, daß die Thatfachen, welche dies Résumé enthält, unwahr seien; aber die beiden Hauptthatfachen, obschon im Grunde allerdings wahr, sind in einer so unbestimmten Weise ausgedrückt, daß sie irrigen und sehr widerwärtigen Auslegungen Raum geben könnten.

Erstens. Es ist wahr, daß ich Herrn Renduel ermächtigt hatte, in meinem Interesse über eine Duodez-Ausgabe meines Werkes „Reisebilder“ (Tableaux de voyage) zu unterhandeln, deren ursprünglicher Verleger er war. Da man jedoch, in

aus dieser erklärenden Zuschrift hervor, daß nach einer freundschaftlichen Besprechung anerkannt worden ist, daß Herr Renduel, der ursprüngliche Verleger des Herrn Heine, durch Letzteren, und in seinem eigenen Interesse, ermächtigt worden war, über eine Duodez-Ausgabe des genannten Werkes zu unterhandeln. Die streitige Frage ist also beendet: Herr Lecou wird seine Ausgabe verkaufen, und darauf wird sich sein Recht beschränken, während Herr Heine hinfort der einzige Eigenthümer seiner Werke bleiben wird.“

Ermangelung einer näheren Angabe, wähen könnte, daß diese Ermächtigung ganz vor Kurzem gegeben worden sei, so laufe ich Gefahr, als ein leichtsinniger Mensch zu erscheinen, der sich am folgenden Tage nicht mehr eines Auftrages entsinnt, den er gestern ertheilt hat. Nun ist es aber schon sehr lange her, seit ich Herrn Renduel bat, mir einen Verleger für eine Duodez-Ausgabe der „Reisebilder“ zu suchen, indem ich ihn ermächtigte, mit einem Pariser Buchhändler darüber zu verhandeln. Ich hatte Herrn Renduel diese Ermächtigung einige Zeit vor der Februarrevolution ertheilt, und seit dieser Epoche sind, wie Sie wissen, vielerlei Dinge in Vergessenheit gerathen, und bei mehr als einem unter uns ist das Gedächtnis schwach geworden.

Zweitens. Es ist wahr, wie am Schlusse des Resumés gesagt wird, daß „Herr Heine hinfort der einzige Eigenthümer seiner Werke bleiben wird.“ Dies ist vollständig wahr; nur könnte das Wort „hinfort“ glauben lassen, daß dies Eigenthumsrecht mir früher nicht zustand, und in solchem Fall würde ich wieder als ein Unbesonnener erscheinen, der sich leichtfertig in gerichtliche Klagen einläßt. Ich würde für einen Proceßliebhaber gelten, ich, der Zeit seines Lebens nie einen Proceß gehabt, obschon ich selbst Rechtsgelehrter bin, und sogar Doktor der Rechte, *utriusque juris doctor*, zu

dieser Würde promoviert durch den Dekan der juristischen Fakultät in Göttingen, den hochberühmten und hochgelahrten Professor Hugo, welcher bei dieser feierlichen Gelegenheit mir in der schönsten lateinischen Rede das Kompliment machte, daß ich dereinst ein großer Rechtsgelehrter, ein wahrer Papinian werden würde. Ich bin kein Papinian geworden, aber ich bin genugsam in der Jurisprudenz bewandert, um zu wissen, daß man die Prozesse vermeiden muß, und ich hätte mich wohl gehütet, einen solchen wegen des Wiederabdrucks der „Reisebilder“ anzustrengen, wenn ich nicht, außer meinen materiellen Rechten, geistige Interessen zu vertheidigen gehabt hätte. Indem ich mich freundschaftlich mit Herrn Renduel verständigte, habe ich die materiellen Interessen in die Schanze geschlagen; ich habe von ihm keinerlei Ersatz für die Ausgabe angenommen, deren Veröffentlichung er dem Herrn Lecou gestattet; ich habe zu Gunsten Nothleidender auf jede Entschädigung in dieser Hinsicht verzichtet, und Herr Renduel hat sich seinerseits edelmüthig erboten, eine gewisse, gemeinsam von uns stipulierte Summe an die Armen eines in der Nähe seines Schlosses belegenen Dorfes zu zahlen, deren traurige Lage er mir schildert. Was die geistigen Interessen betrifft, so würde ich diese nicht so leicht geopfert haben; ich hatte zu zeigen, daß ein Schriftsteller

während seiner ganzen Lebenszeit das Recht behält, ein Werk, das in einer früheren Epoche seiner Feder entflohen ist, zu überarbeiten und zu verändern. Dies ist, nach meiner Ansicht (welche vielleicht von der Ansicht Papinian's abweichen würde), ein unverjährbares und unveräußerliches Recht. Es war sehr nöthig, daß ich dies Recht bei Gelegenheit eines Wiederabdrucks der „Reisebilder“ in Anspruch nahm, die vor mehr als zwanzig Jahren geschrieben sind, und in denen sich einige Stellen befinden, die von einer so krassen Religionspöttelei besleckt sind, daß ich eine aufrichtige Reue darüber empfinde. Ich hatte die Absicht, dies Buch durch eine neue Ausgabe zu purificieren, indem ich die anstößigen Stellen entfernte, oder sie durch widerlegende Anmerkungen und ein aufrichtiges Geständnis neutralisirte, wie ich es bei den jüngsten Ausgaben meiner Bücher in Deutschland gethan habe. Sie begreifen also, welches Unrecht mir der Wiederabdruck meiner „Reisebilder“ zugefügt hat, der ohne mein Wissen und ohne meine Betheiligung unternommen worden; es ist ein nicht wieder gut zu machendes Unrecht, das mich eben so sehr im Himmel wie auf Erden kompromittiert.

Ich erwarte, geehrter Herr, von Ihrer hohen Rechtlichkeit und von der Sympathie, welche Sie für die Interessen der Schriftsteller an den Tag

gelegt, den sofortigen Abdruck dieses Schreibens. Empfangen Sie im Voraus meinen Dank, und genehmigen Sie den aufrichtigen Ausdruck meiner vorzüglichsten Hochachtung.

Henri Heine.

324. An Julius Campe.

Paris, den 9. Februar 1853.

Liebster Campe!

Ich hoffe daß diese Zeilen Sie und die Ihrigen im besten Wohlfsein antreffen, und möchte damit bei Ihnen in Erinnerung bringen, daß ich Ihnen vor geraumer Zeit ein Verzeichnis von Büchern geschickt, wovon Sie mir eine Portion hieherbesorgen sollten; das Verzeichnis war dem Katalog des Herrn Laeiß entnommen. Da ich nun keine Bücher erhalten habe, so wünschte ich darüber Auskunft zu haben, ob etwa mein Gesuch in Vergessenheit gerathen, oder ob die Bücher abgeschickt und nicht angekommen sind.

Ich hatte Semanden beauftragt, Ihnen unter Kreuzkouvert den Artikel des „Journal des Débats“ zu schicken, der meinen Originalbrief über meine

Proceßeinleitung enthielt; bemerken Sie mir doch gelegentlich, ob Ihnen das Blatt richtig zu Händen gekommen. Ist Letzteres der Fall, so werden Sie zugleich auch daraus ersehen haben, wie dumm, falsch und ekelhaft die deutschen Blätter Auszüge meines Briefes geliefert. Ich muß Ihnen bei dieser Gelegenheit bemerken, daß die französische Ausgabe der „Reisebilder“ ganz anders geordnet ist und einen ganz andern Zuschnitt hat, als die deutsche; so sind z. B. die „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ darin aufgenommen. Auf diese bezieht sich meine Selbstanklage der impiété, nicht auf den übrigen Inhalt der „Reisebilder“, der harmlos ist, und bei dem ich auch bei gegenwärtiger Denkweise Nichts umändern würde. Es wäre nicht übel, wenn Sie diesen Umstand etwas unter die Leute brächten, aber beileibe nicht als von mir ausgehend. Ich überlasse dem Pöbel sein Interpretationsrecht, und reklamiere nie wegen Kleinigkeiten.

Freundschaftlich und heiter grüßend,
Ihr treusam ergebener
Heinrich Heine.

325. An Julius Campe.

Paris, den 30. April 1853.

Liebster Campe!

Gestern Abend erhielt ich Ihr Schreiben, und beeile mich, auf Ihre Anfrage, ob ich mir das Recht einer deutschen Herausgabe meiner „exilierten Götter“ vorbehalten habe, Ihnen zu antworten, daß es sich von selbst versteht, daß ich dieses Recht habe; ja, nicht bloß auf Deutsch kann ich Alles herausgeben, was ich in der Revue des deux Mondes französisch publiciere, sondern auch die französische Version gehört mir eigenthümlich, und ich kann sie jeden Augenblick in einem Buche aufs Neue abdrucken. Ich hatte wohl geglaubt, daß man stümperhafte Auszüge meines Artikels in deutschen Sournalen geben könnte, und um meine schriftstellerische Ehre zu decken, schickte ich ein für Deutschland bearbeitetes Manuscript an Brockhaus mit dem Gesuche, dasselbe in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ unverzüglich abzudrucken. Auch machte Herr Brockhaus in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ vor etwa 10 Tagen die Anzeige, daß eine deutsche Version der „exilierten Götter“, die der Feder des Verfassers entflohen und als allein authentisch zu betrachten sei, unverzüglich in den

literarischen Unterhaltungsblättern erscheinen werde; Dieses wird jetzt auch wohl schon geschehen sein. Nimmermehr konnte ich mir einbilden, daß irgend Jemand in Deutschland die Unverschämtheit haben würde, meine Arbeit als eine besondere Broschüre*) ohne die geringste Autorisation herauszugeben. Da Jeder weiß, daß ich meine französischen Arbeiten auch immer in deutscher Sprache herausgebe und des schriftstellerischen Erwerbs bedarf, so ist der Dolus offenbar, wenn es auch durch Lücken der Legislation ungestraft geschehen kann, daß mir gleichsam unter meinen Augen mein literarisches Eigenthum stibigt wird; ja, ich könnte es Diebstahl nennen. Dazu kommt, daß in meinen „exilierten Göttern“ ein Theil meinen schon gedruckten Schriften, dem „Salon“, entlehnt ist, und ohngeachtet einiger Umarbeitungen dennoch ganze Stellen des gedruckten Textes wörtlich stehn geblieben, und also der Sache nach die Berliner Edition theilweise als Nachdruck zu betrachten ist. Auf diese Weise könnte man jedes deutsche Buch, das einmal im Französischen übersetzt worden, nachher im Deutschen vorgeblich zurückübersetzen, und da hier vielleicht Stil und Anord-

*) Die verbannten Götter, von Heinrich Heine. Aus dem Französischen. Nebst Mittheilungen über den kranken Dichter. Berlin, Gustav Hempel, 1853.

nung verbessert werden könnte, so käme der wirkliche Verfasser in den größten Schaden. Haben Sie nun Lust, liebster Campe, auf eigne Hand Klage gegen den Berliner Buchhändler anzustellen, so mögen Sie immerhin die dazu gehörigen Schritte gleich thun, und ich autorisiere Sie gern, als mein Verleger meine Interessen zu vertreten. Aber ich selbst bin in diesem Augenblick zu krank, um das Geringste in dieser Sache zu thun, auch zu verdrießlich. Ich zweifle nicht, daß die internationalen Verträge zwischen Preußen und Frankreich über das literarische Eigenthum dem Berliner Buchhändler nicht erlaubten, meine französische Arbeit im Deutschen als Buch herauszugeben — aber ich bin über diese Materie nicht genau genug unterrichtet, um etwas Decidiertes thun zu können. — Sie haben keinen Begriff davon, liebster Campe, wie viel Aufsehn bis auf heutige Stunde mein Artikel in Paris gemacht hat. Schon gleich schrieben mir viele deutsche Literaten, von Ihren Verlegern Auftrag zu haben, mit mir über eine deutsche Herausgabe zu unterhandeln, und hier erbot sich Semand, meine Götter für ein anständiges Honorar gleich zu drucken. Aber allein Ihrewegen ging ich auf Nichts ein, das mich sicher stellen konnte, weil ich Ihnen nicht die geringste Gelegenheit gönnte, irgend eine Handlung von mir falsch zu interpretieren und Ihre Vorrechts-

ansprüche verletzt zu glauben. Das Einfachste wäre wohl gewesen, Ihnen gleichzeitig mit der Revue des deux Mondes die deutsche Übersetzung zur Herausgabe zuzuschicken — aber wie durfte ich Dieses thun unter den obwaltenden Umständen, wo Sie ein nergelndes Stillschweigen in alter Weise, ein kindisches Blindkuhspiel, wie es unserm Alter nicht ziemt, gegen mich ausüben, und ich nicht einmal wissen konnte, ob ich gleich Antwort erhielt. Die „Götter im Exil“ waren ein in meinem Kopfe ganz fertiges großes Buch, das ich nicht schrieb, weil mein Herr Verleger mir das Schreiben verleidete, und ich gab ein Stück desselben nur nothgedrungen an die Revue des deux Mondes, weil ich ein großes Gedicht, das ich ihr zugesagt hatte, nicht eben so schnell beenden konnte. Dabei bin ich sehr krank, und eine Last von Geschäften drückt mich nieder, so daß ich eher Ermunterung als Verhinderungen bei Ihnen finden sollte.

Schicken Sie mir gefälligst sous bande die Berliner Übersetzung meiner „Götter“, und wo möglich auch die, welche in den Hamburgischen Blättern erschienen. Ich autorisiere Sie ebenfalls, in Bezug auf die Erscheinung der Berliner Übersetzung eine Reklamation in den deutschen Blättern zu inserieren, was Sie um so eher in eigenem Namen thun dürfen, da man meinen Zustand als Kranken kennt. —

Und nun leben Sie wohl und bleiben Sie gewogen einem Freunde, der es immer treu und freundschaftlich mit Ihnen meint.

Heinrich Heine.

326. An Julius Campe.

Paris, den 5. October 1853.

Liebster Campe!

Ich war wahrlich froh, daß Sie mir leztlin Gathy zuschickten, und ich Ihnen vorläufig durch ihn wissen lassen konnte, warum ich auf Ihre letzten zwei Briefe erst ein paar Wochen später zu antworten im Stande sein möchte; die Arbeitslast, die auf mir ruhte, habe ich mir aber leider noch nicht ganz vom Halse schreiben können, und will heute nur noch bestätigen, was ich Ihnen durch Gathy wissen ließ. Ich weiß nicht, ob er Ihnen mitgetheilt, was ich in Bezug auf Cotta und überhaupt auf Stuttgart ihm sagte. Mein Freund Kolb aus Augsburg, der jüngst hier war, wiederholte mir die Freude, die ich ihnen Allen machen würde, wenn ich im Cotta'schen Verlag, zu jedem mir beliebigen Honore, ein Buch herausgäbe. Ich brauchte nur zu

bestimmen. Cotta's Steckenpferd ist die Lyrik, und für einen Band Poesie könnte ich seine Hufe haben. Gewiß hat Ihnen Gathy von Köln gesprochen. Hätte ich mit Ihnen nicht in so schlechtem Gewässer herumgeschwommen, so würde ich Ihnen die „Götter im Exil“ gleich zur Publikation geschickt haben, mit einigen ähnlichen Arbeiten einen Band füllend, und kein Dieb hätte mir das Buch gestohlen, das trotzdem, daß es als schlechte Übersetzung diskreditiert worden, dennoch, wie ich höre, großen, ja sehr großen Absatz findet. Ihre jüngste Devise, daß Freundschaft im Geschäfte nicht in Anschlag gebracht werden könne, habe ich mir nur zu gut gemerkt. Wie kommt es aber, lieber Campe, daß Sie jedesmal, wenn Sie im Interesse Ihres Geschäftes einen Gefallen von mir verlangten, immer von Freundschaft sprachen, während ich jetzt, wo es dieser Freundschaft in meiner Lage wohl bedürfte, jedesmal wo ich Geld begehre, einem strengen Geschäftsgesichte begegne? Aber es sei! ich will eingestehn, daß ich mein ganzes Leben hindurch mich einer poetischen Täuschung hingab; aber jetzt wollen wir dieser entsagen, und Sie sollen in mir, wo von Geschäft die Rede ist, sich nicht über Intervention von Freundschaftsinteressen zu beklagen haben. Es ist ein bißchen spät, aber Sie werden sehen, daß ich aus dieser Enttäuschung wenigstens den Vortheil ziehe, den mir Pflicht und

Würde nicht zu vernachlässigen erlauben. Sie sollen jetzt meine Freundschaft ganz rein genießen, und der Geschäftsmann soll kein Opfer bringen.

Ich brauche wohl nicht zu wiederholen, was ich an Gathy in Bezug auf die Anfragen in Ihrem letzten Briefe gesagt habe. Lassen Sie das „Buch der Lieder“ so drucken, wie ich es in Hamburg selbst, während meiner Anwesenheit dort, corrigiert habe. Mit dem „Wintermärchen“ und dem „Atta Troll“ machen Sie, was Ihnen beliebt.

Ich bin heute zu ermüdet, um weiter zu diktieren, sonst könnte ich Ihnen Manches mittheilen, worüber Sie sich wundern würden. Gathy wird Ihnen gewiß gesagt haben, daß der poetische Heine, den Sie mit dem „Atta Troll“ abgeschlossen glaubten, noch ein bedeutend letztes Wort zu sagen hat.

Und nun leben Sie wohl und heiter und glücklich im Kreise Ihrer Familie, die sich hoffentlich ebenfalls gesund und wohl befindet. Sagen Sie mir doch, ob es sich mit Herrn von Hauenschild gebessert hat. Die Nachricht, die Sie mir über ihn mittheilten, hat mich sehr betrübt. Ich glaube, ich habe Ihnen noch nicht gedankt für die zugesandten Goldschnittbücher. Was meine Werke in dieser Gestalt betrifft, so beauftragte ich Gathy, Ihnen in Bezug auf diese Ausstattung zu sagen, daß ich das

Gold von Ihnen nicht auf dem Deckel, sondern im Säckel zu haben wünsche.

Ihr getreuer Freund

Heinrich Heine.

327. An Julius Campe.

Paris, den 27. Oktober 1853.

Liebster Campe!

Der nächste Zweck dieser Zeilen ist, Ihnen Anzeige zu machen, daß ich die Ehre habe, den ersten November die Summe von sechshundert Mark Banco auf Ihr geschätztes Haus zu trassieren. Dann, liebster Campe, muß ich auch Bücher haben, und bin sehr pressiert. Ich habe vor geraumer Zeit durch meine Schwester Sie angehen lassen, ihr ein älteres, von mir eingeschicktes Verzeichnis von Büchern*) zu behändigen, damit sie mir dieselben besorge, im Fall Sie keine Lust dazu empfänden. Meine Schwester sagte mir aber, Sie wüßten Nichts mehr von einem solchen Bücherzettel, und in der That, ich glaube, das eingeschickte Verzeichnis bezog sich nicht auf den Katalog der Laeiß'schen Bibliothek, welchen Sie mir

*) Vgl. die Anmerkung zum Briefe vom 15. Oktober 1852 auf S. 320 dieses Bandes.

zuletzt eingeschickt hatten, und ich habe denselben deshalb wieder vorgenommen und die beifolgenden Nummern aufgezeichnet. Die bekreuzten Märchensammlungen habe ich dringendst nöthig, so wie Sie mich überhaupt verpflichten würden, wenn Sie mir vielleicht unbekannte Märchensammlungen einschicken wollten. So z. B. giebt es serbische Volksagen (nicht Volkslieder), welche ich gut gebrauchen könnte.

Besitzen Sie etwa in der Buchhandlung den neunten Theil (Band) von Scheible's „Kloster“ (Mythologie der deutschen Volksagen enthaltend), so bitte ich, mir dieses Buch zu schicken; besitzen Sie es nicht, so schreiben Sie gefälligst umgehend nach Leipzig, daß man mir es hierher zuschicke.

Können Sie Eisenmenger's „Entdecktes Sudenthum“ geliehen bekommen und mir mitschicken, so wäre mir Das sehr ersprießlich, da ich es hier nicht aufreiben kann. Ich würde es bald wieder zurückschicken. Von den „Neuen Gedichten“ habe ich nur ein Exemplar erhalten. Das Buch sieht verdammt fahl aus ohne das „Wintermärchen.“ Wir haben uns da vergaloppiert, und es ist hierüber Vieles zu bedenken. Das Innere des Buches ist jetzt sehr schwächlich ausgestattet in Vergleichung mit den übrigen, und es hat nur das Gute, daß ich diese Gedichte und vielleicht auch den „Romancero“ durch eine spätere Vegetation desto sicherer überbieten kann.

Ich bin ganz ohne Lectüre, und in dem Verzeichniß steht Manches, was mich unterhalten würde, noch außer den Märchensammlungen, die ich nöthig brauche. Schicken Sie mir daher die Bücher bald.

Ihren hiesigen ministre plénipotentiaire, Monsieur Gathy, habe ich, seitdem er mir Ihre letzten Depeschen brachte, nicht gesehen und ich weiß nicht, ob er die Dardanellen passiert hat, oder sich am Pruth gegen die Türken schlägt.

Leben Sie wohl, grüßen Sie mir freundschaftlichst die Ihrigen, und bleiben Sie heiter gewogen

Ihrem ergebenen

Heinrich Heine.

328. An Julius Campe.

Paris, den 7. März 1854.

Liebster Campe!

Herr Dr. Trittau hat Ihnen gewiß umständlich gesagt, wie sehr mich Ihr jüngstes Schreiben erfreut hat. Ich danke Ihnen nochmals herzlich dafür, daß Sie mir die Hand zum Frieden bieten, und in einer so wahrhaft unumwundenen Weise, daß ich keinen Augenblick Bedenken trage, mich wieder mit ganzem Zutrauen Ihnen zuzuwenden. Es wäre Unrecht von mir, wollte ich bei solchen

Worten noch den Verdacht eines Hintergedankens hegen, und ich sehe darin eine schöne Reaktion Ihres Freundschaftsgefühls, das Ihnen Ehre macht. Weit entfernt, dieses auszubeuten, will ich vielmehr Alles aufwenden, um Ihnen zu zeigen, wie sehr mir Ihre Interessen am Herzen liegen, und wenigstens mit den Geistesgaben, die ich Ihnen bieten kann, will ich nicht knickern. Ich hatte bereits an Herrn Trittau gesagt, daß ich die Absicht hegte, für dasselbe Honorar, das ich Ihnen für zwei kleine, dreißig Bogen betragende Bändchen älterer Arbeiten mit einigen neuen Zusügungen abverlangte, Ihnen jetzt zwei große Bände zu liefern, die jeder zwanzig Bogen stark, ja wovon einer sogar eine noch größere Bogenzahl betragen würde, und worin ich zehn Druckbogen meiner jüngsten Muse geben wollte. Ich war entschlossen, etwas Außerordentliches für Sie zu thun, doch war ich noch nicht mit mir einig in der Wahl der Manuskripte, die ich fertig machen könnte, und so wußte ich Herrn Trittau nichts ganz Exaktes, nichts ganz Bestimmtes, darüber zu sagen. Sie schreiben mir, liebster Campe, Ihnen gleich Manuskript zu schicken, vergaßen aber, daß ich, ehe ich Ihren Brief erhielt, nicht wissen konnte, ob ich unter den obwaltenden Umständen Etwas fertig machen müßte; so war also Nichts bereit zum Mitnehmen für Herrn Trittau, und Derselbe drang

vergebens in mich, mit wahren Freundschaftseifer für Sie, und bei dieser Gelegenheit auch eine hohe Anerkenntnis Ihres Charakters an den Tag legend. Ich habe aber nun seitdem mit mir selber Rath gehalten, und ich sehe, daß ich das Allererfreulichste, weit mehr als Sie gewiß erwarten, in Ihrem Interesse thun kann, und, statt zehn Bogen Neues, liefere ich Ihnen jetzt einen ersten Band, worin Alles ganz neu ist, worin Alles, mit Ausnahme einer einzigen, aber noch ungedruckten kleinen Pièce von anderthalb Bogen, im letzten Jahre aus meiner Feder geflossen: über zwanzig neue Bogen, und darunter — sechs Druckbogen ganz neue Gedichte. Ich will Ihnen Nichts darüber sagen, da Sie das Manuscript dieses ersten Bandes in acht bis vierzehn Tagen in Händen haben werden, denn ich will das ganze Manuscript der Kiste beipacken, worin ich meine Bibliotheksbücher zurückzuschicken im Begriff bin. Ich adressiere die kleine Kiste an Sie, und nicht an meine Schwester, um der weiblichen Neugier keine Gelegenheit zur Sünde zu geben. Ich nehme auch Ihnen Ihr Ehrenwort ab, daß Sie Niemanden eine Zeile meines Manuscriptes lesen lassen; weder in geschlechtlicher noch in politischer Beziehung ist darin etwas Häßliches, aber Sie werden fühlen, wie es nöthig ist, daß vor dem Erscheinen des Buches Niemand davon Wind habe, und

mir der Spektakel nicht zu schnell auf den Hals kommt. Ich nenne das Buch: „Vermischte Schriften von Heinrich Heine, zwei Theile.“

Der erste Theil enthält:

- 1) „Geständnisse;“ etwa acht bis zehn Bogen betragend, eine Schrift, die Ihnen sehr zusagen wird, weil sie gleichsam den Vorläufer zu meinen „Memoiren“ bildet, die freilich in einem populäreren und noch viel pittoreskeren Stil geschrieben werden —
- 2) „Gedichte;“ ein ganz neuer Ton, und zu dem Eigenthümlichsten gehörend, das ich gegeben; etwa sechs Druckbogen —
- 3) „Die Götter im Exil;“ zusammengezogen, so daß sie nebst einem Anhang, welcher „Die Göttin Diana“ betitelt ist, höchstens sechs Bogen betragen —
- 4) Etwa zwei Druckbogen über die jüngste politische Umwälzung und das Empire, welche ich am Ende des zweiten Bandes geben wollte, der mir aber dadurch zu dick würde.

Der zweite Band der „Vermischten Schriften“ enthält in bunter Reihe die besten Aufsätze, die ich in der „Allgemeinen Zeitung“ während der kurzen Zeit des Thiers'schen Ministeriums und zu Anfang des Ministeriums Guizot's geliefert, so daß ich hier die Blüthenperiode des parlamentarischen Regimes,

also ein Ganzes, gebe. Die Berichte über schöne Künste, Theater, Salons, musikalische Saisons, Tanzböden, Volksleben, untermischt mit vielen Porträts, das Alles, gottlob reichlich mit Witz gepfeffert, raubt der Politik ihre Monotonie, und manche neuere That oder ungedruckt Gebliebenes wird Sie sehr ergötzen. Ich tituliere das Ganze: „Briefe und Berichte aus der Glanzperiode des parlamentarischen Regiments.“ Das Buch wird hoffentlich eine Chrestomathie der Prosa, und der Bildung des Stils für populare Themata sehr förderlich sein. Das ist mein Verdienst, aber Sie werden den Gewinn haben.

Sie zahlen mir für dieses Werk ein für alle Mal, und für das Recht, so viele Auflagen zu machen, als Sie wollen, dasselbe Honorar wie für den „Romancero“. Meine Ambition, das dumme Thier, wird solcherweise zufrieden gestellt, indem ich mir einbilde, ich könnte immer von Ihnen bekommen, was ich verlange, und es geht mir hier wie meinem Universitätsfreund Adolf, welcher vier Thaler nöthig hatte und dem Herrn Abraham dafür zwei Westen verkaufen wollte; Herr Abraham ward aber mit ihm einig, daß er ihm für diese Summe zwei Röcke, worunter ein ganz neuer, überließ, gegen mich aber prahlte der Bengel, daß er sich in Geldsachen, wenn er einmal Etwas verlangt habe, keinen Groschen

abziehen lasse, und richtig bekomme, was er begehrt habe. Ich hatte Anfangs Lust, wie ich Herrn Trittau sagte, meine „Shakspeare'schen Frauen“ in die „Vermischten Schriften“ aufzunehmen, aber ich besann mich anders. Herr Trittau sagte mir, daß diese „Shakspeare'schen Frauen“ ja später der Gesamtausgabe zufielen, wie Sie ihm bemerkt. Das hat ganz seine Richtigkeit, und ich bin verpflichtet, diese Arbeit der Gesamtausgabe einzuverleiben, da sie unter meinem Namen erschienen. Aber das Buch ist seitdem ganz vergriffen, es kann nicht mehr wieder neu aufgelegt werden, weil die Stahlplatten der Bilder untergegangen, aber der Text, den ich dazu geschrieben, ist ganz mein Eigenthum, ich habe außerdem bei dem Debacle von Delloye eine kleine Summe eingebüßt, und es wäre mir wohl zu gönnen, daß ich noch vor der Erscheinung der Gesamtausgabe einigen Vortheil von meiner Arbeit ziehe. Doch Das steht jetzt im weiten Feld, da es mir jetzt an Zeit zu Umarbeitungen fehlt.

Sie haben keinen Begriff davon, welche Höllearbeit mir die Aufsätze aus der „Allgemeinen Zeitung“ bereits gemacht, und ich habe noch jetzt saure Mühe daran zu verwenden. Denn ich mache Alles, wie gesagt, gleich fertig. Es ist wahrhaft betrübend, daß diese zerstückelnden Arbeiten, wie auch der erste Band meines Buches war, mir zu einer Zeit auf

den Hals kamen, wo ich mit meiner Memoiren-
schreibung so hübsch im Zuge war. Herr Trittau
wird Ihnen gewiß die Mittheilung gemacht haben,
daß ich mich mit Heroismus einer ganz neuen Ab-
fassung meiner „Memoiren“ unterziehe, und ich
hoffe, daß Dieses die Krone meiner Schriften sein
wird. Aber Heroismus war es, statt zu flicken,
gleich wieder Neues zu weben, und ich hoffe, wenn
ich ohne Störung bleibe, schon in diesem Jahre eine
große Portion fertig zu machen und unverzüglich zu
publicieren. Da ich jetzt weiß, was ich nicht sagen
darf, so schreibe ich mit großer Sicherheit, und Nichts
hindert mich mehr, das Geschriebene schon bei Leb-
zeiten vom Stapel laufen zu lassen.

Ich breche hier ab, da mein Kopf heute wüßt
vom vielen Arbeiten ist, und ich mich auch hunde-
schlecht befinde. Was ich Ihnen noch zu sagen habe,
schreibe ich Ihnen, sobald ich das Kistchen mit dem
Manuskripte abgeschickt; Das soll dieser Tage ge-
schehen, und Sie können dasselbe schon in nächster
Woche erhalten. Ich packe hinzu das Manuskript
über Grabbe*), so wie auch einige Bücher aus der
Lesebibliothek von Sowien, die ich Sie bitte, Dem-
selben im Namen meiner Schwester zurückzustellen.

*) Campe hatte das Manuskript von Ziegler's Leben
Grabbe's zur Beurtheilung an Heine gesandt.

Meine Schwester hat mir längst gesteckt, daß nach der Unterredung, die sie mit Ihnen gehabt, sie gemerkt habe, wie sich bereits in Ihrem Gemüthe eine Reaktion zu meinen Gunsten gebildet, und wie ich einer größern freundschaftlichen Theilnahme bei Ihnen jetzt sicher sei; Sie haben ihr gesagt, daß ein mündliches Gespräch zwischen uns von einigen Minuten hinreichend gewesen wäre, jede Differenz auszugleichen. Da haben Sie wahrlich Recht, und wir haben uns nur vor Mißverständnissen zu hüten, die in Lappalien ihren Grund haben, und nicht aus persönlicher Dissidenz hervorgehen.

Und nun leben Sie wohl, und bleiben Sie freundschaftlich zugethan

Ihrem ergebenen

Heinrich Heine.

329. An Julius Campe.

Paris, den 10. März 1854.

Liebster Campe!

Ich habe gestern, um nicht mehr von Bedenken allerlei Art angefochten zu werden, den Entschluß gefasst, Ihnen mein Manuscript zuzuschicken, ohne erst die Gedichte, die einer Durchsicht bedurften,

wieder durchzugehen, was einige Tage erfordert hätte. Auch der Anfang der „Götter im Exil“, den ich umzuarbeiten habe, fehlt, und ich schicke Ihnen denselben dieser Tage in einem Briefe. Sie werden gleich einsehen, welch ein wichtiges Stück die „Geständnisse“ sind, und auf den Werth meiner Gedichte verstehen Sie sich eben so gut wie der Juwelier Delby auf Pretiosen. Doch des Geschäftlaufs wegen kann ich Ihnen nicht die Notifikation erlassen: „Im Fall Ew. Wohlgeboren mit meiner Arbeit nicht zufrieden wären, und die Offerte zu den in meinem letzten Briefe erwähnten Bedingungen nicht annehmen wollten, Dieselben mir unverzüglich davon Anzeige machen wollen, wo ich dann Ew. Wohlgeboren melden würde, an wen das Manuscript in loco oder anderswo zuzusenden wäre.“ Ich kann bei dieser Notifikation, liebster Campe, nicht ohne Lachen daran denken, daß sie dem Dekret des Hamburger Senates gleicht, welches den Bürgern notificiert, daß sie ihren Dienstboten nicht zweimal die Woche Lachs zu essen geben dürften. Ich habe aber einmal die Form beobachten wollen, obschon ich wohl weiß, daß mein Manuscript aus Ihren Händen nur in die des Druckers übergeht.

Das Manuscript über Grabbe, das ich Ihnen zurückgesandt, ist höchst merkwürdig für die Literaturgeschichte, und würde auch außerdem viel Aufsehn

erregen. Aber es sind doch für den Verleger, wenn er mit seinem Gewissen sich abfinden will, sehr hässliche Dinge darin, über die ich mich ein andermal äußern will. Gedruckt muß das Manuscript werden so wie es ist, sonst geht sein Werth verloren; doch ist die Frage, ob Solches noch bei Lebzeiten der Frau geschehen kann.

Ich befinde mich noch immer hundeschlecht. Hoffentlich geht es Ihnen und den Ihrigen wohl, und ich bitte, mich gelegentlich der Frau Campe artigst zu empfehlen.

Mit freundschaftlicher Ergebenheit
Heinrich Heine.

330. An Julius Campe.

Paris, den 19. März 1854.

Liebster Campe!

Der Mangel an Nachricht über den Empfang meiner Kiste setzt mich in Unruhe, in der Sie mich nicht lassen dürfen. Da mir in keinem Fall das Manuscript wieder hierher kömmt, so schicke ich zur Vervollständigung desselben Ihnen anbei:

- 1) Den Anfang der „Götter im Exil“, welchen ich Sie bitte dem Manuscript derselben beizufügen als Anfang;

2) schicke ich Ihnen ein kleines Opus*), worüber Ihnen die neu hinzugeschriebene Nachbemerkung hinlängliche Auskunft giebt; legen Sie dasselbe zwischen dem Diana-Stück und dem Waterloo-Fragment.

Zum Glück fand ich mein altes Brouillon, worin ich den besten Theil jenes Opus fand, den die „Allgemeine Zeitung“ nicht gedruckt hatte, und den ich hier interkalirte. Wenn Sie diese Denkrede lesen, so lassen Sie sich vorher von Ihrer Frau ein Rissen geben und lesen Sie das Werk knieend, denn Sie werden nicht alle Tage Gelegenheit finden, einen so guten Stil anzubeten. Ich überzeugte mich mit Freuden, daß fast der ganze zweite Theil anbetungswürdig ist in stilistischer Beziehung.

Leben Sie wohl und bleiben Sie freundschaftlich gewogen Ihrem

Heinrich Heine.

*) Die Denkrede auf Ludwig Marcus.

331. An Julius Campe.

Paris, den 23. März 1854.

Mein Herr Freund und Verleger!

Die Pakete, die man auf die königlichen Messagerien giebt, sind immer richtig angekommen, und so viel ich weiß, ist es meines Freundes Julius Campe Gewohnheit nicht, krank zu sein, folglich muß mein Manuskript, das ich vor vierzehn Tagen von hier abschickte, längst in Ihren Händen sein, und die Verzögerung der Anzeige des Empfangs und einer freudigen Übereinstimmung mit meinen Wünschen darf ich daher den betrüblichsten Ursachen zuschreiben. Sie wissen, daß ich in meiner Krankheit durch eine Verzögerung dieser Art aufs grausamste agitiert werden konnte, und Sie warten dennoch mit Antwortschreiben, um Gott weiß welche niedrige Vortheile zu erzielen, während ich doch, in der vollen Aufwallung meiner Freude über die mir zuversicherte Wiederkehr Ihrer Freundschaft, jedes kleinliche Bedenken zurückweisend, Ihnen mit dem freundschaftlichsten Vertrauen mein Manuskript zuschickte. Ich traute Ihnen vorzüglich die Einsicht zu, wie groß das Opfer ist, das ich bei diesem Buche bringe, für welches ich unter andern Umständen wenigstens ein um die Hälfte erhöhtes Honorar

verlangt hätte, und hielt Sie für zu gescheit, um nicht das alte Sprichwort zu kennen: „Während sich der Fuchs besinnt, besinnt sich auch der Esel“.

Ich fordere Sie daher jetzt mit den bestimmtesten Worten als Ehrenmann auf, mir, im Fall Ihnen meine Verlagsofferte mit jeden ihren Bedingungen nicht zusagt, unverzüglich mein Manuskript hierher pr. Schnellpost zurückzusenden. Es ist unverantwortlich, wie Sie mir die Freude an meinen Arbeiten verderben, während ich doch beständig darauf denke, Ihre Interessen zu fördern. Ich will nicht hoffen, daß Sie, bloß um eine einzige Suppe zu kochen, die Henne schlachten, welche goldne Eier legt; Sie tödten mich wahrhaftig durch solches nervegelnde Verfahren, und Das ist wahrhaftig kein Akt der Klugheit.

Ihr

H. Heine.

† 332. An den Fürsten Hermann Pückler.

Paris, den 1. April 1854.

Em. Durchlaucht
haben mir einen Besuch versprochen, und jetzt sehe ich mit einer empfindsamen Ungeduld, wie sie bei den Kranken gewöhnlich ist, der Erfüllung jenes Versprechens entgegen. Um ganz sicher zu sein, daß

Sie recht bald, und wenn es Ihnen möglich ist, bereits morgen, Sonntag, zu mir kommen, beeile ich mich Ihnen zu sagen, daß Sie mir durch Ihren Besuch nicht bloß eine Freude bereiten, sondern auch einen Dienst erweisen. Ich habe nämlich die Absicht, Sie wegen einer sehr wichtigen Sache zu konsultieren; und wenn mir auch da Ihr Rath nicht viel hätte, so wäre die Besprechung mit einem Manne von so viel Geist und Gemüth für mich wenigstens eine große Herzenserleichterung in einem Augenblick, wo ich keinen vernünftigen Menschen sehe, welcher der transrhenanischen Zustände nur halbwegs kundig wäre. Ehrlich gesagt, ich darf auch denjenigen Landsleuten, die sich am eifrigsten hier um mich zu bekümmern scheinen, kein sonderliches Zutrauen schenken. Sie finden mich zu jeder Tagesstunde bereit, Sie zu empfangen. Ich bitte Sie, Niemanden zu sagen, daß ich Sie noch durch einen besonderen Beweggrund antreibe, Ihren freundlichen Besuch nicht länger aufzuschieben. Ich setze voraus, daß Sie von Ihrer Unpäßlichkeit wieder befreit sind.

Mit der Bewunderung, die ich immer Ihrem Genius zollte, und mit den Gefühlen der Dankbarkeit, welche ich Ihnen schulde für die große Theilnahme, die Sie mir erwiesen, verharre ich

Erw. Durchlaucht getreusam ergebenster
Heinrich Heine.

† 333. An den Fürsten Hermann Pückler.

Paris, den 3. April 1854.

Ew. Durchlaucht

erhalten anbei die Bevollmächtigung für Campe. Ich glaube, daß es rathsam wäre, daß die Dame, welche das Manuscript abfordert, nicht sagt, von Ihnen ersucht worden zu sein, das Manuscript hierher nach Paris zu schicken. Es ist besser, ihn in der Meinung zu lassen, es bliebe gleich in Deutschland und werde gleich an einen anderen Buchhändler befördert.

Sie haben mir wahrhaftig, großfühlender und tiefdenkender Fürst, einen Alp von der Brust gewälzt! Sie kommen wahrhaftig wie ein *Deus ex machina* mir zu Hilfe. Entschuldigen Sie, daß ich mit Bleistift schreibe — jede Zeile, die ich mit Tinte schreiben muß, kostet mir unsägliche Anstrengung. — Ich habe eine fatale schlaflose Nacht ausgestanden, und befinde mich sehr schlecht. Ich hoffe, daß Ihnen der gestrige große Weg nicht geschadet. Ihr Besuch hat mich unendlich erquickt. Es ist mir nur leid, daß ich Ihnen unerquickliche Aufträge aufladen muß, und Ihnen einige heitere Pariser Stunden dadurch raube.

Hoffentlich habe ich bald wieder die Ehre und die Freude Ihres Besuches. Unterdessen grüßt Sie mit wahlverwandter Hingabe und getreuer Geistesbrüderchaft

• Ew. Durchlaucht ergebener
Heinrich Heine.

† 334. An den Fürsten Hermann Pückler.

Paris, den 8. April 1854.

Ew. Durchlaucht

danke ich von ganzer Seele für die edle und lebenswürdige Theilnahme und Bemühung, die Sie mir widmen. Das Wort Abreise in Ihrem Billette schnitt mir durchs Herz, und es erschüttert mich der Gedanke, daß ich Sie so wenig hier sehen konnte und Sie doch gewiß in diesem Leben nicht wieder erblicke. Wenn es Ihnen nur irgend möglich, kommen Sie doch zweimal noch zu mir, statt einmal. — Von Campe habe ich noch immer keinen Brief. Ich glaube zwar nicht, daß er das Manuscript zurückgibt, aber im Fall er es doch thäte, wird es unversiegelt geschehen, da wir ihm von versiegelter Rückgabe Nichts gesagt. Für diesen Fall rechne ich ganz auf die Diskretion Ihrer Freundin. Haben

Sie doch die Güte, wenn Sie es noch nicht gethan, diese Dame zu bitten, daß sie mir das Manuscript unverzüglich per Eisenbahn hierher unter meiner Adresse: Henri Heine, rue d'Amsterdam 50, à Paris, zurückschicke, im Fall ihr Campe dasselbe zurückgegeben. Ich kenne nicht den Grad der freundschaftlichen Bezüge, in welchem Sie zu der erwähnten Dame stehen; aber wenn es Ihnen möglich ist, die erwähnte Dame zu vermögen, mir ebenfalls direkt wissen zu lassen, ob Campe ihr bei der Rückgabe des Manuscriptes eine Kommunikation in Betreff meiner gemacht, so wäre mir Das außerordentlich lieb. Da Sie nämlich, verehrter Herr Fürst, dem Herrn Campe notificiert, daß er Ihnen poste restante nach Koblenz schreiben könne, und ich also während Ihrer Abwesenheit auch nicht erfahre, was Ihnen die Frau Senatorin Jenisch geschrieben, so bliebe ich gar zu lange in der Unwissenheit über Das, was Campe eigentlich will, wenn ich nicht direkt von Hamburg aus durch Ihre Freundin Nachricht darüber erhalte. Der deutsche Dichter würde der verehrten Dame für solche Güte unendlich verbunden sein.

Indem ich hoffe, Sie recht bald, wo möglich schon morgen, bei mir zu sehen, verharre ich mit wahrhaftiger Verehrung und Treue

Sw. Durchlaucht ergebenster
Heinrich Heine.

† 335. An Julius Campe.

Paris, den 15. April 1854.

Liebster Campe!

Mein Sekretär ist unpäßlich und ich selbst bin so krank, daß ich nicht sehe, was ich schreibe. Ich werde Ihnen daher erst morgen oder übermorgen auf Ihren jüngsten Brief ordentlich antworten. Das Dringendste ist heute, daß ich mich des peinlichen Gefühls entlaste, welches mir Ihr Brief verursacht, und Ihnen wissen lasse, wie tief es mich schmerzt, wenn ich Sie mit Unrecht gekränkt hätte. Bei Ihrem unbegreiflichen Stillschweigen konnte ich allen möglichen Qualgedanken Spielraum geben, aber ich hatte kein Recht, die geringste beleidigende Beschuldigung auszusprechen, ehe ich wußte, was passiert sei. Vergessen Sie aber nicht, daß ich Poet bin und ich nicht denken konnte, daß man nicht Alles stehen und liegen lasse, um nur gleich meine Gedichte zu lesen — in solchem Gefühl der Eitelkeit würde Wolfgang Goethe einem Ludwig Wihl nicht nachstehen. Aber bei solcher Voraussetzung, daß Sie meine Gedichte gleich gelesen, mußte der Poet das Stillschweigen für Mißbilligung seiner Poemata halten und untwirsch und toll werden. Dazu bin

ich sehr krank, die Ungeduld steigert meine Krämpfe, und es drängt die Zeit, wo ich meine schlechten Finanzen regulieren muß. Unter solchen Umständen durften Sie keinen schäferlichen Liebesbrief erwarten, als ich drei Wochen ohne Nachricht war über das Schicksal meines Manuscriptes, das auch, außer den Gedichten, eine höchst wichtige Lebensurkunde, die in der Welt viel Aufsehen machen wird, meine religiösen „Geständnisse“, enthält. — Todkrank vor Kummer und Sorge entschloß ich mich mit blutendem Herzen, einem sicheren Freunde, dem Fürsten Bückler, alle meine literarischen Geschäfte zu übertragen, und bis zum letzten Augenblick zögerte er, ehe ich ihm die Vollmacht zur Rücknahme meines Manuscriptes behändigte. Ich wollte mich um Nichts mehr bekümmern. . . Ich habe jetzt das Manuscript, welches ich, um es nöthigenfalls dem Fürsten mitgeben zu können, rasch förderte, fast ganz, bis auf Vorrede und Zwischenstücke, vor mir liegen, und es enthält circa 400 Seiten von der Handschrift meines Sekretärs — Tag und Nacht beschäftigte mich diese Hundearbeit des Umarbeitens, des Hinzuschmiedens von etwa 8 bis 10 Bogen, Alles um das Werk artistisch vollendet und mit den Zeitfragen im Einklang erscheinen zu lassen. „Pariser Briefe und Berichte aus der parlamentarischen Periode — vom 1. März 1840 bis Juni 1843“ — ist der Privat-

titel des zweiten Bandes, und Sie sehen schon, daß die Zeit kaum mehr als drei Jahre umfaßt und das Buch, trotz der gaukelnden Abwechslung der Themata, dennoch eine geschlossene Einheit hat — und ein Geschichtsbuch ist, das den heutigen Tag anspricht und in der Zukunft fortleben wird. In dieser Beziehung hat es für Sie weit mehr Werth, als der erste Band.

Raum, liebster Campe, sehe ich noch, was ich schreibe; aber es erleichtert mir das Herz, daß ich so nahe bin, ins alte Freundschaftsgeleise zu kommen. Der Himmel weiß, daß Ihnen meine besten Wünsche gelten und Ihr und Ihrer lieben Familie Glück mir am Herzen liegt. Zerwürfniß mit Ihnen wär' mir wahres Gift.

Apropos! da Sie vielleicht, den Inhalt dieses Briefes genehmigend, den ersten Band gleich in die Presse geben, so bemerke ich Ihnen, daß ich anstatt des herben Gedichtes über Herwegh ein spaßhaftes neues Gedicht auf ihn geschrieben, das ich Ihnen schicke; das erstere fällt aus. Auch soll das kleine Gedicht „Erlauschtes“, wodurch ich mir zwei Hamburger reiche Juden auffacke, ganz ausfallen und ersetzt werden. Und nun, leben Sie wohl, glauben Sie nie an absichtliche Verletzung von meiner Seite und sein Sie überzeugt, daß, wenn Sie mich jetzt

durch Nachgiebigkeit erfreuen, mein Dank Ihnen nicht ausbleiben wird.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

† 336. An den Fürsten Hermann Büdler.

Paris, den 15. April 1854.

Mon prince!

Ich setze voraus, daß diese Zeilen Sie weit eher noch in Paris, als in Koblenz, antreffen, und wenn Ersteres der Fall ist, gebe ich der Hoffnung Raum, Sie noch auf einige Augenblicke bei mir zu sehen. Erst gestern war ich im Stande, alles innere Mißbehagen besiegend, an Campe nach Hamburg zu schreiben; ich sagte ihm, daß ich in der That kein Recht hatte, sein Stillschweigen, ehe ich die Gründe desselben kannte, für eine Büberei zu halten, daß auch Dieses nicht der Fall gewesen, daß es mir leid sei, wenn er in meinen Worten eine Ehrenkränkung ergrübelt, daß ich noch wie immer sein Freund, aber durchaus nicht gesonnen sei, die Honorarkondition, wie er sie mir vorschlage, einzugehen, indem ich des Geldes bedürftig und durch die generöse Verwendung des Fürsten Büdler sicher sei, bei einem anderen Verleger meine gerechten Ansprüche erfüllt zu sehen. Ich machte ihm noch einige, für ihn sehr wichtige

Privatconcessionen, so daß ich von der verlangten Summe höchstens tausend Franks einbüßen würde, forderte ihn aber nun desto bestimmter auf, mir gleich seinen Bescheid zu ertheilen, da ich Ihnen so bald als möglich wissen lassen wollte, ob Sie Ihre Demarchen in meinem Interesse fortsetzen oder sistieren sollten. Sie sehen also, verehrter Fürst, ich lasse das Schwert des Damokles noch über Campe's Haupt hängen, und Dieses allein gewährt mir die Hoffnung, daß ich jetzt bald mit ihm ins Reine und mit einem blauen Auge davon komme. Sie haben daher die Güte, noch immer in derselben Position zu bleiben und keineswegs in irgend einer Weise in Hamburg merken zu lassen, daß Sie von einer nahen Ausgleichung unterrichtet seien. Er wird ja jetzt in keinem Fall das Manuscript herausgeben, und die Einrede gebrauchen, daß er mir eine acceptable Offerte gemacht und eine neue Unterhandlung mit mir begonnen sei. Entschuldigen Sie, daß ich Sie mit dieser öden Affaire so sehr belästige.

Ich habe eben einen deutschen Reisenden gesprochen, der mir Dinge erzählte, die keineswegs im Stande wären, meine Nerven zu kalmieren. Ich versichere Sie, das ehrliche Deutschland ist der fruchtbarste Boden für alle Vübereien, und dieser Gedanke verstimmt mich sehr. Die Halbcivilisation ist schlimmer, als russische Barbarei und französisches Raf-

finement der Unsittlichkeit. So viel herrliche Menschen leben dort, und doch passieren dort so viele schändliche Dinge! — Ach, lassen Sie sich doch vor Ihrer Abreise noch einige Momente in meiner Zelle sehen; da ich doch dieses Frühjahr keinen grünen Baum zu Gesicht bekomme, so gönnen Sie mir wenigstens den Anblick eines Menschen.

Wissen Sie, daß der Graf Schlabrendorf während dreißig Jahren alle Tage im Begriffe stand, den anderen Morgen Paris zu verlassen?

Indem ich Ihnen recht viel Erheiterung, und zwar die Gesundheit wenig anstrengende Erheiterung wünsche, verharre ich

Ev. Durchlaucht getreusamst ergebener
Henri Heine.

† 337. An Julius Campe.

Paris, den 21. April 1854.

Liebster Campe!

Gestern Abend spät erhielt ich Ihren Brief, den ich erst in diesem Augenblick lese und gleich eigenpfötig beantworte, da mein Sekretär erst morgen kommt und ich keinen Tag mehr mit Hin- und Herzerren mir verleidet sehen will. Ich glaubte das Außerordentlichste gethan zu haben, und jetzt, wo

mein Buch fertig, mit Seelenruhe die Frühlingskur, die ich so lang erwartete, anfangen und mich dem lustigen Memoirenschreiben, das für mich keine Arbeit, sondern eine Erquickung, ergeben zu können — und eben um nicht mit Campe zu brechen, um das Dilemma, worin ich stecke, zu lösen, muß ich mich einer neuen Geistesanstrengung just in dieser Zeit überliefern und Dinge publicieren, die eben nicht meinem Frieden mit den Menschen förderlich sein können. Ich habe nämlich Ihnen nichts Geringeres zu offerieren, als den Vortheil, Ihren Kunden drei Bände statt zwei Bände verkaufen zu können. Dadurch, so Viel verstehe ich vom Handel, gewinnen Sie einen dreifachen statt eines zweifachen Profit, Sie sind hier, selbst wenn keine neue Auflage während den 1000 Jahren meiner deutschen Unsterblichkeit gemacht würde, vor jedem Risiko sicher gestellt — und ich, der Freund und gehorsame Packesel, habe zwar kein Risiko, aber auch keinen Sou Vortheil davon zu ziehen, wenn auch, sei es auch spät, der größte Succesß des Buches einträte. Ich hatte längst diese Idee, aber die Arbeitscheu stieß sie zurück, und erst heut, wo ich mich bestimmt entschließen muß, Etwas zu thun, um meiner Lage ein Ende zu machen, bringe ich Ihnen diese Offerte, und da ich eben nicht lange mehr trödeln und feilschen kann und will, stelle ich es Ihrer eigenen Generosität,

Ihrer Ehrlichkeit, Ihrem Rechtsinn, jedenfalls Billigkeitsgefühl, anheim, selbst zu bestimmen, wie viel oder in welcher Weise Sie mich dafür remunerieren wollen, daß ich mich der Höllearbeit unterziehe, aus dem vorhandenen zweiten Theil der vermischten Schriften durch Interkalierung von neuen Berichten, sonstigen Zu- und Nachsetzungen, statt eines Bandes, zwei Bände zu machen, wovon jeder wenigstens 300 Seiten, ja wahrscheinlich ganze 20 Bogen enthalten würde.

Das ist, liebster Campe, meine Offerte, worauf ich mit umgehender Post Ihren Beschluß erwarte. — — Ich kann nicht weiter schreiben, ich kann nicht mehr sehen. Dieser Brief ist ein großes Opfer. Antworten Sie mir gleich — Sie sehen, Herkules steht am Scheideweg und muß wählen zwischen der Tugend und dem Laster, zwischen Campe und — ich sehe nicht mehr.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

† 338. An Julius Campe.

Paris, den 22. April 1854.

Liebster Campe!

In meinem vorgestrigen Schreiben vergaß ich Ihnen zu sagen, daß Sie mir gefälligst das Waterloo-

Fragment umgehend per Briefpost zurückschicken möchten; ich gab es ungern, da es, aus dem Zusammenhang gerissen, leicht mißverständlich werden kann von Böswilligen, und es stört die Harmonie des ersten Bandes, wo ich dieses Stück durch ein Duzend Gedichte ersetzen will, die ich Ihnen unverzüglich zuschicke, sobald ich Antwort von Ihnen erhalte und daraus erfahre, ob der Druck rasch stattfindet. Letzteres ist sehr nöthig, da besonders die zwei anderen Bände viel Aktualitäten haben werden. Ich hoffe in 4 Wochen die fehlende Masse fertig zu haben, wobei ich freilich genöthigt, manche halbfertige Arbeit, die ich später ausführen wollte, zu Ergänzungen zu benutzen, z. B. eine Personalbeschreibung von der George Sand, von den französischen Kourtsianen, von Rothschild und seinem Komptoir, von der deutschen Klatschboutique in Paris — freimüthig, furchtlos. Es treibt mich, fertig zu werden, und daß ich dann auch Etwas für den franken, sehr leidenden Leib thun kann.

Ihr Freund

H. Heine.

339. An Julius Campe.

Paris, den 2. Mai 1854.

Liebster Campe!

Ich will Ihnen heute nur den Empfang Ihres Briefes vom 27. April anzeigen, bin aber zu krank, ihn gehörig zu beantworten. Ich befinde mich seit zwei Tagen herzlich schlecht, was mir bei meinen großen Arbeiten sehr fatal ist. Gottlob, daß ich jetzt mit Ihnen ins Reine gekommen, und wenigstens von dieser Seite keine Störung mehr habe. Bei meiner jetzigen Empfindsamkeit hat mich am meisten in Ihrem Briefe die Nachricht afficiert, daß Ihr Kleiner das Scharlachfieber hat. Ich begreife sehr, daß Ihnen dabei nicht rosig zu Muth, und ich bitte Sie sehr, nicht zu vergessen, mir die Besserung des Kleinen nur gleich zu melden. Ihr Befragen, die verlangte Schlußnote betreffend, über den nähern Inhalt des zweiten und dritten Bandes der „Vermischten Schriften“ kann ich heute nicht umständlich beantworten. So viel bemerke ich Ihnen als Hauptsache, daß ich, Ihr merkantilisches Interesse im Auge behaltend, nichts Heterogenes in diese zwei Bände mische, sondern daß sie beide ein für sich bestehendes Ganzes bilden, welches Sie auch

unter einem Einzeltitel verkaufen können. Als solchen Einzeltitel schlage ich Ihnen vor:

Pariser Berichte
aus der parlamentarischen Periode.
(1840 bis 1843.)

oder auch:

Pariser Berichte
über Politik, Kunst und Volksleben.
(1840 bis 1843.)

oder auch ganz einfach:

Pariser Berichte
aus den Jahren 1840 bis 1843.

Ihrem in solchen Dingen erprobten Ingenio überlasse ich nun die Wahl des Titels jener zwei Bände, worin ich, eine künstlerische Einheit bezweckend, mir die heillose Mühe gebe, aus alten, ungedruckten Brouillons so Viel anzufertigen, daß ich die Bogenzahl herausbekomme. — Aber sagen Sie mir: ist das gesetzliche Erfordernis präcise 21 Bogen, oder ist es hinreichend, daß ich einige Seiten über 20 Bogen gebe? Vergessen Sie nicht, mir Das zu sagen.

Ich glaube, daß es für Sie sehr vortheilhaft ist, daß der zweite und dritte Theil der „Vermischten Schriften“ auch als Einzelbuch von Ihnen verkauft werden können. Der Himmel weiß, ob es

mir vergönnt sein wird, einen vierten Theil auf die Beine zu bringen. Ich befinde mich hundeschlecht, und auf die Beflagnisse in Ihrem Briefe will ich wahrlich jetzt Nichts antworten. Der Teufel plagt Sie wieder, von meinem Bruder und seiner Kravatte*) zu reden, nachdem ich Ihnen zu seiner Zeit doch bestimmt gesagt, wie sehr ich seine Äußerungen mißbilligte. Auch in Bezug auf meine Klagen über Sie sind Sie im Irrthum; sie betreffen nicht so sehr Geldinteressen, als Ambitions- und Gefühls-Interessen. Ich will nicht behandelt sein als ein Rekrut. Als Sie hier bei mir waren, und ich Ihnen offerierte, meinen „Romancero“ erst zu lesen, ehe Sie ihn mir abkauften, sagten Sie zu mir: „Sie können nichts Schlechtes schreiben, und Sie brauchen mir nur ein Buch und Ihren Namen dabei zu geben.“ So, liebster Campe, stand auch das Verhältnis zwischen Cotta und Goethe, obgleich der Letztere manches Schwache gab. Er ließ sich nie ein auf Buchhändler-Kritik. Was habe ich nun Schlechtes seitdem geliefert, weshalb Sie sich berechtigt glauben, eine andre Sprache zu führen? Trauen Sie nur meiner geistigen Solvabilität, wie ich Ihrer merkantilischen Solvabilität vertraue. Nachdem Sie

*) Vgl. die Anmerkung zu dem Briefe vom 12. September 1852 auf S. 308 ff. dieses Bandes.

fast ein Jahr boudiert, boten Sie die Hand zum Frieden, und verlangten, daß ich gleich Manuscript schicke. Herr Trittau, welcher zugleich kam, drang so sehr in mich, Ihnen nur gleich Etwas zu schicken, weil Das eben bei Ihnen eine moralische Wirkung des befriedigten Selbstgefühls ausübe, und ich, dessen Gutmüthigkeit immer gleich, wie ein Mops, auf die Hinterbeine sich stellt, eilte, Ihnen über Hals und Kopf ein Manuscript zu schicken, unter Bedingungen, von denen ich mir nicht träumen ließ, daß sie Ihnen nicht willkommen wären — und daraus erblühte mir so viel Ärger und Verletzung des Selbstgefühls, wie Sie sich es nie träumen lassen. Wenn ich mich über Sie bei Andern beklagte, liebster Campe, so habe ich wahrlich nie Ihre Redlichkeit in Frage gestellt, sondern bloß geäußert, daß Sie mir durch Ihr Mergeln das Herausgeben von Büchern verleiden. Denken Sie daher nur an die Förderung meiner Ruhe, und halten Sie nicht Das für Mißtrauen, was nur die Ängstlichkeit eines Kranken ist. Deßhalb schicken Sie mir auch nur gleich die verlangte Schlußnote, denn, wie ich sehe, habe ich Ihnen, ohne es zu wollen, das Nöthige gemeldet.

Nächste Woche schreibe ich Ihnen wohl mehr und proponiere Ihnen aufs uneigennützigste, was für Sie von merkantilischem Interesse ist. Bis dahin

leben Sie wohl, und bleiben Sie freundschaftlich
zugethan

Ihrem treu ergebenen

Heinrich Heine.

340. An Alfred Meißner.

Den 4. Mai 1854.

Lieber Meißner!

Ich habe mit Freuden aus Ihrem Briefe ersehen, daß Sie nicht nur mich und die anderen Pariser Freunde in heiterem Andenken bewahren, sondern auch den Vorsatz, recht bald in die korrupte Welt an den Ufern der Seine wieder zurückzukehren, nicht im Mindesten verlassen haben . . . Mit mir geht es täglich schlechter; meine Sehkraft nimmt von Woche zu Woche ab, und ich sehe die Zeit voraus, wo auch mein Geist, der auf Momente noch stark war und heiter, den körperlichen Schmerzen erliegen wird . . . Im Personal unserer Bekannten werden Sie, wenn Sie kommen, Wenig verändert finden. Von *** wäre eine artige Geschichte zu erzählen; da ich aber sehr krank bin, begnüge ich mich, sie in ihren Kontouren anzudeuten. Unser Freund trat vor einigen Monaten in eine jener Anstalten ein, die, so sehr mit Unrecht, den Namen Cabinets inodores führen. Dort, wo sonst

die Menschen eine harmlose Erleichterung suchen, traf ihn der Pfeil des kleinen Cupido's, und er verliebte sich in die junge Dame, die dort am Kassierertisch die Sousstücke einnimmt. Um sich der Theueren zu nähern, simulierte er eine chronische Diarrhöe, bis es ihm durch die Assiduität seiner Besuche gelang, ihr Herz zu gewinnen. Er soll, wie mir verlässliche Berichterstatter melden, jetzt stundenlang im Zauberkreise der Geliebten weilen, und aus dem Verhältnisse, das allmählich entstanden, entkeimen ihm duftige Blüthen der Poesie. Wie ich höre, wird er sie demnächst unter dem Titel „Violon und Kaktus“ dem Publikum übergeben. — Und nun, leben Sie wohl! Möchten Sie, wenn Sie kommen, noch unter den Lebenden antreffen.

Ihren treuen

Heinrich Heine.

341. An Michael Schloß in Köln.

Paris, den 4. Mai 1854.

Werthester Herr Schloß!

Das Packet mit den Büchern nebst Ihrer freundlichen Zuschrift habe ich richtig erhalten.*) — Doch

*) Der Musikalienhändler M. Schloß in Köln, welcher den kranken Dichter durch häufige Bücherfundungen erfreute,

bevor ich Ihnen hierfür danke und auf Ihren Brief antworte, muß ich Sie inständig bitten, mich bei Madame Schloß, meiner lebenswürdigen Freundin, zu entschuldigen, daß ich ihr noch nicht direkt gemeldet, wie sehr sie mich durch ihren gemüthreichen Brief erfreut und erquickt hat. Es ist ganz der wahrhaftige Abdruck ihrer schönen Seele, ihrer edlen Natur, und der Anhauch derselben bot mir einigen Ersatz für die Bäume und Blumen, deren Anblick ich entbehren muß, ein Entbehrnis, das wirklich so

verheirathete sich Anfangs April 1854 mit einer in Paris lebenden Norwegerin, Fräulein Ingier, die auch mit Heine bekannt geworden war. Als Herr Schloß kurz nach seiner Vermählung den Dichter besuchte, brach Dieser in die herbsten Klagen über die Undankbarkeit Meyerbeer's aus, dem er früher sehr nützlich gewesen sei, und der ihn nun vollständig ignoriere. Da Herr Schloß mit Meyerbeer bekannt war, lag es nahe, daß er zu einer Aussöhnung Beider die vermittelnde Hand bot. Heine war einverstanden, jedoch nur unter der Bedingung, daß Meyerbeer den ersten entgegenkommenden Schritt thue, indem er die General-Intendanz in Berlin bewege, ihm (Heine) als dem eigentlichen Autor des Ballettes „Satanella“ eine Tantième zukommen zu lassen; denn Heine war der festen Ansicht, daß Taglioni die „Satanella“ aus seinem „Dr. Faust“ geschöpft habe. Meyerbeer stellte zwar diese Thatsache nicht in Abrede, wollte sich aber in die Angelegenheit persönlich nicht einmischen, und empfahl die Beschreitung des Rechtsweges. Die gehoffte Versöhnung fand unter diesen Umständen nicht statt.

schmerzlich ist, wie das weibliche Mitgefühl es so richtig ahnte. Ich kann ihr nicht genug für diese Theilnahme danken, und wünsche ihr viel Heil und Heiterkeit in ihrer neuen Heimat. Ich bitte, sie freundlichst in meinem Namen zu umarmen, und ich denke, daß Ihnen diese Kommission nicht schwer fallen wird.

Ich habe mit Vergnügen, liebster Herr Schloß, aus Ihrem Briefe ersehen, wie auch Meyerbeer sich dahin geäußert hat, daß das Berliner Ballett aus meiner Mephistophela hervorgegangen und ich die gerechtesten Ansprüche auf Droits d'auteur geltend machen könne. Ich bin aber in diesem Augenblick so krank und so sehr beschäftigt, daß ich mich um diese Sache nicht eifrig bemühen kann; ich will abwarten, ob Meyerbeer Herz genug hat, aus freien Stücken in dieser Sache meine Interessen zu betreiben, und in seiner Eigenschaft eines General-Intendanten aller königlichen Musik die an mir verübte Usurpation gehörig zurechtzuweisen. Er hat alle Befugnisse dazu in seiner Machtvollkommenheit, und sein Einfluß ist so groß, daß er nur zu befehlen hat, und das Unrecht wird redressiert; ich darf ihn daher wohl in dieser Sache als selbstverantwortlich mir gegenüber betrachten, selbst wenn ich ihm nicht direkt schreibe, wie Sie mir insinuiieren. Seine Beflagnis, daß ich ihn in der Presse angreife,

muß auf Irrthum beruhen, oder auf falschen Angebereien; seit dem Mai 1847 habe ich niemals mit einem Worte seiner öffentlich erwähnt. Ein Scherzgedicht über ihn aus meiner Feder*) ist ohne meine Erlaubnis, durch Mißbrauch von Zutrauen, verstümmelt genug gedruckt worden. Ihren Wunsch, die beabsichtigten Publikationen über Meyerbeer zu unterdrücken, werde ich so viel als möglich erfüllen. Drei Bände publiciere ich bei Campe; im ersten ist ein sehr unbedeutender Angriff, und ich würde ihn ausmerzen, wenn er noch in meinen Händen wäre, und wenn er überhaupt Etwas mehr als Scherz bedeutete; die zwei anderen Bände aber, die ich an Campe erst in vier Wochen zu schicken brauche, sind noch in meinen Händen, und da, was ich darin über Meyerbeer schrieb, ziemlich voluminös ist, so kann ich es vor der Hand leicht herausnehmen, und ich habe nur die Mühe, es durch eine andere Arbeit zu ersetzen; es ist kein großes Opfer, da die Konjunktur nicht günstig, und es jedenfalls eine bessere Wirkung thäte, wenn Dergleichen bei einer prägnanten Gelegenheit erschiene. Es ist das höchste Bedürfnis für mich, jedenfalls meine Meyerbeeriana der Welt nicht vorzuenthalten, und nicht wie ein

*) Dasselbe findet sich in Band XVIII, S. 130 ff., der sämtlichen Werke.

Hund mit einem Maulkorb zu krepieren. Ich gestehe Ihnen, dieses Mißgefühl kann ich nicht überwältigen, und Sterbende haben keine Furcht vor den Mitteln, die dem großen General-Intendanten der Musik zu Gebot stehen.

Leben Sie wohl, und bleiben Sie freundschaftlich zugethan

Ihrem ergebenen

Heinrich Heine.

342. An den Fürsten Hermann Pückler.

Paris, den 9. Mai 1854.

Viel verehrtester Fürst!

Ich danke Ihnen herzlich für die zwei freundlichen Zuschriften, womit Sie mich aus Koblenz beehrten, und in Beantwortung derselben beeile ich mich, Ihnen wissen zu lassen, daß ich glaube, mit Campe aufs Keine zu sein, und Sie nicht mehr mit diesen fatalen Angelegenheiten weiter zu behelligen haben mag. Ich setze meine Worte mit Absicht ganz dubitativ, da bis jetzt Campe den von ihm verlangten Kontrakt mir noch nicht eingeschickt hat, und entre la coupe et les lèvres immer ein mißlicher Spielraum für die Dämonen des Zufalls sich

befindet. Da ich mit Campe nicht brechen wollte, und dennoch des verlangten Geldes nothwendig bedurfte, brachte ich dem lieben Hausfrieden das Opfer eines ganzen 20 Bogen großen Bandes, indem ich Campe jetzt, statt zwei Bänden, drei Bände vermischte Schriften liefere; die französischen Berichte werden jetzt ganze zwei Bände ausmachen, was mir nicht wenig Plage und quälende Schreibereien kostet. Es wird dem großen Kind, welches Fürst Bückler heißt, manchmal im Leben nicht besser ergangen sein, daß er Drei eine grade Zahl sein ließ, um nur ruhig im Sonnenschein sein harmloses Spiel fortreiben zu können.

Lassen Sie doch dann und wann einige Zeilen zu mir hinflattern, damit ich in meiner Einsamkeit immer weiß, wo Sie herumfahren und galoppieren, während ich auf meiner Matratze festgenagelt liege. Ich verharre

 Ew. Durchlaucht
treu ergebenster und wahlverwandter
 Heinrich Heine.

343. An Julius Campe.

Paris, den 20. Mai 1854.

Liebster Campe!

Bis am Halse stecke ich in meinen neuen Büchern, und kann heute Ihnen erst den Empfang Ihres Briefes anzeigen. Ich danke Ihnen für die Freundlichkeit der bewilligten 2000 Mark im Fall einer neuen Auflage*). — Ich habe genug Manuscript; ohne daß ich zu Aufschriften meine Zuflucht zu nehmen brauche, und daß es nöthig ist, Etwas zu rechen, kommen vielleicht fünf bis sechs Bogen mehr heraus, als ich dachte, aber um das Ganze künstlerisch zu runden, habe ich eben über drei Bogen noch hinzu zu schreiben. Dies geschieht auch, um im Stande zu sein, dem Buche einen Sondertitel zu geben, der Ihnen gefallen wird, und den mein Buch durch seinen Inhalt justificieren muß. An dem Gesamttitel „Vermischte Schriften“ kann ich wohl Nichts ändern, aber dem zweiten und dritten Band gebe ich den abgesonderten Titel:

„Lutetia.“

Ich weiß nicht, ob nöthig sein wird, hinzuzuschreiben:

*) Vgl. die Anm. auf S. 396 dieses Bandes.

„Tagesberichte (oder Berichte)
über Politik, Kunst und Volksleben.“

Das überlasse ich ganz Ihren Bedürfnissen. Halten Sie aber diesen Titel geheim, damit ihn mir Niemand wegschnappt, mir wegkapert, denn er scheint mir ein guter Fund, wie der Titel „Romancero“ es war. Klingt schön und läßt Viel erwarten. Für den Gesamttitel: „Vermischte Schriften“ wüßte ich aber keinen bessern, und er kann uns von Nutzen sein, im Fall ein bedeutender Erfolg mich bewegt, einen vierten Band auf die Beine zu bringen.

Mit Vergnügen habe ich aus Ihrem Brief die Besserung Ihres Knaben ersehnt. — Ich kann Niemanden schreiben vor zu großer Beschäftigung, und meine Angehörigen klagen. In diesem Augenblick ist August Lewald hier, den ich bereits längst hier erwartete, und dessen freundschaftlicher Besuch mir viel Vergnügen machte. Er ist einer der Menschen, mit denen ich am leichtesten verkehrte, und der sich durch seinen praktischen Sinn bei mir sehr beliebt gemacht hat. Gathy habe ich gesehen, aber nur auf wenige Augenblicke. — In Eile grüßt Ihr freundschaftlichst ergebener und sich so schlecht als möglich befindender

Heinrich Heine.

344. An Julius Campe.

Paris, den 30. Mai 1854.

Liebster Campe!

Diesen Morgen erhielt ich durch Herrn Klind-
sief ein unversiegeltes Packet, welches Schiff's „Luft-
schlöffer“ und das Manuscript meines Fragments
„Waterloo“ enthielt.

Mit dem Manuscript des ersten Theils der
„Vermischten Schriften“ wären wir nun im Reinen.
Was den Druck betrifft, so bemerke ich Ihnen, daß
jetzt bei hinlänglichem Manuscripte der Druck etwas
wohlhabender ausfallen darf, als in den „Reise-
bildern“, nämlich daß der Setzer nicht nöthig hat
zu recken, was schlecht aussieht. Ich kann den Bier-
schaum nicht vertragen, und will dem Leser ehrlich
klaren Breihahn einschenken.

Vorgestern drängte sich Jemand bis in meine
Stube, indem er sich unter dem Namen Campe aus
Hamburg ankündigen ließ. Er sagte, einen Auftrag
von Ihnen zu haben. Als ich ihm einen Brief von
Ihnen abverlangte, stotterte er, er habe einen ge-
habt, aber verloren, worauf ich ihn aufforderte, er
möge ihn suchen und nicht früher wieder meine
Thürschwelle betreten. Verdutzt trollte er sich fort.

Von Schiff's Buch habe ich noch keine Zeile lesen können. Ich werde es mit größtem Interesse mir vorlesen lassen. Unterdessen grüßen Sie ihn mir dankbarlichst. Der närrische Kauz amüsiert mich sehr. Sein „Schief Levinche“ war vortrefflich.

Ihr freundschaftlichst treu ergebener
Heinrich Heine.

345. An Michael Schloß.

Paris, den 10. Juni 1854.

Werthester Herr Schloß!

Ich habe das Vergnügen, Ihnen heute Ihre letzte Büchersendung mit Dank zurückzuschicken. Sie hatten es sehr glücklich getroffen, und fast alle diese Bücher gewährten mir eine große Unterhaltung.

Ich danke Ihnen auch für die zugeschickte satirische Schrift. Die Broschüre von Liszt über Chopin habe ich richtig durch Brandus erhalten, aber noch nicht gelesen; an wen muß ich sie zurückschicken? In Bezug auf Wagner haben Sie mich mißverstanden; ich habe nämlich keinen Aufsatz über Denselben geschrieben, sondern ein Gedicht,*) welches in einem

*) „Jung-Katerverein für Poesie-Musik,“ — Sämmtliche Werke, Band XVIII, S. 290 ff.

Cyklus enthalten, den der erste Band meiner „Vermischten Schriften“ bringen wird. Von letzteren, die bei Campe herauskommen, hat Derselbe noch nicht den Druck angefangen, und erst wenn ich meine Aushängebogen erhalte, könnte ich jenes Gedicht communicieren.

Grüßen Sie mir freundschaftlich die liebe Prinzessin Ingier aus Norwegen, die hübsche Fee, die dormalen in Köln als Dero Frau Gattin und Hausfrau sich etabliert hat. Ich denke oft an ihre Feen-Erscheinung in Paris, und ihr freundliches Wohlwollen bleibt mir unvergeßlich.

Ist etwa etwas Neues von Boz=Dickens erschienen? Hat der Otto Müller noch andere Romane geschrieben? Die „braunen Märchen“ und den „Lessing“ von Sternberg kenne ich nicht, auch nicht „die deutschen Leinweber“, Roman von L. Storch. Ich bemerke Das für den Fall, wo Sie mir eine neue kleine Sendung machen würden.

Unterdessen empfangen Sie die freundschaftlichsten Grüße Ihres

treuherzig ergebenen

Heinrich Heine.

346. An Julius Campe.

Paris, den 26. Juni 1854.

Liebster Campe!

Aus Fürsorge, damit Sie nicht etwa von Ihrer Seite den Empfang des Gesamt-Manuskripts abwarten, um den Anfang in Presse zu geben, beeile ich mich, Ihnen heute durch die Eisenbahn das Gesamt-Manuskript zuzuschicken; es fehlen nur: eine kleine Vorrede, ein Inhaltsverzeichnis, welches ich nach meinen Brouillons noch anfertigen will, so wie auch einige Blätter im zweiten Theile, wozu ich noch einige Notizen mir verschaffen muß; und diese drei Dinge werde ich Ihnen nächste Woche mit der Briefpost nachschicken. Schon der Anblick des Manuskripts wird Ihnen zeigen, daß ich mehr gebe, als ich versprochen, und ich darf sagen, daß ich seit sechs Wochen unablässig gearbeitet habe, um das Buch zu verschönern, und daß dasselbe mir mehr Mühe kostete, als jede andre Schrift, die ich je herausgab. Wenn Sie beide Theile in einem Zug durchlesen, werden Sie bemerken, welche falsche Idee Sie sich von dem Buche machten, als Ihnen die „Französischen Zustände“ vorschwebten. Nur inmitten des ersten Theiles kommen einige trockene Steppen vor, doch das Ganze liest sich wie ein Roman,

während es zugleich ein historisches Altstück ist, und mein prägnantester Stil sich darin kund giebt. Ich glaube, die Konjunktur ist gut, und wenn Sie das Buch gleich bringen, dürfte mir wohl eine zweite Auflage bald zu Theil werden. Jedenfalls ergänzt dieses Buch die Serie meiner Schriften sehr vortheilhaft, und Sie werden mir gewiß Dank wissen, daß ich aus schon verlorenen Materialien etwas so höchst Brauchbares geschaffen habe. Denn ich wiederhole Ihnen, es wäre mir viel leichter gewesen, ein ganz neues Buch zu diktieren. Sobald ich Ihnen die oberwähnten Blätter geschickt, gebe ich mich gleich wieder an die Arbeiten, die leider durch die Unterbrechung unendlich gelitten haben. Ich bin außerdem sehr krank, und leide sehr an Krämpfen. Lassen Sie nur Niemand Etwas wissen von den Personalien, die in meinem Buche enthalten, und später hinlängliche Grundlaute hervorbringen werden. Haben Sie auch die Güte, mir unverzüglich den Empfang meines Manuskripts anzuzeigen.

Ich habe jetzt Schiff's „Luftschlösser“ gelesen, doch ist mir heute der Kopf zu wüst, als daß ich sie ordentlich bespräche. Schiff's Talent ist auch hier unverkennbar, doch geräth er zu leicht in Strömungen, die für ihn nicht passen. Er darf höchst selten gesellschaftliche Kultursphären darstellen, muß

sich sehr hüten, ins Raisonnieren zu verfallen, und besonders bekümmert es ihm immer schlecht, wenn er die eigne Person bespricht, es sei denn, daß er unter der Maske eines fingierten Geschöpfes sich selber und seine Lebensnöthen so thatsächlich als möglich darstelle. Der lyrische Humor eines Sterne passt nicht für ihn, und er muß sich an die plastische Weise des Cervantes halten, die mit ihrer Ironie seinem Talente zusagt. Wenn er glaubt, daß ich, der Meister der Ironie, nicht herausluge, wie sehr er den Schalk im Nacken hat, und wie man seinem verstellten Blödehuhn mißtrauen muß, so irrt er sich sehr. Grüßen Sie ihn herzlichst und freundschaftlichst.

Ich war wieder dieser Tage durch eine Feuersbrunst in Lebensgefahr; mein Nachbarhaus ist bis auf den Grund abgebrannt. Leben Sie wohl, und erfreuen sich mit Ihrer Familie der schönen Fahrzeit.

Ihr freundschaftlich ergebener
Heinrich Heine.

347. An Julius Campe.

Paris, den 1. Juli 1854.

Liebster Campe!

Ihren Brief von 24. v. M. habe ich vor drei Tagen erhalten. Der Druck meines Buches, wie

ich Ihnen bereits gesagt, kann gleich anfangen. Im ersten Bande, in den „Geständnissen“, hätte ich wohl, Ihrem Rathe folgend, einige Ausdrücke zu mildern, und da fällt mir z. B. ein, daß die Stelle, wo ich von Blücher spreche, wirklich gemildert werden kann. Statt der ihn betreffenden Worte kann gestellt werden: „Der Vater Blücher, diese alte Spielratte, dieser ordinäre Knaster, welcher einst in einem Tagesbefehl“ 2c. Sonst fällt mir Nichts ein. Alles, was diesen Band betrifft, habe ich in meinem vorletzten Briefe Ihnen gesagt.

Hoffentlich haben Sie jetzt die Kiste mit dem Manuskript in Händen, und ich bitte Sie, nicht zu vergessen, mir gleich Anzeige davon zu machen. Ich hatte zu gleicher Zeit ein Kistchen an meine Schwester zu schicken, wollte im Anfang das Manuskript hinzupacken, besann mich aber anders, und schickte Ihnen das Manuskript apart. Meine dumme Haushälterin, welcher ich gesagt hatte, daß sie die Kiste an meine Schwester frankieren solle, frankierte aus Unbedacht auch das Kistchen an Sie, und so können Sie sich als Versehen erklären, was Ihnen gewiß auffiel. Sie lächeln über meine Entschuldigung.

Ich befinde mich noch immer herzlich schlecht, und werde unaufhörlich gequält von Besuchern aus allen vier Ecken der Welt und von dem Klopfen der

Arbeiter, welche an den verbrannten Mauern restaurieren.

Heiter grüßend
Ihr freundschaftlich ergebener
Heinrich Heine.

N. S. Jemand sagte mir jüngst, daß in den kleinen Hefen der „Zeitgenossen“, welche in Leipzig erscheinen, auch ein Hefchen über mich enthalten sei; im Fall Sie solches haben, schicken Sie mir es doch unter Kreuzkouververt. — Ich wundre mich, daß Sie gar nie wußten, welche Bäuberei die königliche Oper zu Berlin an mir verübt hat. Vor fünf Jahren ließ ich ihr durch Laube das Manuscript meines Balletts zukommen, und es wurde kein Gebrauch davon gemacht; seitdem aber stahl man mir die Idee desselben, und meine „Mephistophela“ tanzte mit großem Beifall unter dem Namen Satanella. Wäre ich nicht mit meinen Büchern beschäftigt, so würde ich bereits jetzt den Berliner Generaldirektor Meyerbeer in dieser Beziehung tüchtig zausen. Er hat selber gegen den Kölner Schloß geäußert, daß die Satanella wirklich meine Mephistophela sei, und daß ich das Recht habe, droits d'auteur zu verlangen — da er Dieses nun weiß, warum hat er nicht seine Amtsbefugnisse geübt und mir Genugthuung verschafft? Ich bin übrigens immer sehr

froh, wenn mir ein großes Unrecht öffentlich geschieht, und das Lumpenpack sich dadurch blamiert.

348. An Julius Campe.

Paris, den 13. Juli 1854.

Liebster Campe!

Da ich sehe, daß es mit dem Druck nicht so rasch vorwärts geht, so benutze ich diese Säumnis, um einige Duzend Blätter mit Aktualitäten schreiben zu können, welche eine Pièce im zweiten Theil der „Lutetia“ ersetzen sollen, welche dort nicht an ihrer Stelle ist und ausfallen soll. Es ist nämlich Dieses die Pièce, betitelt: „Frische Revolution und Landung der Franzosen in Irland“; der Harmonie wegen soll sie wegbleiben, und ich schicke Ihnen dafür anderes Manuscript. Sie erkennen darin die Delikatesse meines Sinns für künstlerische Harmonie.

Ich erhielt bereits von Halle die Korrektur des ersten Druckbogens. Werden meine Augen nicht besser, so kann ich nur sehr cursorisch die Korrektur besorgen, nur die Überwachung haltend, daß kein Ambroglio oder ein Sinnfehler stattfindet, während ich das Detail der Durchschau Ihnen oder dem Faktor der Druckerei überlassen muß. Leben Sie wohl!

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

349. An Julius Campe.

Paris, den 15. Juli 1854.

Liebster Campe!

Vor einigen Stunden erhielt ich Ihren Brief vom 12. d. Da ich aber sehr krank bin und kaum reden kann, so diktiere ich nur das Höchsthwendige. Gestern habe ich Ihnen den zweiten und dritten Bogen der „Geständnisse“ nach Hamburg geschickt. Vor einigen Minuten bringt man mir auch ein Packetchen mit dem vierten Bogen der „Geständnisse“ und dem zweiten und dritten Bogen der Gedichte. Ich kann diese erst morgen früh, weil es heute zu spät ist, corrigiert auf die Post geben. Nicht bloß habe ich mich darüber zu beklagen, daß die „Geständnis“-Bogen so entsetzlich viel Druckfehler enthalten, die kein Kind stehen läßt, so daß Dergleichen mir sehr unheimlich vorkommt; was aber das Allerschlimmste ist, ist, daß deutsche Grobheit und Eselhaftigkeit diese Korrektur-Zusendung benutzt hat, um eine gemeine Sottise mir zu sagen. In dem dritten Bogen der „Geständnisse“, von welchem ich zwei Exemplare erhielt und Ihnen eins corrigiert nach Hamburg schickte, stand auf der Seite 41 eine geschriebene Randglosse, die ich ausschneide und diesem heutigen Briefe anlebe, damit Sie das Außer-

ordentliche dieser Infamie selbst sehen und auch selbst nach der Handschrift beurtheilen können, daß es nicht der schlechte Witz eines Druckerjungen, sondern eines schon bejahrten Esels sein muß. Sie werden Ihre Maßregeln nehmen, daß dem Eigenthümer der Druckerei dieser unerhörte Unfug angezeigt wird und mir von der Druckerei aus kein miserabler Schabernack gespielt werden kann. Sedenfalls sehen Sie daraus, daß meine Korrekturbogen in schlechte Hände gerathen, und Sie müssen aus leicht begreiflichen Gründen strenge Maßregeln nehmen.

Wie wäre es, wenn Sie Detmold beauftragten, Ihnen einen Prospektus in meinem Interesse zu machen? Sedenfalls müssen wir ihn anspannen, bei dem Erscheinen des Buches Etwas für mich zu thun, wozu er gewiß gern bereit ist. Sie haben keinen Begriff, liebster Campe, wie sehr ich leiblich herunter bin und heroische Anstrengungen machen muß, um mich herauszubeißen. Suchen Sie mir daher den Weg so viel als möglich zu applanieren, sonst streckt der Hase alle vier Füße von sich, wie auf dem allerliebsten Bilde von Lysér*), dessen Humor von

*) Es sind die Illustrationen des tauben Malers J. P. L. Lysér zu dem bekannten plattdeutschen Märchen „De Swinegel als Wettrenner“ gemeint, welche damals eben bei Hoffmann und Campe erschienen waren.

der köstlichsten und wahrsten Art ist. Daß für solche Menschen in Deutschland Nichts geschieht, ist empörend.

Leben Sie wohl! Grüßen Sie mir Ihre Familie, und bleiben Sie freundlich ergeben

Ihrem

p. S. S.

350. An Julius Campe.

Paris, den 18. Juli 1854.

Liebster Campe!

Ich schickte Ihnen gestern die Bogen, worin die Gedichte stehn, und heute schickte ich Ihnen noch zwei andere Bogen „Geständnisse“, die ich durchgesehen, aber nicht nach Halle, sondern Ihnen direkt schicken wollte, weil ich einen Ekel davor habe, mich mit einer Druckerei, durch die ich so beispiellos insultiert worden, selbst in Verbindung zu setzen. Ich begreife nicht die Pagination der Gedichte; letztere müssen an dem vorgeschriebenen Ort stehen, weil sonst die Harmonie des Buches gestört wird; sie sind die Nase im Buche; sie dürfen an keiner andern Stelle stehn; sie sind eine Fortsetzung der „Bekanntnisse“, und am Schlusse des Buches komme

ich wieder auf dasselbe Thema zurück. Es sind die letzten Gedichte, die ich geschrieben in der jüngsten Zeit, kein einziges derselben wollte ich drucken lassen, wie sehr man mich auch anging, und ich gab immer vor, ich müsste für Campe einen zweiten Theil des „Romancero“ liefern und dürfte denselben nicht deflorieren. Ich hoffe, daß sie den Zug des Buches bestimmen werden, und habe für letztern so große Hoffnung, daß ich mir die Expectanz der zweiten Auflage meines Buches nicht mit 1900 Mark Banco*) gleich abkaufen ließe. Ich glaube, unter den ungünstigsten Umständen noch immer etwas Bedeutendes hervorgebracht zu haben, während jetzt Nichts am Markt ist. Die „Lutetia“ enthält einen geistigen Schatz für die Erwecker des politischen Lebens in Deutschland. Hier wird nicht blos amüsiert, sondern auch gelehrt, und da Sie jetzt das Buch bezahlt haben, werden Sie wohl meiner Meinung sein. — Heiter grüßend,

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

*) Dagegen Campe sämtliche Auflagen der „Vermischten Schriften“ durch Annahme der Heine'schen Forderungen gekauft, hatte er sich aus freien Stücken verpflichtet, dem Dichter noch weitere 2000 Mark Banco zu zahlen, falls eine zweite Auflage innerhalb zehn Jahren nöthig würde. Vgl. die Anmerkung auf S. 382 dieses Bandes.

351. An Julius Campe.

Paris, den 1. August 1854.

Liebster Campe!

So eben erhalte ich Ihren Brief, und eile, Ihnen wissen zu lassen, was auf anhängendem Blatte steht.

In Bezug auf die „Lutetia“ bemerke ich Ihnen, daß das Wort „Rächenäer“ eine Nachbildung eines griechischen Wortes ist und Maulauffsperrer bedeutet. Doch ich habe es vielleicht fehlerhaft geschrieben. Ein weit schlimmerer Fehler ist im zweiten Bogen, wo von der George Sand gesagt ist: „ihre antinationalen Grundsätze“, statt ihre „antimatrimonialen Grundsätze.“ Je leserlicher ein Manuscript geschrieben, desto leichter machen die Setzer Fehler dieser Art, und der Korrektor, der eben keinen Unfimm wittert, übersieht ihn. Das genaue Kollationieren ist daher so wichtig. Die Vorrede gebe ich in der Form eines Zueignungsbriefes an einen Freund, und wenn ich nicht gar zu krank wäre, wäre sie schon fertig; doch schreibe ich sie noch Ende dieser Woche, und Sie haben dieselbe in acht Tagen. Ein Inhaltsverzeichnis kann kein Dritter machen, Das kann nicht bei einem Buche von solcher Gattung geschehen, und nur allenfalls ein glücklicher

Prospektus kann aus einer fremden Feder fließen. Sie werden gesehen haben aus meiner leztthin gesandten retrospektiven Vertheidigung, daß es nicht räthlich ist, im Prospektus die Eigennamen von französischen Ministern wie Thiers oder gar Guizot zu oft oder zu stark hervortreten zu lassen. Die Hauptsache ist, auf das viele thatsächliche Material und den Erfahrungsschatz, den ich in dem Buche niedergelegt, aufmerksam zu machen. In dem erwähnten Vorredebrief werde ich übrigens das Beste selbst thun.

Ich bin sehr leidend. Die Hitze hat mich zu Grunde gerichtet, und der Hase streckt alle Biere aus. Ich hoffe, daß Sie und die Ihrigen sich wohl befinden.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

352. An Julius Campe.

Paris, den 3. August 1854.

Liebster Campe!

Ich habe wieder die Koncepte der „Lutetia“ durchgesehn, und die Überzeugung erlangt, daß die Natur des Werkes kein Inhaltsverzeichnis zuläßt,

ja daß dasselbe von vorn herein schaden würde. Diejenigen, welche irgend eine Partikularität, von der man ihnen gesprochen, in dem Buche nachsehen möchten, sollen sich gefälligst die Mühe geben, das ganze Buch durchzulesen, und wenn sie vielleicht nicht finden, was sie suchten, werden sie hoffentlich manchen Fund machen, den sie nicht erwarteten. Ein Anderes ist es mit einem Prospektus, und ich werde Sorge tragen für eine geschickte Anzeige. Von Ihrer Seite, zweifle ich nicht, wird Alles geschehn, um für das Buch Freunde zu gewinnen, die nicht lobhudein, sondern das Verständniß vermitteln. Die Poesien sind etwas ganz Neues, und geben keine alten Stimmungen in alter Manier; aber zu ihrer Würdigung sind nur die ganz naiven Naturen und die ganz großen Kritiker berufen. Die „Geständnisse“ sind ebenfalls nicht Jedem zugänglich, doch sind sie wichtig, indem die Einheit aller meiner Werke und meines Lebens besser begriffen wird. Die „Lutetia“ hat ihr inwohnendes Interesse, und man wird allenfals sich darüber aufhalten, daß die Karikaturen, die darin vorkommen, ihre Eigennamen behalten; es wäre mir leicht gewesen, statt Herr Leo Monsieur Schléo zu setzen, aber Das sind feige Koncessionen, die Keiner machen darf, der stark ist. Die verbündeten Mittelmäßigkeiten mögen immerhin die Gevatterschaft schonen; ich gehöre zu keiner

solchen Kompaneia, die sich einander trägt und be-
lorbeert, und Schuld daran ist, daß die tüchtigsten
Kerle in Deutschland nicht aufkommen und beachtet
werden können. Es mag Sie daher nicht befrem-
den, wenn ich mit manchen Leuten Nichts zu schaffen
haben will, die momentan meinem Buche nützlich
sein könnten, aber später mit widerwärtigen An-
sprüchen mich belästigen dürften; und es mag Sie
noch weniger befremden, wenn von solcher Seite
aus an meinem Buche dieselben Treulosigkeiten aus-
geübt werden, die wir schon früher erfahren. Es
gilt, treu und ehrlich gegen sich selber sein, und
man kommt dann schon zum Ziele, wenn auch etwas
später. — Und nun leben Sie wohl. Ich habe
heute schon einen Centner Opium verschluckt und bin
sehr schläfrig.

Ihr Freund

p. S. S.

353. An Julius Campe.

Paris, den 10. August 1854.

Liebster Campe!

Dieser Tage war Alfred Meißner hier, und
wollte einige Zeit hier verweilen, reiste aber gleich
wieder ab, als er sah, wie die Cholera in dem

Quartier, das er bezogen, wüthete. Er kehrt zurück nach Prag, fast direkt, und ich habe ihm versprochen, daß von Ihnen, noch ehe mein Buch verschickt wird, ihm sogleich ein Exemplar nach Prag zugesendet werde, damit er unverzüglich einen Artikel darüber schreibe. Die beste Reklame wird wohl sein, wenn ich in der hiesigen „Revue des deux Mondes“ Etwas daraus übersetzt — ich weiß noch nicht, was — mittheile. Sonst aber bin ich ganz abgeschnitten von literarischer Kompèreschaft, und ich muß ganz auf Ihre Thätigkeit rechnen. Sagen Sie mir nun, werden Sie die drei Bände gleichzeitig ausgeben? was Sie leicht können, da Sie nach der Befugnis, die ich Ihnen gebe, selbst die Korrektur zu besorgen, den Druck schnell zu fördern vermögen. Und wann glauben Sie wohl, daß das Buch erscheinen kann? Ich bitte mich darüber zu unterrichten, damit ich auch frühzeitig an die „Allgemeine Zeitung“ schreibe, was sie thun soll. Ich habe Manches in dem Buch gesagt, was ihr freilich nicht sehr schmecken wird, und in der Vorrede, die fertig, aber noch nicht abgeschrieben ist, lasse ich ihr ebenfalls einige Unannehmlichkeiten riechen.

Und nun leben Sie wohl! Freundschaftlich grüßt
Ihr

P. S. S.

354. An Julius Campe.

Paris, den 21. August 1854.

Liebster Campe!

Die obigen Blätter sind das Ihnen längst angekündigte Zueignungsschreiben, welches der „Lutetia“ als Vorrede dienen soll und dem ersten Bande besagter „Lutetia“ vorgedruckt werden muß. Ich wünsche, daß der Druck dieser Zueignung gar nicht abweichend sei von den zwei Bänden des Buches und keine größern Lettern genommen werden, wie oft bei Vorreden geschieht. Durch diese Gleichmäßigkeit des Druckes erscheint die Zueignung als ein Brief kameradlicher Laune, und nicht als ein devotes Schreiben an einen Gönner. Hierdurch ehre ich auch den Mann weit mehr, als durch Kurialien-Geschwürfel. — Schon seit sechs Tagen liegen diese Blätter fertig zur Absendung, und ich konnte bis zu dieser Stunde noch nicht dazu kommen, sie durchzulesen. Sie erhalten sie daher etwas spät. Ich bin nämlich außergewöhnlich stark krank, und in meinem Hause wird wieder gebaut, so daß das Klopfen mich wahnsinnig macht. — In verdrießlichster Eile,

Ihr freundschaftlich ergebener

p. S. S.

355. An Michael Schloß.

Paris, den 25. August 1854.

Werthester Herr Schloß!

Ich habe bis heute gezögert, Ihnen die beiliegenden Bücher zurückzuschicken, um einige Zeilen hinzuschreiben zu können. Sie haben keinen Begriff davon, wie meine Zeit seitdem durch Tagestribulationen in Anspruch genommen worden. In diesem Augenblicke bin ich beschäftigt mit Anstalten zu einer Übersiedlung in eine Wohnung, wo ich endlich einen großen Garten habe und frische Düste der Bäume und Blumen einathmen kann, welche Nachricht gewiß der Madame Schloß Freude machen wird. Mit meiner Hamburger Bücherquälerei bin ich noch nicht zu Ende. Das wird wohl erst Ende September der Fall sein. Ich danke Ihnen für Ihre Büchersendung, doch ist es selten, daß, wenn die Wahl dem Zufall überlassen wird und keine Angabe von mir vorhergegangen, irgend ein Buch mir zukommt, das mir unbekannt wäre oder mich interessieren könnte. So habe ich ganze Sendungen von Hamburg unbenutzt lassen müssen.

Bis jetzt habe ich kein Wort Bescheid von Meyerbeer, und Sie werden sehen, ich bin dupirt. Sie haben mir gütigst versprochen, mir entweder

das Libretto der sogenannten „Satanella,“ oder eine thatsächliche Berichterstattung darüber zu schicken; ich bitte Sie, diesem Versprechen nun recht bald nachzukommen.

Mit meiner Gesundheit geht es immer schlimmer, aber ich bin heiter und ruhig. Ich bitte, meine schöne Freundin recht herzlich von mir zu grüßen. Ich hoffe, daß sie sich wohl befinden wird.

Indem ich Sie freundlichst grüße, verharre ich

Ihr ergebener

Heinrich Heine.

356. An Julius Campe.

Paris, den 3. September 1854.

Liebster guter Campe!

Ich bin vor drei Tagen ausgezogen und wohne:
Aux Batignolles, grande Rue No. 51.

Barrière de Paris,

brachte die größten Opfer, um mich zu verbessern, und siehe! meine Wohnung hat andre, noch unerträglichere Fehler, und ich muß vielleicht schon dieser Tage wieder ausziehen, und mich neu einrichten — Das größere Unglück ist, daß ich sehr krank bin und vielleicht die Cholera habe — Gestern war ich

nah, ins Gras zu beißen. Ich stehe auf, um Ihnen gleich zu melden, daß ich den Druck des ersten Theils keineswegs verzögere; sagen Sie Herrn Schmidt, daß er immerhin nach den vorhandenen Korrekturen den Plunder ganz in die Presse gebe. Mein Sekretär fehlt mir, und ich bin zu krank.

Die Bogen von Halle durchsehend, bemerke ich zu meinem Schrecken die Note, die mein Herr Verleger, in die Befugnisse und Rechte des Schriftstellers übergreifend, mir unter meinen Text gesetzt hat, was mich aus tausend Gründen verlezt, sowohl ästhetischen als moralischen, nicht bloß aus Schriftsteller-Eigensinn. Warum machen Sie mir diesen Kummer? Ich bin ein Satiriker und habe den Berliner Lump, ohne ihn zu nennen, tüchtig genug gegeißelt — und jetzt bin ich ein Scharfrichter, ein Schinder und ein Abdecker! Was ist da zu thun, damit, ohne daß ich davon rede, das Publikum erfahre, daß diese Note nicht in meinem Manuskript stand? Ich lege Dieses dem Freunde bitterlichst bittend ans Herz.

Die Lutetia hat kein Inhaltsverzeichnis nöthig; ich hätte ein solches angefertigt, wenn ich nicht dadurch dem Titel seinen mystischen Anreiz geraubt hätte. Auf keinen Fall könnte es ein Anderer als ich machen; das mir gesandte Inhaltsverzeichnis enthält nur Namen von Personen,

welche die Staffage bilden, und man käme auch auf die Idee, daß ich nur Zeitungsnachrichten wiederkäue, statt daß meine Personen nur Träger und Anknüpfungsposten von Gedanken.

Ihr Freund

H. Heine.

357. An Julius Campe.

Paris, den 7. September 1854.

Liebster Campe!

In Folge meines Umziehens stecke ich noch immer im mißbehaglichsten Zustand. Im Kulminationspunkte desselben schrieb ich Ihnen vor einigen Tagen, um Ihnen auf der Stelle wissen zu lassen, daß es nicht an mir liegt, wenn nicht der erste Band der „Bermischten Schriften“ längst aus der Presse gegangen. Um keine Minute zu verlieren, braucht auch von dem Zueignungsbrief, welcher dem ersten Theil der „Lutetia“ vorgedruckt wird, mir keine Korrektur geschickt zu werden. In solcher Weise ist der von Ihnen angegebene Termin des 15. September, wo Sie das Buch ausgeben wollen, also auch auf die „Lutetia“ zureichend. Alsdann aber tritt die große Frage hervor, wie am besten

für die Aufnahme des Buches im Publikum gesorgt werden kann. Auch diese Lösung überlasse ich ganz Ihnen. Ich bin hier ganz isoliert, und der einzige Mensch, der Etwas für mein Buch thun konnte und Geist genug hat, daß man sich mit ihm in Etwas einlassen kann, ist, wie ich höre, in diesem Augenblick aus Paris ausgewiesen worden. Es ist Dieses Engländer, und Das ist mir in diesem Augenblick sehr fatal. Übrigens vertraue ich dem Inhalt des Buches hinlänglich, daß es sich durchbeißen kann, und nur den kleinen Reklam-Manövern der kleinen Feinde muß durch Ihre Vermittlung auf demselben Wege entgegengewirkt werden.

Ich befinde mich etwas besser; doch der Verdruß, keine rechte Wohnung gefunden und ein Heidendengeld falscher Ausgaben gemacht zu haben, betrübt mich sehr. Meinem jungen Freund und künftigen Verleger Campe junior lasse ich für seine freundlichen Zeilen vielmals danken, und ich werde gewiß seine Fabeln nicht vergessen; in diesem Augenblick aber kann ich mich nicht in die unschuldige Thierwelt versenken, obgleich die Menschen, mit denen ich zu thun habe, sich hinlänglich viehisch gebärden.

Indem ich Sie heiter grüße, verharre ich

Ihr

Heinrich Heine.

358. An Julius Campe.

Paris, den 14. September 1854.

Liebster Campe!

Sie sagten mir bestimmt, daß Sie mein Buch den 15. dieses Monats ausgeben wollten; ich kenne nicht die dortigen Förderungsmittel, und weiß nicht, ob Sie Dieses durchsetzen. Im festen Glauben an den anberaumten Termin eilte ich mich sehr, über Hals und über Kopf, die „Bekanntnisse“ ins Französische zu übersetzen, und ich bot sie der „Revue des deux Mondes“ an, damit sie daraus nähme, was sie wolle, um mit einer vorläufigen Anzeige meiner „Bermischten Schriften“ auch durch eine Übersetzung die Aufmerksamkeit des Publikums zu faktivieren. Ich schrieb dazu auch eine Note, worin ich ankündigte, daß die „Lutetia“ besonders in Ihrem Verlag erscheine. Ich glaubte nicht, daß die Revue sogleich darauf eingehe; doch zu meiner Freude und zugleich zu meinem Mißvergnügen ersah ich aus einem Billett, das ich gestern erhielt, daß die Revue schon in ihrer nächsten Nummer die zweite Hälfte der „Geständnisse“ mit einer großen Reklame für unsre Publikation geben werde, so daß das Publikum durch keine falschen Korrespondenzartikel über den

Geist meiner jüngsten Publikation irre geleitet werden könne; ich fürchtete nämlich zumeist übelwollende Auszüge aus dieser Partie in deutschen Blättern. Aber leider, da ich auf baldigen Abdruck drang, hatte man mir keine Korrekturbogen geschickt, und ich, der ich gerne in der Korrektur meine französischen Stilverbesserungen unternommen hätte, muß jetzt die Dinge laufen lassen, wie sie sind. Ich glaubte schon, da die Revue nur alle 14 Tage erscheint, daß der Aufsatz erst im Oktober gedruckt werde, und voraussetzend, daß Sie den 15. d. mein Buch publicierten, wäre ich nicht hinlänglich gedeckt gewesen. Ich bin aber schneller bedient worden, als ich erwartete, und für das Buch ist Dieses eine kolossale Reklame, die von keinem deutschen Korrespondenzartikel aufgewogen wird. Sobald ich die Nummer erhalte, schicke ich sie Ihnen. Ich habe in meiner „Revue des deux Mondes“ = Note vorläufig angezeigt, daß ich auch eine französische Übersetzung der „Lutetia“ publicieren werde; aber Dieses that ich, um meine deutschen Schnapphähne irre zu leiten.

Ich hoffe, daß Ihnen und Ihrer Familie das Helgolander Seebad wohl bekommen habe. Mir ist die Gartenlust, die ich jetzt genieße, sehr heilsam, doch ist meine Wohnung leider mit dem Fehler behaftet, daß sie im Winter etwas kalt und feuchtlich sein wird, und ich deshalb auf eine neue Umsiedelung

bedacht sein muß. Neue Quälnisse und, was noch schlimmer ist, neue Kosten, die mich wieder aufs Neue ruinieren.

Freundschaftlich grüßt Sie

Ihr

Heinrich Heine.

359. An Julius Campe.

Paris, den 16. September 1854.

Liebster Campe!

Den Empfang Ihres Briefes vom 12. zeige ich Ihnen an, und ich habe mit Vergnügen daraus ersehen, daß Sie guter Laune sind und das Leben in einer Weise genießen, die am meisten bietet, nämlich im häuslichen Behagen. Mir armen Schelm geht's nicht so gut, und wo ein Loch in der Brücke ist, plumpse ich hinein. So glaubte ich in meinem jüngsten Briefe, den Vogel abgeschossen zu haben mit der „Revue des deux Mondes“, und siehe! in diesem Augenblicke kommt mir das Journal zu, und die Bescherung ist, um rasend zu werden. Nur die zweite Hälfte der „Geständnisse“ sollte gedruckt werden, aber unverändert, und jetzt wird diese sehr verstümmelt gegeben und ein Stück vom Anfang sehr ungeschickt hineingeklatscht. Meine Note, worin ich

mich über unsre Publikation aussprach und die eine bedeutende Reklame war, ist kaum erwähnt, mein Titel ist willkürlich verändert. Die schönsten Veränderungen werden gemacht — kurz, es ist, um rasend zu werden. Das hätte nicht Viel zu bedeuten, wenn Sie das Buch den 15. ausgegeben hätten, wie ich erwartete. Aber die Verzögerung, die Sie mir jetzt melden, setzt mich in die größte Verlegenheit, und ich muß Sie dringendst bitten, den ersten Theil der „Vermischten Schriften“ so schnell als möglich auszugeben. Die beiden Theile der „Lutetia“ müssen freilich zusammen ausgegeben werden, da sie ein Ganzes bilden, und ich habe gar keinen Zweifel, daß der zweite Theil der „Lutetia“ den ersten aufwiegt.

Ihres Sohnes Vogelfänge haben mich sehr amüßiert. Der bildet sich frühe. So wie ich nur im geringsten in Ordnung bin, suche ich ihm meine Fabeln hervor, und besondern Succesß verspreche ich mir bei ihm von meiner Rattenfabel.

Bis zum 15. wahrscheinlich des nächsten Monats verharre ich in meiner Gartenwohnung, und dann beziehe ich eine Wohnung in den Champs-Elysées, die meine Frau für mich gemiethet hat. Vor Ende Oktober werde ich also nicht zur Ruhe kommen.

Leben Sie wohl und bleiben Sie freundschaftlich zugethan

Ihrem

Heinrich Heine.

P. S. Apropos! Der Herr Warrens von der Flohdszeitung in Wien ist nicht geeignet, für mein Buch Etwas zu thun. Er ist nämlich eben Derselbe, mit welchem mein Bruder die skandalösesten Auftritte hatte und noch jetzt, wie man mir sagt, beständig Händel hat. Es ist mir lieber, Sie schicken ein Exemplar an meinen alten Freund, der die Ost-Post herausgiebt, der ehemalige Herausgeber der „Grenzboten“, Kuranda. Dieser ist ein alter Freund von mir, und ich kann auf ihn zählen.

360. An Julius Campe.

Paris, den 21. September 1854.

Liebster Campe!

Ich bin im Augenblicke ungewöhnlich krank und geplagt durch außerordentliche Fatalitäten, die theils in meiner Lokalveränderung begründet, theils auch durch Todesfälle entstanden sind. Die Mutter meines Vektors, die an der Cholera starb, wurde heute begraben, und seit acht Tagen fehlt mir jederlei

Vorlesung. Als Kontrast erlebe ich in diesem Augenblick einen großen Triumph; nämlich mein Artikel der „Revue des deux Mondes“ macht, trotz seiner Verstümmelung, die ungeheuerste Furore, und wie mir gestern der Redakteur der Revue sagte, wird in diesem Augenblick nur von diesem Artikel geredet, und Viele, welche Deutsch verstehen, erwarteten mit Spannung, das Ganze im Deutschen zu lesen. Mein Zweck, eine ungeheuerere Annonce zu machen, ist erreicht, aber es ist, wie ich Ihnen schon gesagt, nöthig, daß Sie das Buch rascher aus der Presse jagen. Wie mir der Direktor der Revue sagte, habe noch nie ein Aufsatz ein so großes Aufsehn erregt, und er stünde nicht im geringsten Vergleich mit dem Succes der „Götter im Exil“. Ich kann Ihnen Dies nicht ohne Schadenfreude schreiben, denn eben dieser Pièce stellte mein Freund Julius Campe ein so schlechtes Prognostikon. Im „Mousquetaire“ standen den andern Tag darüber einige Bemerkungen, die ich Ihnen vielleicht zusende, wenn ich des Blattes wieder habhaft; Sie können's vielleicht für Deutschland ausbeuten. Mein journalistisches Faktotum hier liegt paralytisch in einer Maison de santé, so daß ich gar Nichts erfahre, was in deutschen Blättern vorgeht. Die Adresse Engländer's, welcher wirklich nicht mehr hier ist, weiß ich nicht; er steht in beständiger Verbindung mit Hebbel in Wien, und Der

kann sie Ihnen gewiß sagen. In den ersten Tagen des nächsten Monats kommt Herr Taillandier nach Paris, und wenn ich ein vollständiges Exemplar meines Buches habe, macht er mir gewiß einen Artikel. Ich bitte Sie daher, dem Buchdrucker in Kassel zu sagen, daß er mir die fertigen Bogen, die er mir nicht geschickt hat, so bald als möglich zuschicke. Der Succesß meines Artikels giebt mir große Hoffnung, meinen Hamburg'schen Fabius Kunktator durch einen großen Absatz zu beschämen und auch zugleich die 2000 Mark Banco zu gewinnen, die ich gewiß ehrlich genug verdient haben würde.

Freundschaftlich grüßt Sie
Ihr

Heinrich Heine.

361. An Julius Campe.

Paris, den 3. Oktober 1854.

Liebster Campe!

Ihren Brief nebst dem gedruckten Buchhändler-Circular habe ich erhalten. Letzteres ist ganz vortrefflich. — Bei Durchlesung des zweiten Theils der „Lutetia“ werden Sie am Ende sehn, daß der

zweite Theil weit bedeutendern Werth hat, als der erste. Ich kann die Bogen nicht lesen, da ich äußerst leidend bin und eine Halsentzündung bekommen habe durch die Kälte und Feuchtigkeit meiner neuen Wohnung. Noch außer den ungeheuern Unkosten habe ich fatale Streitigkeiten, noch vor dem Ausziehen, welches bereits in diesem Monat geschieht. Ich hatte früher dem Kolb der „Allgemeinen Zeitung“ ein Stück der „Geständnisse“ versprochen, ich schickte sie ihm aber nicht, da ich erstens fürchtete, es könnte Ihnen nicht recht sein, und zweitens weil ich doch schon wusste, daß Augsburg gemeinschaftliche Sache mit München macht, daß meine schlimmsten Feinde dort die Hand und zwar mehre Hände im Spiele haben, und ich unter dem Deckmantel der Freundschaft von dorthier nur Verrath zu erfahren habe. Ich habe mich nicht geirrt, denn, wie mir mein Herr Sekretarius gestern erzählte, hat die „Allgemeine Zeitung“, obgleich sie wusste, daß meine „Geständnisse“ im Begriff sind, vom Stapel zu laufen, dennoch sich nicht entblödet, von dem Fragment, das in der Revue erschienen ist, eine hundsföttisch miserable Übersetzung zu liefern, und durch eine solche Parodie meines Gedankens mir mehr zu schaden, als der offenkundigste Feind vermöchte. Haben die Herren dort vielleicht schon Wink gehabt, daß ich in der „Lutetia“ mich unum-

wunden über die „Allgemeine“ ausspreche, und ich nicht mehr daran mitarbeiten kann? Genug, Sie sehn, liebster Campe, daß ich nicht Unrecht habe, wenn ich zuweilen Lunte rieche, und zwar sehr stin-
fige Lunte, da wo Ihnen Alles wie Rosenduft vor-
kommt. Merken Sie es sich, daß Meyerbeer, selber
schweigend, eine Rotte Banditen in seinem Solde
hat, und bei jedem Journal, in Frankreich wenig-
stens, gewiß auch in Deutschland, seine Kreatur
sitzen hat, die Nichts gegen ihn durchläßt und überall
für ihn wirkt. Vergessen Sie nicht, daß die Klatsch-
bude, die ich unumwunden geschildert, in Hamburg,
eben in Hamburg, ihre Familie und ihre Familiaren
hat; Dieses wissend, wird es Ihnen leicht sein,
wenigstens die Hamburger Klatschblätter zu über-
wachen, damit keine Lügen (an Schimpfreden ist
Nichts gelegen) eingeschmuggelt werden. Das ist
nun Ihre Sache. Ich bin ganz isoliert hier, erfahre
Nichts, vielleicht auch aus Schonung wird mir Alles
verschwiegen, und es könnte doch vorkommen, daß ich
von Etwas Notiz nehmen müßte. Ich erhalte viele
Briefe aus Deutschland voll Enthusiasmus, und
andrerseits wieder einige anonyme Drohbrieife; von
beiden will ich Ihnen nächstens einige zukommen
lassen. Ich kann meines Halses wegen nicht länger
diktieren und will Ihnen übermorgen erst schreiben,
wie ich über die Exemplare, die Sie mir geben

wollen, theils in unserm gemeinschaftlichen Interesse, theils auch in meinem bürgerlichen Privatinteresse verfügen will.

Freundschaftlich grüßend

Ihr ergebener

Heinrich Heine.

362. An Joseph Lehmann.

Paris, den 5. Oktober 1854.

Ihren freundlichen Brief habe ich gestern erhalten, und beeile mich um so mehr, Ihnen zu schreiben, da ich Ihnen anzeigen muß, daß die Piécen, die Sie mir zugeschildt haben, mir durchaus nicht zu Händen gekommen sind.

Ich habe meine Wohnung geändert, und wohne jetzt Aux Batignolles, 51, grande rue. Diese neue Wohnung, die ich komfortabel einrichtete, werde ich dennoch gegen Ende dieses Monats verlassen müssen, da die darin herrschende Feuchtigkeit mir eine Halsentzündung bereits zugezogen hat.

Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre Mittheilung in Betreff der „Allgemeinen Zeitung“. Wenn nicht durch Zufall, erfahre ich jetzt gar Nichts, da ich gänzlich isoliert lebe, und außer meinen bei-

den Sekretären, die Beide zu anständig sind, um sich mit deutschem Klatsch zu beschäftigen, sehe ich keinen einzigen Deutschen. Mein Buchhändler Julius Campe in Hamburg schreibt mir nur, was eben seine eigenen Interessen betrifft. Aus Schonung wird mir vielleicht auch Manches von dorthier verschwiegen, was sehr lächerlich ist, da ich bereits früher gegen alle Roheiten abgehärtet war, und jetzt gar den meisten weltlichen Eitelkeiten abgestorben bin.

Meine Frau hat die meisten Deutschen von meinem Hause verschreckt, manchen sogar im wahren Sinne des Wortes hinausgeschmissen. Auch sind Viele in den letzten Jahren durch den Tod fortgerafft worden; theils auch sind sie abgereist, oder sitzen in Irren- oder Zuchthäusern, so daß ich, wie ich Ihnen sage, vom Vaterlande Nichts erfahre, was mir doch manchmal nothwendig wäre, in Fällen, wo ich einer bestimmten Lüge widersprechen müßte, und in dieser Beziehung wäre es mir sehr lieb, wenn Sie mir häufiger schrieben; sicherlich kann mich Nichts verletzen, und Manches kann mich sogar amüsieren. Dann auch, da ich, so bald ich wieder zur Ruhe komme, mich ganz in meine Memoiren versenken werde, kann irgend eine Mittheilung über Schicksale und Transformationen landsmännischer alter Freunde für mich von einigem Nutzen sein. Manchen glaube ich lebend, der längst todt ist; und

Manchen glaube ich todt, der unterdessen bloß dumm geworden oder schlecht. Sie haben keinen Begriff davon, Welch ein Furore des Beifalls mein Aufsatz in der „Revue des deux Mondes“ gemacht hat. In einigen Wochen soll er ganz gedruckt in meinem Buche „De l'Allemagne“ erscheinen, für welches derselbe als Schlußkapitel geschrieben ist.

Ich gebe meine Werke auf Französisch bei Michel Levy freres heraus, die man mir als Verleger empfahl. Ich hatte die Wahl zwischen ihnen und einem andern Verleger, der ein ehemaliger bonnetier, d. h. baumwollener Nachtmügensfabrikant war, und ich gab Ersteren den Vorzug, vielleicht eben, weil sie vom Stamme Levy. Ich glaube, daß Herr Levy darum nicht minder ein ehrlicher Mann ist und mein Vertrauen verdient, und wenigstens ich, sollte ich mich auch zu meinem größten Schaden irren, ich darf vom alten Vorurtheil gegen die Juden mich nicht leiten lassen. Ich glaube, wenn man sie Geld verdienen läßt, so werden sie wenigstens dankbar sein und uns weniger übervorthheilen, als die christlichen Kollegen. Eine große Civilisation des Herzens blieb den Juden durch eine ununterbrochene Tradition von zwei Jahrtausenden. Ich glaube, sie konnten deshalb auch so schnell theilnehmen an der europäischen Kultur, weil sie eben in Betreff des Gefühls Nichts zu erlernen hatten, und nur das

Wissen sich anzueignen brauchten. Doch Das wissen Sie Alles besser, als ich, und es mag Ihnen nur als Wink dienen zum Verständniß Dessen, was ich in meinen „Geständnissen“ gesagt habe. Aber wenn ich auch Campe den Auftrag gebe, dasselbe Ihnen zu senden, so bekommen Sie es gewiß erst an dem Tage, wo auch der Messias eintrifft, wenn er, der alten Tradition nach, auf einem Esel kommt und nicht die Eisenbahn benutzen will.

Es ist mir unendlich lieb, daß Sie Das, was ich Ihnen über die Gasbeleuchtungsfilouterie des wackern Herrn F. gesagt, nicht vergessen haben; er hat meinen Bruder Gustav wirklich durch die abgefäimtesten Lügen von seiner Verfolgung meiner Interessen abzustehen vermocht, und er spekuliert auf meine Krankheit, die ihn von jeder Abndung eines Morgens befreien würde. Er irrt sich aber sehr.

Ich weiß kaum, was ich diktiere, so schläfrig macht mich nämlich der Übergenuß des Opiums, und ich schließe, indem ich Ihnen nochmals für Ihre Güte danke und Sie freundschaftlichst grüße.

Ihr

Heinrich Heine.

363. An Julius Campe.

Paris, den 5. Oktober 1854.

Liebster Campe!

Ich habe Ihnen vorgestern geschrieben, daß die Allgem. Ztg. den Aufsatz aus der Revue übersetzt hat, wie mir der Freund sagte, der nur die erste Hälfte gesehen. In diesem Augenblick erhalte ich einen Brief aus Breslau, woraus ich ersehe, daß der Aufsatz mit den schöndesten Injurien begleitet war, wahrscheinlich am Schluß, doch immer weiß ich noch nicht was, weil mir nur Einliegendes geschrieben wird, und auf diese Weise weiß ich noch nicht, was ich zu thun habe. Die Hauptsache ist, daß ich jetzt der „Allg. Ztg.“ ein für alle Mal einen Tritt in den Hintern gebe und mich zweideutiger Freundschaften entledige. Ist die verübte Gemeinheit groß, so kann man sie sogar in meinem Interesse ausbeuten. Ich kann aber die ganze Sache nicht begreifen, da mir noch jüngst Cotta den liebelichsten Brief geschrieben, und Kolb immer seit 25 Jahren sich als Freund bewährte, bis auf die Narrethei, die ich in der „Lutetia“ besprach. Die Übersetzung muß von einem der Messieurs Redakteurs gemacht worden sein, die ohne Kontrolle von Kolb zu handeln pflegen. Aber brechen muß ich in jedem Fall.

In Betreff der Exemplarvertheilung brauche ich Ihnen wohl nicht zu wiederholen, daß ich meine Frei-Exemplare im Interesse meines Buches verwende. Für Hamburg verlange ich von meinen „Vermischten Schriften“ nur 2 Exemplare, wovon Sie das eine an meine Schwester und das andre an meinen Vetter Karl Heine gefälligst zuschicken wollen. Letzteres ist eine Courtoisie, die ich nicht unterlassen darf, wenn ich nicht mit Recht der Lieblosigkeit und des Undanks bezichtigt werden soll. Ja, auch meiner Mutter schicken Sie die „Lutetia“ (beide Bände), aber nicht den ersten Band der „Vermischten Schriften“, durch meine Schwester, die ihr weißmachen soll, daß der erste Band noch nicht erschienen sei; Sie begreifen, warum. Auch nach Berlin schicken Sie ein Exemplar der drei Bände an Barnhagen von Ense. Ja, Sie müssen auch ein Exemplar der „Lutetia“, jeder Band unter Kreuzklover, an den Fürsten Bücker-Muskau, poste restante in Koblenz, sobald das Buch heraus ist, zuschicken. Die Exemplare, die Sie mir hierher gefälligst schicken wollen, senden Sie mir durch die Eisenbahn unter meiner jetzigen Wohnungsadresse. Ich verlange 12 Exemplare von allen drei Bänden der „Vermischten Schriften“, womit ich kaum auskomme, da ich zwei für meine Ärzte, zwei für meine Sekretarien, zwei für französische Journalistik, drei nach England für

ähnlichen Zweck, und gewiß auch drei für dringende Ansprüche nöthig habe. — Ich habe durchaus nichts Deutsches in diesem Augenblick zu lesen, und haben Sie noch meinen alten Bücherzettel und wollen Sie mir einiges aus der Laeiß'schen Bibliothek beipacken, in der Exemplarenliste, so käme mir Das im Augenblick eben recht. Ich habe verdammt viele Geschäfte um die Ohren, theils meine Wohnungen betreffend, theils auch französische Publikationen betreffend, und habe dabei Tag und Nacht die furchtbarsten Leiden.

Wenn Sie Schiff sehn, so sagen Sie ihm, daß nur das Übermaß von Beschäftigungen mich abhielt, mit ihm über seine Freundlichkeit mit heiterm Sinne direkt mich auszusprechen. Grüßen Sie mir Ihren Kronprinzen, den kleinen Heinrich den Finkler.

Ihr treusam ergebener

Heinrich Heine.

364. An Julius Campe.

Paris, den 12. Oktober 1854.

Liebster Campe!

Sie hatten ganz recht, daß eine Parterre-Wohnung für mich Nichts taugt, und um nicht durch

Kälte und Feuchtigkeit ganz auf den Hund zu kommen, lasse ich in diesem Augenblick in den Champs-Elysées eine wärmere Wohnung einrichten, die ich noch vor Ende des Monats beziehen kann. Ich kann nicht sprechen wegen Halsentzündung. Für Ihre freundlichen Briefe danke ich Ihnen. Der Gedanke einer französischen Version der „Eutetia“ hat Viel für sich, und ich werde in jedem Fall durch die Herren Michel Levy frères, mit welchen ich über die Herausgabe in Charpentier-Format meiner Werke auf Französisch kontrahiert habe, meine „Eutetia“ ankündigen lassen, und ich verlangte deshalb von Ihnen unter Kreuzkouvert gleich zwei Exemplare, um sie beim Ministerium zu deponieren. Ich habe mich schon jetzt sicher gestellt, daß man mich meines Eigenthums nicht beraubt. Verflucht Wenig bringt mir jene französische Ausgabe ein, und kostet mir doch so viele Mühe; aber da man mich in Deutschland herunter haben will, so thue ich hier für meinen Namen etwas Bedeutendes, und die Steigerung meiner Reputation wird wieder meinem deutschen Herrn Verleger zu gute kommen. Ein Angriff auf meine Reputation ist eine Beeinträchtigung Ihrer Interessen, liebster Campe, und von diesem Gesichtspunkt aus müssen Sie eine Belangung der „Allg. Ztg.“ motivieren; diese Belangung braucht gar nicht stattzufinden, sondern muß nur in den Journalen

angekündigt sein. Es handelt sich hier nicht, muß man zeigen, um die paar Honorarthaler, die mir entzogen wurden, sondern um die, durch eine illegale und treulose Übersetzung geübte Schmälerung meiner Reputation. Haben Sie den Berliner Artikel, den Sie mir geschickt, nicht in Hamburg abdrucken lassen, so thun Sie es noch jetzt und unterlassen es beileibe nicht. Die Schmäherung in der „Allg. Ztg.“, die mir noch nicht zu Gesicht gekommen, ist ein böses Symptom, und zeugt von einer Koalition, welche an die Zeit erinnert, wo Sie mein Buch über Börne herausgegeben. Es wäre nicht übel, wenn an Gotta geschrieben würde. Ich bin zu krank, als daß ich jetzt mehr als meine Haushaltungsbedürfnisse bewältigen kann, und werde daher nicht nach Stuttgart schreiben. Das Diktieren ist mir heute nicht mehr möglich, und ich sage Ihnen vielleicht nicht das Wichtigste. Gottlob, daß ich bei all meinem Leid sehr heitern Gemüthes bin, und die lustigsten Gedanken springen mir durchs Hirn. Meine Phantasie spielt mir in schlaflosen Nächten die schönsten Komödien und Possen vor, und zu meinem Glück ist auch meine Frau sehr heiterer Stimmung.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

365. An den Fürsten Hermann Pückler.

Paris, den 17. Oktober 1854.

Hochgeehrter Fürst!

Ich bin wirklich in Verlegenheit, wohin ich diesen Brief adressieren soll, da es schon eine geraume Zeit her ist, daß Sie mir Ihre Koblenzer Poste=Restante=Adresse gaben, wozu noch kommt, daß mir jüngst gesagt wurde, Sie machten wieder eine Ausflucht nach dem Orient. Wie Dem auch sei, ich lasse diese Zeilen wie eine Taube aus meiner Arche fliegen, und zwar zuerst nach Koblenz, von woher mir vielleicht bald ebenfalls eine Taube von Ihnen, mit einem Blatt im Munde, zukommt. Ich stecke momentan bis an den Hals in tausenderlei Fatalitäten, die zu meinem ebenfalls fatalen Gesundheitszustand nicht sonderlich passen, schreibe Ihnen daher eilfertigst, in Sturm und Drang, nur das Wenigste. So bin ich zum Beispiel genöthigt gewesen, meine Behausung in der rue d'Amsterdam zu verlassen, und zu meinem Unglück ist meine jetzige Wohnung, grande rue 51, aux Batignolles, so feucht und kalt, daß ich sie gegen Ende dieses Monats wieder verlassen und mir jetzt in den Champs - Elysées, avenue Matignon, 3, eine neue Leidensstätte zu

bereiten lassen musste. Sie haben hier meine zwei Adressen, für den Fall, daß Sie mir früh oder spät Etwas zu melden hätten. Meine drei Bände „Bermischte Schriften“, wovon Ihnen der 2. und 3. Theil, die besonders unter dem Namen „Eutetia“ erscheinen, gewidmet sind, haben bei Campe bereits die Presse verlassen; ich habe zwar Campe dringendst beauftragt, Ihnen gleich jene zwei Bände unter Kreuzkouvert nach Koblenz zuzuschicken, doch ist es möglich, daß er meinen Auftrag etwas saumselig ausführt, und in diesem Falle melden Sie mir es gefälligst, damit ich, wenn ich Exemplare erhalte, Ihnen eine direkte Zusendung mache. Unter Kreuzkouvert schicke ich Ihnen den Dedikationsbrief, der besser ausgefallen wäre, wenn ich ihn in ruhiger Muße schreiben konnte, und die Korrektur selbst besorgt hätte; zu meinem Schreck sehe ich, daß sich zwei Sätze in einander verlaufen, doch da das Publikum nicht weiß, was es liest, so hat Das Nichts zu bedeuten. Aber was sagen Sie zu der unbegreiflichen, unerhörten und unqualificierbaren Niederträchtigkeit, welche die „Allgemeine Zeitung“ an mir begangen hat, indem sie einen Aufsatz der Revue des deux Mondes, den ich als gleichzeitig in deutscher Version erscheinend angekündigt hatte, und den Campe schon seit 6 Wochen seinen Vertrauten mittheilte, — indem, sage ich, die „Allgemeine“ diesen

Aufsatz aus dem schon verstümmelten Französisch in das plumpste Bairisch übersetzte, mit neuen Verstümmelungen und unter den Versicherungen der Treue, während sie nach dieser Perfidie noch die Unverschämtheit hat, mir die schöndesten Sottisen in den Kauf zu geben, die ich zwar noch nicht selber gelesen habe, die aber nach deutschen Berichten alle Böbelhaftigkeit durch Schmutz und Gift übertreffen sollen. Sogar über meine Krankheit sollen die infamsten Schmähungen vorkommen. Ich kann Ihnen versichern, daß mir Wenig daran liegt, aber daß ich nicht begreife, wie die „Allgemeine Zeitung“ erstens so tief sinken und zweitens so dumm sein konnte, an mir ein Solches zu verüben. Ich glaube noch immer, daß der Dr. Kolb ganz unschuldig ist, und seit dem Tode meines alten braven Mebold's, der die französischen Angelegenheiten besorgte, die letzteren in Hände geriethen, welche Kolb nicht überwachte oder nicht überwachen konnte. So bricht man selbst im schlimmsten Falle nicht mit Jemandem, mit welchem man fast fünfundzwanzig Jahr, ja noch länger, innig befreundet war. Durch ein Gutheißes solcher Missethat würde Kolb ja nicht bloß die „Allgemeine Zeitung“, sondern auch sich selbst an den Pranger stellen. Was Cotta betrifft, so ist Dieser ein wahrer Edelmann von Loyalität und Ehrgefühl, und war immer so liebreich gegen

mich, daß es unrecht von mir wäre, ihn auch nur im entferntesten der Mitwissenschaft zu zeihen. Ich bin deßhalb in der größten Verlegenheit, während ich unter anderen Umständen, wenn mir nämlich von anderer Seite solche Unbill passiert wäre, meine beste Klinge hervorziehen würde, und die ganze Welt würde beistimmen, daß ich im Rechte bin, was sehr Viel werth ist. Ich versichere Sie, werther Fürst, erst während dem Schreiben kommt mir der Gedanke, daß ich am besten thue, noch gar nichts Feindliches gegen die „Allgemeine“ zu unternehmen, ehe ich von dem Baron Cotta erfahre, wie die Sachen zusammenhängen, und daß ich durch Sie vielleicht am besten zu einer solchen Erkenntnis gelange; denn bei einer Anfrage von Ihnen wird Herr von Cotta sich noch unumwundener aussprechen können, als auf eine direkte Anfrage von mir, gegen den er keinen der Redaktoren bloßstellen möchte, wenn er dessen Handlungen auch noch so sehr mißbilligt und gerügt hat. Das Maul der „Allgemeinen Zeitung“ ist in Augsburg, aber die Nase kommt immer von Stuttgart, und ich sollte mich sehr irren, wenn nicht eine solche in Bezug auf mich längst dorthin abgegangen ist. Das sagt Ihnen aber Herr von Cotta in seiner offenen Weise, wenn Sie ihn ernstlich befragen, nämlich als Ehrenmann befragen, nicht als Zeitungs-

eigenthümer*), und erfahre ich, daß mein armer Kolb nur ein altes Weib war und die Schandthat nur unbewusst hingehen ließ, so bekümmere ich mich gar nicht mehr um die Sache, und zucke nur mitleidig die Achsel. Ich wollte schon an Barnhagen dieser Sache wegen schreiben, da Derselbe ebenfalls mit Herrn von Cotta sehr befreundet, aber Sie, liebster Fürst, haben nun einmal das Privilegium, mir in meinen Nöthen beizustehen, ich vergesse sie fast schon, indem ich Ihnen davon Mittheilung mache, und meine einzige Sorge ist nur, daß mein Brief Sie richtig antreffe. Ich kann wegen Halsentzündung nicht länger diktieren, und indem ich Sie mit Liebe und Heiterkeit grüße, verharre ich, liebster Fürst,

Ihr getreuester und ergebenster

Heinrich Heine.

*) Der Fürst Bückler schrieb unterm 31. Oktober 1854 in diesem Sinne an den Baron Cotta, welcher in einem verbindlichen Antwortschreiben sein Bedauern über den Vorfall aussprach.

366. An Julius Campe.

Paris, den 24. Oktober 1854.

Liebster Campe!

Ich kann Ihnen nicht sagen, in welche Verlegenheit es mich setzt, daß ich die Exemplare meines Buches, die ich aufs schleunigste mir zuzusenden Sie bat, bis auf diese Stunde noch nicht erhalten habe. Ich beabsichtigte nämlich, der Gesetzesvorschrift zufolge, durch Niederlegung von zwei Exemplaren bei dem Ministerium mir meine Eigenthumsrechte bei diesem Buche zu sichern, so daß keine diebesfingrige Überetzung von dem ersten, besten deutschen Lump hier verfertigt würde, und ich auch zugleich verhüte, daß nicht lithographierte Abschriften des deutschen Textes von Spekulanten gemacht werden, die, auf den exorbitanten Preis des Buches spekulierend, wie Jemand sich bereits geäußert hat, ihre gute Rechnung dabei finden würden. Ist es nicht schon verdrießlich genug, daß gewisse Personen aus Frankfurt (man sagt mir nämlich, es seien Frankfurter) das Buch täglich für einen Franken per Band ausleihen? Als vorigen Sonnabend noch keine Nachricht von der Eisenbahn über Ihre Sendung angelangt war, schickte ich zu Bieweg, um von ihm zwei Exemplare der „Lutetia“ für mein eigenes Geld zu verlangen.

Ich schickte die zwei Exemplare der „Lutetia“ sogleich meinem französischen Verleger, den Herren Michel Levy frères, um sie in unser beiderseitigem Namen dem Ministerium zu übergeben, welches auch sogleich geschah. — Das Buch kostet mir mehr als Leben, sondern auch die Ruhe, die ich nöthig hätte, um meinen wichtigsten Arbeiten mich hinzugeben, und wahrhaftig, wenn mir in dieser mißlichen Zeit der Athem ausgeht, so ist auch für Sie der Schaden groß. Ich hatte Sie inständigst gebeten, mich selber aus dem Spiele zu lassen in jeder direkten und indirekten Polemik mit der „Allgemeinen“, und jetzt treiben Sie mich durch innere Nothwendigkeit auf den Fehthplatz. Wie ich aus dem Cirkular ersehe, das Sie an alle meine Gegner erlassen, zeigen Sie denselben an, daß ich mich über den Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ zu Tode ärgere. Erstens ist es nicht wahr, denn ich kann Ihnen mein Ehrenwort geben, daß ich bis auf diese Stunde noch keine Zeile von jenem Artikel gelesen. Das von Ihnen geschickte Exemplar ist uneröffnet aus den Händen meiner Wärterin in die Hände des Schreibers dieses übergegangen. Mein Freund hat mir noch keine Zeile daraus vorgelesen. Ich gebe Ihnen darauf mein Ehrenwort, und ich werde mir erst dann den Artikel vorlesen lassen, wenn ich über die Sache schreiben muß. Zweitens aber sehen Sie

nicht ein, welche Freude Sie eben meinen Gegnern machen, wenn Diese sich einbilden können, daß man mich durch einen Artikel zu ärgern vermag. Sie sollten nur die Deloyalität des Verfahrens ausbeuten, aber keine larmoyante Rundschreiben machen. Hätte ich nur Ruhe! Das Ausziehen ist für mich eine Lebensfrage. Ich kann bei diesem Transport Accessé bekommen, die der ganzen Komödie ein Ende machen. Höchstens acht Tage bleibe ich noch hier in den Batignolles, dann transportiert man mich, wenn ein schöner Tag ist: 3, Avenue Matignon (Champs - Elysées), Paris. Freilich haben Sie Recht, daß ich um jeden Preis mir Ruhe verschaffen muß, um zu arbeiten; doch habe ich Mühe, die ungeheuern Ausgaben, die fast fabelhaft groß sind, zu verschmerzen. Mit aller Arbeit gerathe ich doch dieses Jahr wieder in ein Deficit, da die Vor- und die Nachwehen meines Buches mir nicht erlaubten, etwas Neues zu schreiben. Ich würde gern die französische Ausgabe der „Lutetia“ durch die herrlichsten Zusätze ausschmücken, aber ich verzettele viel Zeit, und überhaupt bringt mir dieses Buch im Französischen, so wie überhaupt die ganze französische Ausgabe meiner Bücher, nur Wenig ein, und dient nur als Reklame meines Namens. Wer keine große, ungeheure Anerkennung in Frankreich sich erworben hat, darf sich keiner europäischen Re-

putation rühmen; und so wird indirekt dem Eigenthümer meiner deutschen Werke, durch die Mühen, die ich mir bei den französischen Versionen gebe, wieder das Beste zu Gute kommen, nämlich die Sicherheit, daß mein Name immer mehr und mehr ziehen wird.

Leben Sie wohl, liebster Campe, und forschen Sie gefälligst nach, warum ich von der Eisenbahn noch nicht meine Kiste erhalten. Es ist, als ob ich bei diesem Buche nur Verdruß haben sollte, da durch seine Verzögerung meine besten Einleitungen zu Schanden werden. Setzen Sie mit der „Allgemeinen Zeitung“ nur die Drohung der Beflagnis fort, lassen aber mich gefälligst immer aus dem Spiele, und vergessen Sie nicht, daß, wenn Ihnen manchmal der Skandal fruchtet, so muß ich am Ende doch dafür büßen; beim Dukatenschlagen bekommen Sie die Dukaten und ich die Schläge. Ich schließe, denn das Sprechen greift mich zu sehr an.

Ihr sich hundsföttlich schlecht befindender und Ihnen freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

Wie geht's dem armen Gathy?

367. An Julius Campe.

Paris, den 8. November 1854.

Liebster Campe!

Ich habe Ihnen die angenehme Nachricht mitzutheilen, daß ich vorgestern Abend ohne mißlichen Vorfall in meiner neuen Behausung angelangt bin, mit welcher ich bis jetzt sehr zufrieden. Die Reise war lang und mühsam, da ich einige Tage vorher eine Operation erlitten hatte, und ich bin in diesem Augenblick äußerst angegriffen und schwach. Ich habe im Augenblick so viel Zerstreuung um die Ohren, daß der Verdruß, den mir das Ausbleiben meiner Exemplare verursacht, nicht so ausschließlich die Seele beschäftigen kann, obgleich durch dieses Ausbleiben mir unfäglich viel Unheil erwachsen. Ich habe wohl gewusst, liebster Campe, und Dero Freunde haben's mir deutlich genug verstehen lassen, daß Sie in diesem Augenblick keinen einzigen Menschen in der deutschen Schriftstellerei mehr haben, auf dessen Sympathien Sie rechnen könnten, wenn ein neues Buch von mir von Stapel liefe, und daß also in einem solchen Falle ich selber das Nöthige thun müsse, um nicht den Feinden gleich von vorn herein die Muße zu lassen, mein Buch durch die bekannten Mittel im Publikum zu präjudicieren; wie Letzteres

die Absicht ist, haben Sie bei Gelegenheit der „Allg. Ztg.“ wohl bemerkt, wo der Angriff im Momente stattfand, wo Sie das Buch ausgeben wollten. Da ich keine Exemplare hatte, so konnte ich auch nicht mit der geringsten Annonce für Deutschland jemand betrauen, und nicht einmal für Tail-landier hatte ich die „Lutetia“. Ich gab ihm nur den ersten Theil der „Vermischten Schriften“, und nur diese konnte er in der „Revue des deux Mondes“ besprechen; ich schicke Ihnen anbei im französischen Original die wenigen, aber schönen Worte, die er der Übersetzung meiner Gedichte vorandruckte. Ich sagte ihm, sie „Das Buch Lazarus“ zu nennen, indem spätere Gedichte sich daran knüpfen und ein Ganzes bilden werden. Die Übersetzung ist sehr gut, und ich bekomme von allen Seiten Lobspenden, die ich kaum erwartete; ich wundre mich, daß die Leute gleich eingesehn, wie hier wieder ein ganz neuer Ton angeschlagen worden, und also ein Fortschritt vorhanden. Sie schreiben mir, daß die „Grenzboten“ und die „Kölner Zeitung“ mein Buch besprochen, und letztere Zeitung über Cotta geredet. Schicken Sie mir doch diese Sachen, die mir nützlicher sind, als der Wiener Jesuitenbrei, der, wie mir mein Sekretär sagt, nur Auszüge aus der „Aveux“-Übersetzung der „Allg. Ztg.“ enthält, mit deren direkten Lectüre ich mich in diesem Augenblick noch

nicht befragen will. Für schimpfenden Dreck, wie Sie mir oft geschickt, gebe ich nicht gern einen Sou aus, und ich bitte mir aber zu schicken, was ich wissen muß und worüber mein Freund Reinhardt, der alle Kreuzkouverte erbricht, mir getreulich referiert. Lassen Sie doch die Taillandier'schen Worte von Gathy übersetzen, und fördern Sie dieselben in ein bedeutendes deutsches Journal. Der schöne Prospektus*), den ich Ihnen geschickt, ist zwar ruhmredig, schildert aber sehr wahrhaftig meine Stellung in Frankreich, und zumal mein erstes Auftreten. — Sie schreiben mir, daß die Fahrzahlen bei meinen Briefen dem Absatz schädlich. Erkundigen Sie sich bei einem Kunstverständigen, welcher Ihnen sagen würde, daß, wenn solche Fahrzahlen nicht existiert hätten, ich als Künstler gezwungen gewesen wäre, sie zu erfinden. Die Briefe von Junius haben ihre Fahrzahlen und leben noch heute. Die Annalen des Tacitus haben Fahrzahlen und leben ebenfalls noch heute. Ich hoffe, daß Ihr Junge Dies einst besser verstehen wird, als Sie. Da ich doch einmal ins Schwagen gerathe, so bitte ich Sie um des Himmels willen, mir nicht mehr von der „Ostdeutschen Post“ zu sprechen. Ich hatte von Kuranda seit acht Jahren Nichts erfahren, und daß er in Bezug auf mich

*) Zur französischen Ausgabe der Heine'schen Werke.

Etwas gegen Sie in seinem Journale druckte, erfuhr ich erst durch Sie selbst, als ich, unschuldig wie ein Kind, Sie anging, ihm ein Exemplar zu schicken. Verderben Sie mir doch nicht meine gute Laune und die wenigen Augenblicke, die ich wichtigeren Dingen zu widmen hätte. — Hier wurde ich gestern unterbrochen durch den Besuch von Personen, welche mir auf das Erfreulichste erzählten, daß man in der ganzen Gesellschaft in Paris mit dem größten Enthusiasmus von meinen übersetzten Gedichten in der „Revue des deux Mondes“ spreche. —

Während die Perfidie in Augsburg gegen mich verübt wurde, war Kolb in der Schweiz, und er liegt jetzt seit einigen Wochen todkrank in Stuttgart. —

Leben Sie wohl und melden mir bald etwas Angenehmes. Ich hoffe, daß Ihre Familie sich wohl befindet. —

Ihr

H. Heine.

368. An Michael Schloß.

Paris, den 9. November 1854.

Liebster Herr Schloß!

Sie müssen mich wahrhaftig für einen Windbeutel halten, weil ich Ihnen mein jüngstes Buch

noch nicht geschickt; aber ich bin doch unschuldig an dieser Verzögerung. Seit fünf Wochen erwarte ich täglich vergebens die Kiste mit Exemplaren, welche Campe mir versichert, daß er sie durch die Eisenbahn an mich abgehen ließ, so daß ich keinem meiner Freunde das Buch mittheilen konnte, während es doch in den Händen aller meiner Feinde und gottlob zahlreicher Mißgönner. Gestern ließ ich mir einige Exemplare aus der hiesigen Buchhandlung kommen, und von diesen schicke ich Ihnen das beifolgende durch die Eisenbahn. Ich wünsche, daß das Buch Sie amüsiere, und die darin enthaltenen Gedichte empfehle ich als Lektüre meiner lieben norwegischen Prinzessin Ingrid, die ich freundlichst und herzlichst grüßen lasse. — Ich habe seitdem zweimal umziehen müssen, und hatte dadurch tausenderlei Tribulationen; jetzt aber wohne ich sehr gut, und meine Adresse ist: aux Champs-Élysées, 3 avenue Matignon.

Man sagt mir, daß in der „Kölner Zeitung“ ein kleiner Artikel stehe, welcher eine Schweinerei betreffe, die mir in der „Augsburger Zeitung“ während der Abwesenheit des Haupt-Redakteurs, meines Freundes, des Dr. Kolb, passiert ist. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir denselben unter Kreuzkouvert umgehend zuschicken wollten. Ich bin so isoliert von allem deutschen Treiben, sehe keinen

einzigem Deutschen, und erfahre nur zufällig, was dort vorfällt, zumal da mir meine Herren Sekretäre nur karglich referieren, was sogar in Zuschriften enthalten; meine Augen erlauben mir nicht selbst zu lesen, obgleich ich sonderbar genug mit der Bleifeder schreiben kann und das Geschriebene nicht sehr unleserlich ist. In dieser Weise schreibe ich viel.

Ich bin gegen Meyerbeer, obgleich mir der zweite Theil der „Lutetia“ hinlängliche Gelegenheit böte, noch nicht ernsthaft hervorgebrochen, und habe dennoch bis auf diese Stunde noch immer keine Antwort auf meine Anfragen. Schon diese Beleidigung verdient Züchtigung, und der liebe Gott weiß, daß ich in solchen Fällen Nichts schenke.

Leben Sie wohl, empfehlen Sie mich gütigst Ihrer Frau; und bewahren Sie mir Ihre freundliche Zuneigung.

Ihr
Heinrich Heine.

369. An St. René Taillandier*).

Liebster Herr Taillandier!

Ich habe Ihnen noch für die Übersetzung meiner Gedichte zu danken, welche, wie man mir sagt, einen

*) Dieser Brief ohne Datum ist vom 9. November 1854.
— Die in Rede stehenden, von Herrn Taillandier übersetzten

blikartig einschlagenden Erfolg gehabt. Sie haben mir eine große Freude gemacht und zu gleicher Zeit einen großen Dienst erwiesen, einen Dienst so recht zu gelegener Zeit. Da ich die Exemplare der „Eutetia“ noch nicht von Hamburg erhalten habe, war ich genöthigt, einige in der Franc'schen Buchhandlung holen zu lassen, und ich beeile mich, Ihnen das Buch zu senden, das Sie hoffentlich recht ergözen wird. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen gesagt habe, daß Cotta äußerst betroffen ist über die schändliche Perfidie, welche man in der „Augsburger Zeitung“ gegen mich angezettelt hat während der Abwesenheit des Hauptredakteurs, meines Freundes Kolb, der in der Schweiz war und seitdem in Stuttgart todkrank danieder liegt. Sie sehen, daß die Redlichkeit nicht in dem alten Deutschland ihren Wohnsitz hat, wie sentimentale Touristen es den Franzosen aufbinden wollen.

Seit zwei Tagen bin ich in meiner neuen Wohnung in den Champs-Élysées, Avenue Ma-

Poesien sind die „Letzten Gedichte“ Heine's, welche kurz vorher im ersten Band der „Vermischten Schriften“ erschienen waren. Die französische Version wurde unter dem Titel „Le Livre de Lazare“ in der „Revue des deux Mondes“ vom 1. November 1854 abgedruckt. (Vgl. die im Inhaltsverzeichnis mit einem † bezeichneten Gedichte, — H. Heine's Sämmtliche Werke, Bd. XVIII, S. VIII und IX).

tignon Nr. 3, installiert, und hoffe Sie bald dort zu sehen.

Ihr ergebenster

Henri Heine.

370. An St. René Taillandier.

Liebster Herr Taillandier!

Ich habe unendlich bedauert, daß Sie mich neulich gerade in dem Augenblick besuchen kamen, wo ich eine schöne Operation erlitt, die mich für Seden, wer es auch sei, unzugänglich machte. Es ist ein ganz besonderes Malheur, aber ich wäre trostlos, wenn es mich des Vergnügens berauben sollte, mich noch vor Ihrer Abreise mit Ihnen zu unterhalten. Außer den Danksgungen, die ich Ihnen von Neuem schuldig bin wegen der Komplimente, die der günstige Erfolg Ihrer Übersetzung*) mir tagtäglich einbringt, habe ich auch mit Ihnen über eine Angelegenheit zu reden, welche die Revue betrifft, und von welcher ich Buloz Nichts sagen möchte, bevor ich Sie zu Rathe gezogen und mich mit Ihnen darüber verständigt habe; denn Sie wissen: sobald man ihm von einer Sache spricht,

*) Es ist immer noch die im vorigen Brief erwähnte Übersetzung der „Letzten Gedichte“ gemeint.

drängt er allzu sehr auf ihre Ausführung. Ich bitte Sie daher, suchen Sie, sobald Sie dazu im Stande sind, mich auf, und, wenn möglich, schon morgen, wo ich mich etwas besser zu befinden hoffe, denn heute bin ich sehr krank, sogar außerordentlich krank. Sie sehen, daß ich meine Hoffnung immer auf morgen setze, und so wird es gehen bis zu dem Tage, der kein „morgen“ mehr haben wird.

Von Herzen Ihr

Henri Heine.

Paris, den 14. November 1854.

P. S. Haben Sie die Güte, Herrn de Mars zu sagen, daß es mich sehr freuen würde, ihn am 16. bei mir zu sehen, denn Das ist der Tag, wo er sich seiner Nummer entledigt haben wird, und die beste Zeit für ihn, mir einen Besuch zu machen.

371. An Julius Campe.

Paris, den 14. November 1854.

Liebster Campe!

Bis zu dieser Stunde ist weder Kiste noch Laufzettel von der Nord-Eisenbahn an mich gelangt, und Sie können sich wohl vorstellen, daß bei dem Krankheitszustand, der sich täglich bei mir steigert, meine Ungebuld darüber alle Grenzen übersteigt. Dergleichen

Misèren fehlten noch, um mir die Schriftstellerei zu verleiden, wenigstens Alles, was sie Ungesundes hat; absonderlich das Publicieren bei Lebzeiten werde ich hinfüro zu vermeiden wissen. — Meine neue Wohnung ist wunderschön, und lebe ich nur noch ein einziges Sährchen, so entschädigt sie mich reichlich für die Opfer, die ich gebracht durch das zweimalige Umziehen. Aber meine Finanzen hat Letzteres erschöpft, und indem ich mir Barschaft zusammentrommeln muß, werde ich bereits morgen die Summe, die als Semester meiner Pension den 1. Februar fällig, auf Sie trassieren; ich glaubte erst im December diese Tratte machen zu müssen.

Ich befinde mich hundeschlecht, und der große Succèß durch die „Revue des deux Mondes“, welcher mir täglich enthusiastische Visiten und Alles, was der Eitelkeit des Menschen nur schmeicheln kann, zuzieht, erheitert mich nur wenig, und verdoppelt sogar manchmal meinen Trübsinn, wenn ich bedenke, wie das Alles zu spät kommt. Ich habe nicht die Kourage, in meinem jetzigen Zustand zu blasphemieren, sonst würde ich wohl über die Perfidie Gottes mich ärgerlich äußern.

Leben Sie wohl, und bleiben Sie freundschaftlich,
so wie auch so zuverlässig als möglich, zugethan

Ihrem treu ergebenen

Heinrich Heine.

372. An Alexandre Dumas*).

Paris, den 8. Februar 1855.

Mein lieber Dumas!

Man hat mir mehre der letzten Nummern Ihres Journals vorgelesen, und ich sehe, daß Sie mit Ihrer unermüdblichen Herzensgüte eine neue Kollekte zu Gunsten Ihrer großen Klientel von Unglücklichen

*) Zur nähern Erläuterung dieses in französischer Sprache abgefaßten Briefes, welchen Alexandre Dumas im „Mousquetaire“ vom 14. Februar 1855 abdrucken ließ, diene folgende Stelle eines Schreibens über den Gesundheitszustand Heine's, das sein Sekretär, Herr Reinhardt, am 8. Februar 1855 an Herrn Campe absandte: „Von dem Zeitungstreiben in Deutschland ist Heine jetzt ganz entfremdet, und läßt er plärren und schreien, ohne sich darum zu bekümmern, oder sich nur anzeigen zu lassen, wo und wie man es thut. Das Einzige, wofür Jemand seine humoristische Neugierde noch zu erregen wußte, war die Benedey'sche Reklame im Feuilleton der „Kölnischen Zeitung“ wegen dem Gedicht „Kobes I.“, und als ich mir diese darauf verschaffte und sie ihm vor einiger Zeit vorlas, lachten wir zusammen aufs köstlichste über diese Versifizerei der zornigen Ohnmacht und schlecht maskierten Eitelkeit, und Heine machte darüber die lustigsten und spaßhaft mörderischsten Glossen“. — Der Zweck, für welchen Alexandre Dumas Geldbeiträge entgegen nahm, war hauptsächlich die Unterstützung Nothleidender bei der damaligen strengen Winterfalte von 14 Grad.

veranstalten. Ich beeile mich, diesem Aufruf zu entsprechen, indem ich Ihnen beiliegend ein Fünfzigfranks-Billet auf die Bank von Zürich übersende, das ich von einem meiner Landsleute empfangen, der sich in der Schweiz aufhält und mir vor zwanzig Jahren die Summe von 50 Franks abgehört haben will. Ich möchte mich dieses Billets so bald wie möglich entledigen, denn es stinkt. Es entströmt ihm ein Eselsgeruch, der mir Ekel erregt; der Ekel ist mir wahrlich von allen Thieren am meisten zuwider; es ist Das eine Idiosynkrasie, die schon aus meiner Kindheit her stammt; wenn ich einen Esel schreien hörte, empfand ich immer eine entsetzliche Angst und gab eiligst Fersengeld.

Ich habe nie diese Abneigung zu überwinden vermocht, die ich mit vielen unsrer Genossen theile; das Gebrüll eines Löwen oder Tigers macht mich nicht zittern. Die hungrigen Wölfe, welche mich zuweilen Nachts im Walde verfolgten, konnten mich eben so wenig durch ihr Geheul erschrecken. Das Miauen der Katzen ist mir schon peinlicher, aber es flößt mir keine solche Furcht ein wie meinem berühmten Landsmanne Meyerbeer, der beim bloßen Anblick einer Katze erbleicht; ein Schüler des Pythagoras, der an die Seelenwanderung glaubt, würde behaupten, der große Maestro sei während seiner vormaligen Existenz ein armes Mäuslein gewesen,

und er trage noch in seinem jetzigen Leibe das furchtsame Herz einer Maus, die sich vor der kleinsten Katze ängstet. Das Grunzen der Säue belustigt mich auch nicht sonderlich, und wenn man ein Schwein schlachtet, ziehe ich den Melodien, die es erschallen läßt, die Musik eben jenes großen Meisters Giacomo Meyerbeer vor.

Nur durch lange Gewohnheit habe ich mich in das Gebell der Hunde jeglicher Art, vom Bulldog bis zum kleinsten Spitz, gefunden, und ich bin dahin gelangt, der vereinigten Anstrengungen einer ganzen Meute zu spotten, die meinen Schlaf zu stören sucht; aber das Thier, vor dem ich mich, wie gesagt, entfesse, ist der Esel; und gar unerträglich ist mir das Geschrei eines Esels, den man wüthend gemacht, wie unsre muthwilligen Kungen es zu thun pflegen, indem sie ihm eine Handvoll Pfeffer in den Hintern stecken. Die Laute, welche alsdann das gereizte Thier ausstößt, das beißen möchte, aber nur schreien kann, jagen mir einen Schreck ein, und ich lache keineswegs, wie meine Freunde, über das furchtbare und nicht endende „I=a! i=a!“, über dies eben so entsetzliche wie abgeschmackte und possierliche Geschluchz, über diese unerhörten, vor Stupidität fast erhabenen Töne, die ein wüthender Esel in seinem ohnmächtigen Grimme vernehmen läßt. Das eben so greuliche wie lächerliche Unge-

thüm ist so erbittert, daß es Nichts mehr schonen mag, weder die Ohren der Menschen noch der Götter, und es zerreißt sie mitleidslos, da es nichts Andres zerreißen kann. Es ist wahr, das erste Unrecht haben die Menschen verübt, die ihm Pfeffer an den besagten Ort gesteckt; aber der gequälte Esel ist nichtsdestoweniger ein garstiges und bössartiges Thier, denn sein Verzweiflungsgeschrei bringt Alles an den Tag, was an Anmaßung, Neid, Unverschämtheit, gemeinem Groll, Arglist und Hinterlist tief in den Eingeweiden verborgen lag. Das absurde Geschöpf war sonst so demüthig, es ertrug die Stockschläge mit so rührender Bescheidenheit, es besaß jene Miene vulgären Ernstes, die man sich immer mit einer gewissen Ehrlichkeit verbunden denkt, es war zu dumm, zu albern und einfältig, als daß man es nicht für ehrlich gehalten hätte, es schien immer zu sagen: „Ich bin ein Tropf, darum bin ich ehrlich!“ und in der That, es gelang ihm zuweilen, daß man von ihm sprach als von „dem ehrlichen . . .“

Aber halt, lieber Dumas, ich hätte fast einen Bock geschossen und dem sogenannten ehrlichen Esel einen Namen gegeben; ich werde mich wohl davor hüten, ich wage kaum, ihn „Martin“ zu nennen, obschon ich das bekannte Sprichwort für mich hätte: „Es giebt mehr als einen Esel, der Martin heißt;“ denn ich rischiere immer, daß sich zufällig in irgend

einem Winkel meiner Heimat ein obskurer Martin findet, der eine solche Gelegenheit ergreift, um eine Reklamation zu erheben. Ich kenne diese Sippschaft, die sich mit Bier an den beiläufigsten Ausdruck klammert, der einer Feder von einigem Ruf entschlüpft, um denselben zu Gunsten ihrer thörichten Eitelkeit auszubeuten, und die Nichts sehnlicher wünscht, als in den Journalen ihr Geschrei erheben und dem Redakteur schreiben zu können: „Mein Herr, der Esel, von welchem Heinrich Heine in seinem Briefe spricht, der Esel bin ich! I=a! i=a! i=a! i=a!“

Nein, ich will einem Esel, der um jeden Preis seine Eserei kund thun möchte, keinen Anlaß zu solch einer Reklame geben, und ich verlasse dies Thema, mit welchem ich Sie jedoch behelligen mußte, um Ihnen begreiflich zu machen, weshalb ich mich eines Bankbilletts entledigen will, das den Geruch eines Esels hat, den man vielleicht durch eine allzu starke Dosis Pfeffer zur Wuth gereizt. Außerdem lag mir daran, Ihnen zu zeigen, daß die Wohlthätigkeit keine Rolle bei der Zusendung dieses Geldes spielt, über das ich Sie zu verfügen bitte, wie es Ihnen zu Gunsten Ihrer Klienten am besten dünkt.

Ich hätte Ihnen sonst noch Vielerlei zu sagen, aber ein Hals- und Brustkrampf, der mich jeden Augenblick zu ersticken droht, gestattet mir nicht, dies

Diktat allzu sehr zu verlängern; mein Arzt hat mir sogar das Sprechen gänzlich verboten. Das sind die Folgen eines leidigen Anfalls, der mich vor zwei Monaten betraf, und von dem ich mich erst langsam zu erholen beginne. Denken Sie sich, in welchem Zustand ich mich befinden musste. Jede Zerstreuung durch Arbeit war mir unmöglich, selbst das Reden war mir untersagt; es war mir zu Muth wie einem Hunde, den man geknebelt und dem man obendrein einen Maulkorb angelegt.

Aber weshalb besuchen Sie mich nicht? Ich erfahre, daß Sie jetzt in derselben Rue d'Amsterdam wohnen, von wo ich vor einiger Zeit fortgezogen bin, um mein Quartier in den Champs Elysées, Avenue Matignon Nr. 3, aufzuschlagen, wo Sie mich jederzeit antreffen. Das ist nicht weit von Ihnen, und Ihr Cabriolett könnte Sie in fünf Minuten dahin führen. Schämen Sie sich! während Sie, junger Mann, Ihren Besuch verzögern, hat ein Greis von fünfundsiebzig Jahren, der im Marais wohnt und hartnäckig darauf besteht, alle Ausgänge zu Fuß zu machen, kurz unser vortrefflicher Nestor Béranger, mich neulich trotz des abscheulichsten Wetters aufgesucht. Ich hatte ihn seit vierundzwanzig Jahren nicht gesehen, und ich fand ihn rüstig und munter wie einen Gamin de Paris. Eine Dame, deren Namen Sie errathen, und die

bei dem Besuche Béranger's zugegen war, verwunderte sich über sein gutes Aussehen, und als er uns sagte, daß er fünfundsiebzig Jahre alt sei, wollte sie durchaus nicht daran glauben, und behauptete steif und fest, er könne allerhöchstens sechzig Jahr zählen. Die Antwort, welche der Chansonnier ihr gab, hat mich einen ganzen Tag lang erheitert; denn mit jenem zugleich traurigen und boshaften Tone, mit jener anscheinenden Treuherzigkeit, unter welcher sich die schalkhafteste Durchtriebenheit verbirgt, sagte er, die Worte zimperlich dehnend: „Sie irren sich, Madame, und wenn Sie mir gestatteten, Ihnen den Beweis zu liefern, würde ich Ihnen schon zeigen, daß Sie sich irren, und daß ich wirklich ein Mann von fünfundsiebzig Jahren bin.“ Welch ein ehrwürdiger Gassenjunge!

Die Dame, von der ich so eben gesprochen, und die sich, beiläufig gesagt, künftig hüten wird, Greisen Komplimente über ihr Alter zu machen, hatte mich seit langer Zeit beauftragt, Ihnen ihren aufrichtigsten Dank für die artige Überraschung auszusprechen, die Sie uns durch Zusendung des Manuscriptes gemacht haben, das Sie so sorgfältig, und ausdrücklich für sie, mit derselben Hand geschrieben, die der Welt $33\frac{1}{3}$ Meisterwerke geschenkt hat. Ich sage dreiunddreißig und ein Drittel, denn ich vermuthe und hoffe, daß Sie wohl noch

zwei Drittel der „Mohikaner von Paris“ für Ihr Publikum im Rückhalt haben, das mit aufgesperstem Schnabel danach giert.

Doch ich muß mein Diktat beenden — ich ersticke.

Von Herzen Ihr Freund

Heinrich Heine.

373. An Michael Schloß.

Paris, den 19. Februar 1855.

Liebster Herr Schloß!

Sie wissen nicht, daß ich zwei Monat lang todkrankter als jemals war, und noch jetzt bin ich nicht im Stande zu sprechen. Dies mag Ihnen erklären, warum ich Ihnen erst heute schreibe und für Ihre letzten freundlichen Mittheilungen danke. Lassen Sie mir nun aber bald wissen, wie sich meine lebenswürdige norwegische Freundin nach ihrem großen Feldzug befindet. Ich habe viel an sie deshalb gedacht, und kann nicht ohne Emotion diese Bitte an Sie richten.

Wäre es nicht sehr betrübend für den Menschenfreund, daß die Esel, wie wir bisher glaubten, mit ihrer Esellei nicht auch eine gewisse Ehrlichkeit

verbinden, so hätte mich die Schlingelei des Monsieur B. sehr ergötzt; denn so was ist noch nicht vorgekommen, daß die Eselswuth sich sogar in Versen ausbreitet. Dieses Verbrechen muß Apollo züchtigen, nicht ich, denn die ganze Poesie wird dadurch ekelhaft und stinkig. Man hätte diese Verse gleich nach Sebastopol an Mentschikoff schicken sollen, und er hätte sich gewiß gleich übergeben. Ich werde kein solcher Narr sein und mich lächerlich machen, indem ich mit diesem neuen Dichter öffentlich in die Schranken träte und einen Wettgesang anstimmte; um so mehr, da ich weiß, wie einige Zeitungsredakteure (ich meine beileibe nicht die „Kölnische Zeitung“) darauf spekulieren, amüsante Aufsätze für ihre Leser, und zugleich gratis, mir durch Angriffe zu entlocken. Was ich auf schändliche Insinuationen zu erwidern habe, dazu bieten sich bessere Gelegenheiten, und Das hat keine Eile. Hat denn dieser Unglückliche wirklich eine reiche Heirath gemacht? so daß der sonst so demüthige Esel plötzlich in die Frechheit überschnappt und mir 50 Franks zuschickt, die er behauptet, mir vor zwanzig Jahren abgeborgt zu haben, während ich doch gut weiß, daß ich ihm diese kleine Summe schenkte, und von keinem Leihen die Rede war. Wenn ich Geld lieb, waren es leider immer bedeutendere Summen, und manche unsrer Bekannten werden aus Erfahrung Dieses bezeugen.

Ich habe dieses stinkige Geld den Armen gegeben, wie ich es erhalten, öffentlich, da der Esel öffentlich darauf anspielt, und ich habe nur die Vorsicht genommen, ihm keine Gelegenheit zu geben, sich durch Reklame geltend zu machen. Das Seltsame an der Sache ist, daß noch ein Anderer aus Ihrer Stadt die Karnevalsmaske des Kobes auf sich bezieht, indem er der Drikes sei, den ich gemeint haben müßte*).

Und nun leben Sie wohl, grüßen Sie mir Ihre Frau, und bleiben Sie freundschaftlich wohlwollend

Ihrem

Heinrich Heine.

P. S. Ich erfahre Nichts aus der deutschen Druckwelt, und jede Mittheilung von Ihnen, mich betreffend, werde ich dankbar entgegennehmen.

*) Siehe das Gedicht „Kobes I.“ — Sämmtl. Werke, Bd. XVIII, S. 300.

† 374. An Julius Campe.

Paris, den 30. Mai 1855.

Liebster Campe!

Obgleich hundeelend und blinder als je (denn mein rechtes Auge sieht auch Nichts mehr), schreibe ich Ihnen dennoch, um nur flüchtig zu melden, daß ich noch lebe und mehr als je in freundschaftlicher Gesinnung für Sie verharre. Es sind keine Gemüthsdissidenzen, sondern nur berechenbare Geschäftsdifferenzen, welche allenfalls ein Häpern und Rabbeln verursachen konnten. Zwischen mir und Herrn Richard Reinhardt, meinem ehemaligen Sekretär, steht es anders; obgleich er meine Interessen, materielle wie moralische, sehr warm vertritt, so fehlt ihm doch jene Gefühlstoleranz, die ich in so hohem Grade besitze und wodurch es mir möglich ist, in Fällen, wo nur mein Geldinteresse oder meine Eitelkeit im Spiele ist, eine grade Zahl sein zu lassen, und trotz aller Widerbellerei den Chefrieden aufrecht zu erhalten. — Gestern hab' ich die Gemüthsverschiedenheit, die zwischen mir und meinem ehemaligen Sekretär besteht, ganz einsehen müssen, und das Beiwort ehemalg sagt Ihnen, daß wir uns trennen mußten. Nächstens sage ich Ihnen, was er von mir verlangte, was ich nur versprechen

sollte für den Fall meines Todes, und was ich dennoch bestimmt versagte, ehrlich wie immer auf alle momentane Vortheile verzichtend, um keinen späteren Vorwürfen von Zweideutigkeit mich auszusetzen. Ich will lieber hilflos in meiner isolierten Lage ver-schmachten. Sie werden, wenn ich Ihnen das Reinhardt'sche Begehren melde, mir gestehen, wie sehr Sie Unrecht hatten, mir durch Pappalien nur einige Minuten zu verbittern. — Durch Reinhardt konnte ich Ihnen nicht schreiben lassen und hatte auch nichts Andres zu melden, als daß ich nach Ihrer Abreise acht Tage lang dem Tode nahe war; jetzt leide ich nur durch die unaufhörlichen Krämpfe; bekomme ich Ruhe, so werden sie wohl nachlassen.

Die „Lutetia“ hat das Außerordentlichste erreicht: während vier Wochen sprach ganz Paris von diesem Buch. Aber welche Arbeit hatte ich! Todkrank, trotz meiner Krämpfe, arbeitete ich zwei Monat täglich 5 bis 6 Stunden an dieser französischen „Lutetia“ und war doch nicht im Stande, ihr die stilistische Ründung zu geben, die das Original besitzt. Leben Sie wohl und behalten Sie lieb und werth Ihren Freund

Heinrich Heine.

(Den Kleinen zu grüßen!)

† 375. An Julius Campe.

Paris, den 26. August 1855.

Liebster Campe!

Durch die Dummheit meiner Wärterin blieben gestern einige Zeilen, die ich Ihnen schrieb, auf dem Tische, und in die Enveloppe, worin ich sie zu stecken hieß, kam nur eine kleine Gelegenheitsfabel für unsern Kleinen *), über welche ich Ihnen vielleicht später Aufklärung und Kommentar ertheile. Vielleicht auch bedürfen Sie Dessen nicht, wenn Sie etwa auch dort erfuhren, welche Lüge die Wiener Presse gegen mich ausgeheckt. Es liegt mir wenig dran und zeigt nur, welch ein Stichwort die reiche Klicke, die gegen mich verbündet ist, gewählt hat.

Ich habe Ihnen gestern nur wenige Worte über die Anträge mittheilen wollen, die mir aus Amerika **) zgingen. Doch ich unterlasse es und begnüge mich, Ihnen zu sagen, daß ich auch auf die Vorschläge, mich bei einer englischen Übersetzungsgesammtausgabe meiner Werke reichlich zu bethei-

*) Die Fabel von Wanze und Zeisig, — abgedruckt in H. Heine's sämmtl. Werken, Bd. XVIII, S. 278.

**) Vermuthlich von dem Verleger der in Philadelphia publicierten, höchst unvollständigen Gesammtausgabe der Heine'schen Werke.

ligen, wenn ich etwas Ungedrucktes oder Biographisches hinzugäbe — daß ich auf solche pekuniär lockende Anträge keine Zeile Antwort schreibe, ja keine Antwort, um ganz sicher zu sein, daß Nichts von meiner Seite geschehen, wodurch im Interesse des dortigen Nachdrucks mein Name mißbraucht werden und auch Sie, in Bezug auf meine Lokalität, im Geringsten auf falsche Annahmen und irrige Gedanken gerathen könnten. Sie sehen, wie ängstlich ich Alles vermeide, was Ihr Mißtrauen erregen dürfte, wie kein Gewinn mich lockt, und wie Sie mir mit vollem alten Vertrauen, ohne kleinliches Widerstreben, ohne unbilliges Knickern, zeigen sollten, daß, wo unsre Interessen kollidieren, Sie mir immer die Ausgleichung zu erleichtern bemüht sein wollen. Ich kann nicht sehen, was ich schreibe, indem meine Augen in der Hitze so leidend. Hab' noch keinen sichern Sekretär und dadurch meine liebe Noth. Deßhalb konnte ich Ihnen noch nicht Bestimmtes selbst direkt mittheilen über Alles, was ich Herrn Gathy mündlich auftrug, Ihnen provisorisch wissen zu lassen. Ich wollte nur, daß Sie durch Gathy erfahren, wie sehr mir Ihre Wünsche am Herzen liegen, und wie ich so bald als möglich dafür sorgen werde, Alles fortzuräumen, was spätere Differenzen hervorbringen könnte. Heinrich Laube war hier, und dieser praktische Freund, dem ich unsre schriftliche

Übereinkunft zeigte, betheuerte mir, daß er nicht begreife, wie Sie einen Augenblick über meine Befugnisse in Zweifel sein könnten. — Sie sehen, liebster Campe, wie ich der Einsicht und dem Rechtsgesühl jedes braven Menschen getrost das Urtheil überlassen darf, ob ich die Arbeit, die jetzt vielleicht als Pfand meine vorzüglichste Unterstützung werden muß, Ihnen gleichsam zum Theil umsonst hingeben muß, wenn wir über Nachlaßhonorar Nichts stipuliert. — In solchem Falle wäre ich ja ein Thor, nur eine Feder anzusetzen. — Doch davon soll heute nicht ausführlich die Rede sein, und ich beschränke mich darauf, Sie freundschaftlich zu grüßen.

Ihr wahrhaft ergebener

H. Heine.

376. An Alexandre Dumas *).

Ich kann Ihnen nicht schildern, wie sehr mich Ihre Artikel über Marie Dorval ergriffen haben. Diese Blätter haben Sie eher unter Thränen hervorgeschluchzt, als geschrieben, und mit einem fast grausamen Erbarmen erfüllt. Ich habe darüber Thränen vergießen müssen.

*) Vom Sommer oder Herbst 1855.

Ich danke Ihnen für diese Thränen, oder, besser gesagt, für diesen Vorwand, um zu weinen: denn das menschliche Herz, dieser hochmüthige Hund von einem Herzen, ist so beschaffen, daß es, wie bedrückt es sich fühlen mag, zuweilen lieber krepieren, als sich durch Thränen erleichtern möchte. Dieser Hund von einem hochmüthigen Herzen sollte doch immer froh sein, wenn es ihm gestattet ist, seine eignen Schmerzen durch Thränen zu dämpfen und dabei den Anschein zu haben, als weine es über das Unglück seiner Mitmenschen.

Ich danke Ihnen also für die rührenden Blätter über Marie Dorval.

377. An St. René Taillandier.

Den 8. September 1855.

Liebster Taillandier!

Da ich in diesem Augenblick einige Zeilen an die Revue zu senden habe, so ergreife ich diese Gelegenheit, um Ihnen beiliegende Blätter zu senden, damit Sie nach Bequemlichkeit einen Blick darauf werfen, ehe Sie zu mir kommen. Auf jeden Fall erwarte ich morgen Ihren liebenswürdigen Besuch. Kommen Sie, wann es Ihnen gefällt, aber nicht

zu spät. Ihre Übersetzung*) ist prächtig, und meine Korrekturen sind nur Varianten, die ich Ihnen vorschlage, einzig um doch Hand daran gelegt zu haben. Ach, wie schwer ist es mir, meine poetischen deutschen Gefühle auszusprechen! Meine transrhena-nische Empfindsamkeit klingt in der Sprache des Positivismus allzu prosaisch=vernünftig. Glauben Sie mir, liebster Freund, daß es der armen deut-schen Nachtigall, die sich ihr Nest in der Herrücke des Herrn de Voltaire gebaut, herzlich schlecht zu Muthe ist.

Also auf morgen!

Ihr ergebenster

Henri Heine.

378. An Adolf Stahr.

Liebster Freund!

Ich bin nicht nachlässig, aber sehr krank, und konnte Ihnen erst heute die beifolgenden Bücher be-sorgen.**)

*) Es handelt sich um die Übersetzung des „Neuen Früh-lings“, welche Herr Taillandier auf Heine's Wunsch angefer-tigt hatte, und welche unter dem Titel „Nouveau Printemps“ in der „Revue des deux Mondes“ vom 15. September 1855 erschien.

**) Es waren einige Bücher über die Geschichte der französischen Malerei, welche Heine dem Professor Stahr zu

Die „Allemagne“, die „Lutèce“ und die „Poèmes et legendes“ bitte ich Sie als ein hommage respectueux de l'auteur zu empfangen, und dieselben mögen als Kuriosität in Ihrer Bibliothek prangen.

Den zerrissenen ersten Theil des „Salons“, sowie auch die „Revue des deux Mondes“ bitte ich jedoch, sobald Sie derselben nicht mehr bedürfen, mir zurückzusenden. — Ich habe dem Herrn Tail-landier Ihre Adresse gegeben, und ich denke, er wird unserer hochgeehrten und vielgeliebten Freundin*) seine Aufwartung machen. Ich selbst schmachte nach ihrem Roman — **) um so mehr, da ich Nichts mehr zu lesen habe!

Ich bin krank wie ein Hund, und kämpfe gegen Schmerz und Tod wie eine Katze; Katzen sollen ein sehr zähes Leben haben!! —

Ihr Freund

Heinrich Heine.

Paris, den 7. Oktober 1855.

seinen Studien über die große Kunstausstellung in Paris 1855 zu verschaffen sich freundlich erboten hatte.

*) Frau Fanny Lewald-Stahr.

**) Die „Wandlungen“, von denen Heine den ersten Theil gelesen hatte.

† 379. An Julius Campe.

Paris, den 1. November 1855.

Liebster Campe!

Ich habe mit Schreiben geögert, weil ich seit Monaten jeden Tag meine Schwester hier erwartete, welche mein Bruder, von Wien über Hamburg reisend, zur Ausstellung, begleiten wollte. Ist sie noch nicht abgereist, so wird sie gewiß von Ihnen Aufträge für mich fodern oder fodern lassen, und in diesem Fall könnten Sie auch einige Bücher aus der Bibliothek von Laeiß für mich mitgeben; beiliegend einige Nummern seines Bücherverzeichnisses zu diesem Zwecke. Schicken Sie mir auch den Schluß des Romans von Meißner; ich hab' nur den ersten und zweiten Band. — Mit Gustav werde ich ernsthaft sprechen, und Das fruchtet mehr, als alle Briefe; ich werde ihm bestimmt sagen, wie er Ihre Freundschaft für mich und den Werth, den ich darauf lege, mehr beachten solle, als er bisher gethan. Es ist mir aus sehr vielen Gründen lieb, ihn zu sehen; ich bin noch immer bedeutend krank und bedarf liebender Zusprüche. — Mr. Gathy hab' ich seitdem nicht gesehen und schließe daraus, daß er meinen Auftrag verrichtet und Ihnen gezeigt, wie ich Ihnen

erprobtesten Freunden die geschäftliche Differenz, die noch zwischen uns obwaltet, und zwar nur eventua-
liter obwaltet, zur Beurtheilung überlassen kann. Die Hauptsache ist leider, daß ich in diesem Augen-
blick verflucht wenig arbeiten kann, und dieses Jahr ein Deficit von etwa 15000 Franks (durch verfehlte Hilfsversuche) darbieten dürfte. Deshalb muß ich auch im Beginn dieses Monats die 600 *M* Banco, die den 1. Februar als Pensionssemester zahlbar, also 3 Monat dato (an die Ordre von Homberg & Comp.) auf Sie trassieren. Solche Symptome können Ihnen immer zeigen, wie mich die Finanzfragen importunieren. Vergessen Sie Das nie, und Sie werden nie mir verargen, wenn ich auch Sie mit diesen Fragen behellige.

Ich kann heut fast gar nicht sehen, und meine Augen brennen. Seit ich mich von Herrn Reinhardt getrennt, habe ich Niemand, dem ich einen Brief im Deutschen diktieren kann; sonst würde ich Ihnen öfter schreiben. Niemand erhält Brief von mir, Niemand Antwort. Viel passiert. Drei niederträchtige Klicken machen mir den gemeinsten Krieg — und ich bekümmere mich nicht darum. — Grüßen Sie mir herzlich den Schiff; seine Novellen haben mich höchlich ergötzt, und ich werde ihm durch meine Schwester Alles wissen lassen, was mir zu schreiben oder gar zu diktieren unmöglich, z. B. meine Lage,

wo ich hier oft die besten Freunde monatslang nicht sehen darf. Eben weil ich Madame Embden erwartete, schrieb ich nicht an Schiff.

Hier ist Stahr nebst Fanny Lewald, die ich oft sehe. Eine Menge Deutsche bringt die Ausstellung, ich hab' aber nur Wenige empfangen können.

Ich hoffe, es geht Ihnen gut und unser lieber junger Bursche gedeiht leiblich und geistig; ich lasse ihn, so wie überhaupt Ihre Familie, freundlichst grüßen.

Meine Gedichte haben im Französischen einen fabulösen Beifall. Ich, ich selbst, überseze jetzt auch die noch ungedruckten, und Das ist mir eine heitere, anregende, höchst anziehende Beschäftigung geworden.

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

† 380. An die Mouché*).

Liebste holde Freundin!

Ich danke für die süßherzlichen Zeilen — bin froh, daß Sie wohl sind — ich leider bin immer sehr krank, schwach und unwirsch, manchmal bis zu Thränen über den geringsten Schicksalschabernack

*) November 1855 geschrieben.

afficiert. — Jeder Kranke ist eine Ganache. Ungern lasse ich mich in solchem miserablen Zustande sehen, aber die liebe mouche muß ich dennoch sumsen hören. Komm Du bald — so bald Ew. Wohlgeboren nur wollen — so bald als möglich, — komm, mein theures, liebes Schwabengesicht! — Das Gedicht hab' ich aufgefrikelt — pure Charenton-Poesie — der Berrückte an eine Berrückte.

H. H.

† 381. An die Mouche *).

Mittwoch, 3 Uhr.

Liebste Seele!

Bin sehr elend. Hustete 24 Stunden lang; daher heute Kopfschmerz, wahrscheinlich auch morgen — deshalb bitte ich die Süßeste, statt morgen (Donnerstag), lieber Freitag zu mir zu kommen. Bis dahin muß ich hungern. Mein Serinsky**) hat für die ganze Woche sich krank melden lassen. Welche unbehagliche Mißstände! Ich werde fast wahnsinnig vor Ärger, Schmerz und Ungeduld. Ich werde den lieben Gott, der so grausam an mir

*) Gleichfalls vom November 1855, einige Tage später als das vorige Billett.

**) Damit ist Heine's letzter Sekretär gemeint.

handelt, bei der Thierquälergesellschaft verklagen. Ich rechne auf Freitag. Unterdessen küsse ich in Gedanken die kleinen pattes de mouche.

Dero wahnsinniger

H. H.

† 382. An die Mouche*).

Liebes Kind!

Ich gratuliere Dir zum neuen Jahre und schicke Dir anbei eine Schachtel Chokolade — die wenigstens de bon goût ist. Ich weiß sehr gut, daß es Dir nicht ganz recht ist, wenn ich dergleichen Konventionen beobachte, aber es geschieht auch unserer äußeren Umgebung wegen, die in der Nichtbeachtung der üblichen Aufmerksamkeit einen Mangel an wechselseitigem Estime sehen würde. Ich liebe Dich so sehr, daß ich für meine Person gar nicht nöthig hätte, Dich zu estimieren. Du bist meine liebe Mouche, und ich fühle minder meine Schmerzen, wenn ich an Deine Zierlichkeit, an die Anmuth Deines Geistes denke. Leider kann ich Nichts für Dich thun, als Dir solche Worte, „gemünzte Luft“,

*) Vom 1. Januar 1856.

sagen. Meine besten Wünsche zum neuen Jahre,
ich spreche sie nicht aus — Worte!

Ich bin vielleicht morgen im Stande, meine
Mouche zu sehen, dann lasse ich es ihr wissen.
Sedenfalls aber kommt sie übermorgen zu Ihrem

Nebukadnezar II.,

ehemaliger preußischer Atheist, jetzt Lotosblumenanbeter.

† 383. An die Mouche *).

Liebste Mouche!

Ich bin sehr leidend und zum Tode verdrieß-
lich. Auch das Augenlid meines rechten Auges fällt
zu, und ich kann fast nicht mehr schreiben. Aber
ich liebe Dich sehr und denke an Dich, Du Süßeste!
Die Novelle hat mich gar nicht ennuyiert und giebt
gute Hoffnungen für die Zukunft; Du bist nicht so
dumm, als Du aussiehst! Zierlich bist Du über
alle Maßen, und daran erfreut sich mein Sinn.
Werde ich Dich morgen sehen? Eine weinerliche
Verstimmung überwältigt mich. Mein Herz gähnt
spasmatisch. Diese bâillements sind unerträglich.
Ich wollte, ich wäre todt!

Tiefster Sammer, dein Name ist

H. Heine.

*) Vom Anfang Januar 1856.

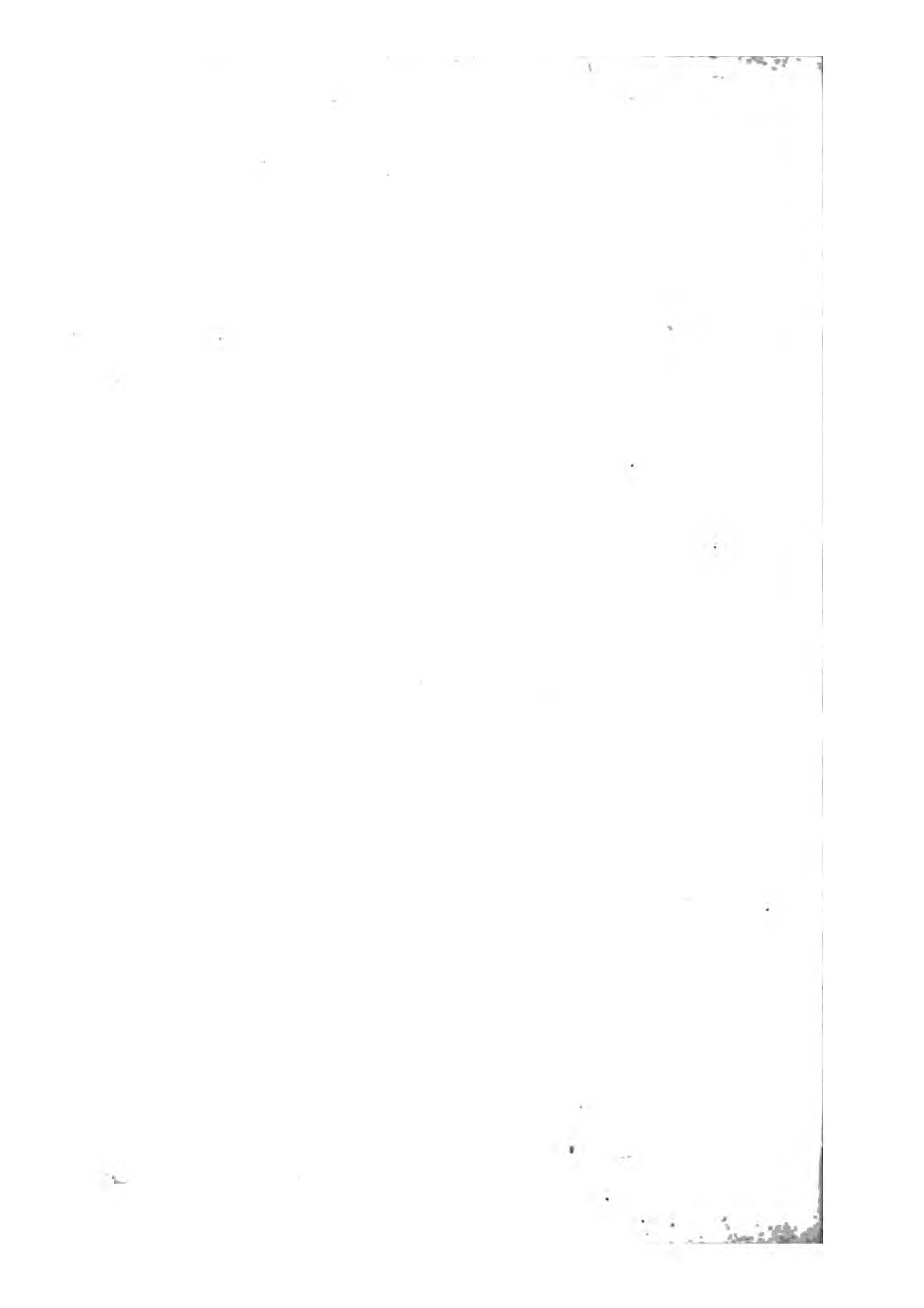
† 384. An die Mouché*).

Liebste Freundin!

Ich stecke noch immer in meinem Kopfschmerz, der vielleicht erst morgen endigt, so daß ich die Liebliche erst übermorgen sehen kann. Welch ein Kummer! Ich bin so krank! My brain is full of madness and my heart is full of sorrow! Nie war ein Poet elender in der Fülle des Glücks, das seiner zu spotten scheint. Leb wohl.

S.

*) Mitte Januar 1856.



Nachträge zu Band XX.



An Ferdinand Hiller.

1.

Paris, den 24. Februar 1832.

Gestern, Liebster, sagte mir Dr. Donndorff, daß Sie nach München reisen, und Brief dorthin von mir verlangten. Ich merke, Sie wissen nicht, daß der Verfasser des „Baria“ in diesem Augenblick die Hauptstadt des Königs von Baiern mit seiner Gegenwart ziert. Dieser (nicht der Pascha, sondern der Beer) wird glücklich sein, Sie in München herum zu präsentieren und gleichsam die Honneurs der Stadt zu machen.

Auf jeden Fall besuchen Sie den Legationsrath Dr. Lindner und grüßen ihn freundlichst von mir. Ich hoffe, ihn wohl in Paris wieder zu sehen. Fragen Sie ihn, ob Tjutscheffs noch in München sind und was sie machen. Vergessen Sie Das nicht. Sagen Sie Lindnern, er könnte wohl mir schreiben. Wir hätten ja jetzt Friede und Ruhe, die Demagogen

seien jetzt still, und vernünftige Leute könnten wieder ungestört mit einander reden. Ich hätte mit Vergnügen gehört, daß Figaro und Siffi sich als wahre Freunde des Throns und des Altars bewiesen haben. Welche Hunde! Wie verschieden sind sie von jenem jakobinischen Hunde der großen Woche, der bei den Suluskämpfern am Louvre begraben liegt! Sie sollen aber dem Dr. Lindner noch Mehreres sagen, was mir jetzt nicht einfällt.

Fragt Sie Jemand, wie ich mich hier befinde, so sagen Sie: „wie ein Fisch im Wasser“, oder vielmehr, sagen Sie den Leuten, daß, wenn im Meere ein Fisch den anderen nach seinem Befinden fragt, so antworte dieser: „ich befinde mich wie Heine in Paris“.

Grüßen Sie mir in Frankfurt den Professor Oppenheim, den Kopisten meines Gesichtes, und bitten ihn, im Fall er von meiner Lithographie ein oder zwei Exemplare mir als Geschenk zukommen lassen will, Ihnen solche mitzugeben. Grüßen Sie mir dann auch Ihre Familie; Herrn G. sagen Sie viel Freundliches von mir. Vor Allem aber kehren Sie bald zurück. Sie finden mich noch immer im alten Logis und bis am Hals im süßesten Gesellschaftsleben schwimmend. Ich habe, wie jedes Jahr, wieder zwei Monate am Meere zugebracht und mich, zum ersten Male, am Meere ennuyiert. Ich bin

jetzt ein fleißiger Besucher der Oper, ein Anhänger von Ludwig Philipp, meine Backen sind roth, zwei Finger an der linken Hand sind gelähmt, ich trage helle Röcke und bunte Westen — Sie werden mich kaum wieder erkennen.

Und nun leben Sie wohl. Ach, vergessen Sie auch nicht, Herrn Rousseau von mir zu grüßen.

Ihr

H. Heine.

2.

Ly on, den 19. November 1836.

Liebster Miller!

Ich komme dieser Tage von Marseille, wo ich im Hafen Schiffbruch gelitten, als ich mich nach Neapel eingeschifft. . . . Da ich abergläubig bin, hielt ich Das für ein schlechtes Omen, und beschloß nach Paris zurückzukehren. Die Cholera mag unterdessen Neapel dafür entschädigen, daß ich diesen Winter nicht dort bin. Im Frühjahr werde ich aber versuchen hinzukommen, und da, wie ich weiß, Sie mit ähnlichen Reiseplänen schwanger sind, möchte ich von Ihnen erfahren, ob Sie etwa diesen Winter nach der Schweiz kommen, und Sie das Frühjahr in Mailand sein werden? Ein Zusammentreffen

mit Ihnen wäre mir eben nicht unangenehm, um so mehr, da ich, wie ich seit einiger Zeit an mir bemerke, mich zuweilen nach Ihnen sehne. Ich lebe nämlich allein seit zwei Monaten und habe deshalb Muße genug, an meine Freunde zu denken. Liszt hatte mir aus Genf geschrieben, daß er nach Italien reise; ich schrieb ihm von Marseille aus, um über seinen Reisetweg nähere Auskunft zu haben, erhielt aber keine Antwort. Sagen Sie mir doch, ist er in Genf? Schreiben Sie mir unter Adresse meiner alten Wohnung: Cité Bergère No. 4. Ende nächster Woche bin ich in Paris. Hier ennuyiere ich mich schrecklich. Das Theater ist meine einzige Ressource. Gestern Abend wurde Robert le diable gegeben. Mein Nachbar im Theater sagte mir: „Meyerbeer ist kein Musiker, sondern ein Gott“. Ich antwortete ihm, daß ich ihn persönlich kenne, worauf er mich auf heute Mittag zu Tische lud. Sie sehen also, wie nützlich es mir ist, wenn meine Freunde große Opern machen und große Musiker werden, oder sogar Götter. Geben Sie sich also ein bißchen Mühe, schon aus Liebe zu

Ihrem Freunde

Heinrich Heine.

3.

Paris, den 7. Oktober 1839.

Liebster Hüller!

In diesem Augenblick habe ich Ihren Brief erhalten, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich diese Mittheilung betrübt hat. Noch vorgestern, Sonnabend, unterhielt ich mich mit Herrn Dr. Sichel von der vortrefflichen Frau*), deren Verlust Ihrem Herzen eine so tiefe Wunde schlägt. Wunden dieser Art heilen langsam, aber sie hinterlassen schöne Narben, statt daß manche andere Kümmernisse sehr häßliche Narben lassen, z. B. wenn wir geliebte Personen nicht durch den Tod, sondern durch das Leben verlieren. — Von Tröstung kein Wort; wer in gewissen Fällen getröstet werden kann, Der hatte gewiß des Trostes nicht nöthig.

Da die Kunst Ihnen nicht bloß ein Spielzeug ist, da Sie ihr immer mit Ernst zugethan waren, wird sie sich wohl jetzt dankbar erweisen, und Ihre Schmerzen etwas lindern. Das erwarte ich; Nichts mehr.

Über Ihre jüngsten musikalischen Leiden und Freuden hat mich Sichel längst in Kenntniss gesetzt; ich merkte, daß letztere nicht sehr bedeutend, erstere aber nicht im Stande waren, Ihr Selbstgefühl zu

*) Hüller's Mutter.

beugen. Die Hauptsache bleibt immer, daß wir uns selber genug thun.

Von mir darf ich Dieses rühmen, ich war nie mit mir selbst zufriedener als eben jetzt, und nie war ich so gleichgültig wie jetzt gegen alle Stimmen der Außenwelt.

Leider leide ich oft an einem Augenübel, wobei Sichel immer kuriert. Ich habe keinen blinden Glauben an ihn, sondern, was mehr sagen will, einen sehenden Glauben. Ich verdanke ihm manchmal, daß ich sehen kann. In diesem Augenblick habe ich eine Halsentzündung. — Sie sehen, Jeder ist in seiner Art beschäftigt. — Ich bin aus dem Bette aufgestiegen, um diesen Brief zu schreiben, und will mich gleich wieder niederlegen; Sie entschuldigen daher mein schlechtes und verworrenes Schreiben.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

An Dr. Gustav Kolb in Augsburg.

Liebster Kolb!

Einliegender Artikel ist von dem hiesigen Herrn A. Weill, der viel Geist hat, auch gut unterrichtet ist, aber leider nicht sehr methodisch denkt und schreibt. Er bat mich, Ihnen denselben für die

„Allg. Ztg.“ zu schicken, und ich entledige mich hiermit dieses Auftrags. Ich selber leide in diesem Augenblick an einem sehr hartnäckigen Kopfsübel, wobei mir der Arzt alles Schreiben untersagt. Sie werden daher in diesem Monat selten Brief von mir erhalten; nur in wichtigen Momenten werden Sie mich immer auf meinem Posten finden. Ich glaube den Lärm dieses Jahres zur rechten Zeit vorausgesehen zu haben. Setzt bin ich der Meinung, daß die Dinge wieder ihren ruhigen Lauf nehmen.

Die Gesandten sind hier wüthend, daß Thiers die eleusinischen Geheimnisse der Diplomatie vor aller Welt enthüllte. — Die hiesigen deutschen Radikalen sind in diesem Augenblick mehr als je gegen die „Allg. Ztg.“ erbost; ich weiß nicht, weshalb.

Ihr Freund

H. Heine.
25. rue Bleue.

Paris, den 1. December*).

Grüßen Sie mir Lebret.

*) 1840.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

S. Seine's

s ä m m t l i c h e W e r k e .

Heinrich Heine's
sämmliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Supplement-Band.

Letzte Gedichte und Gedanken.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1875.

Letzte
Gedichte und Gedanken

von

Heinrich Heine.

Aus dem Nachlasse des Dichters.

Il morto Enrico poetava ancora.

Vierte Auflage.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1875.

Das Recht der Übersetzung wird vorbehalten.

Inhalt.

Vorwort des Herausgebers	Seite IX
------------------------------------	-------------

Gedichte.

I.

Lieder.

1. Wenn junge Herzen brechen	3
2. Jegliche Gestalt belleidend	4
3. Die Wälder und Felder grünen	5
4. Ich dacht' an sie den ganzen Tag	6
5. Ich will mich im grünen Wald ergehen	7
6. Wir wollen jetzt Frieden machen	7
7. Es faßt mich wieder der alte Muth	8
8. Tag und Nacht hab' ich gedichtet	8
9. Daß ich dich liebe, o Mäpchen	9
10. Gewiß, gewiß, der Rath wär' gut	9
11. Lieben und Hassen, Hassen und Lieben	9
An J. B. Rousseau	10
Dressdener Poesie	11
Berlin	12
Erinnerung	13
Ramsgate	16
Zum Polterabend.	
1. Mit deinen großen, allwissenden Augen	17
2. O, du kanntest Koch und Küche	17
3. O, die Liebe macht uns selig	18
4. Der weite Boden ist überzogen	19
5. Es kommt der Lenz mit dem Hochzeitsgeschenk	20
An die Tochter der Geliebten	21

II.

	Seite
Die Flucht	25
Lieder.	
1. Welch ein zierlich Ebenmaß	26
2. „Augen, sterblich schöne Sterne“	27
3. Es erklingt wie Liebestöne	27
4. Was bedeuten gelbe Rosen?	28
5. Besel'gend ist es, wenn die Knospe	28
6. Wir müssen zugleich uns betrüben	28
7. Das macht den Menschen glücklich	29
8. Mit dummen Mädchen, hab' ich gedacht	29
Einem Abtrünnigen	30
Die ungetreue Luise	31
Ritty.	
1. Augen, die ich längst vergessen	32
2. Mir redet ein die Eitelkeit	32
3. Es glänzt so schön die sinkende Sonne	33
4. Er ist so herzbeweglich	34
5. Es läuft dahin die Barke	34
6. Das Glück, das gestern mich geküßt	35
Wo?	36

III.

Hymnus	39
An einen politischen Dichter	40
Stoßseufzer	41
Fragment. (Die Gule studierte Bandelken)	42
Varianten und Fragmente zum „Atta Troll.“ 1—3.	43
Abschied von Paris	45
Zur Notiz	47
Testament	48

IV.

	Seite
Bimini. I—IV.	53
Warnung	86
Duelle	87
Erlauschtes	88
Aus der Zopfzeit	90
An Eduard G.	93
Simplicissimus I.	94
König Langohr I.	98
Zur Teleologie	104
Guter Rath	108
Päan	109
Der Wanzerich. 1. 2.	110
Die Menge thut es	113
Antwort	117
1649—1793—????	118
Die Wanderratten	119
Zum „Lazarus“	
1. Mir lodert und wogt im Hirn eine Fluth	122
2. Wenn sich die Blutegel vollgesogen	125
3. Im lieben Deutschland daheime	126
4. Geleert hab' ich nach Herzenswunsch	127
5. Die Liebesgluthen, die so lodernb flammten.	127
6. Es geht am End', es ist kein Zweifel	127
7. Welcher Frevel, Freund! Abtrünnig	128
8. Glaube nicht, daß ich aus Dummheit	129
9. Hab' eine Jungfrau nie verführet	130
10. Ewigkeit, wie bist du lang	130
11. Stunden, Tage, Ewigkeiten	131
12. Worte! Worte! keine Thaten!	131
13. Für eine Grille fedes Wagen	132
14. Mittelalterliche Rohheit	133
15. Es gab den Dolch in deine Hand	134
16. Sie küßten mich mit ihren falschen Lippen	136
17. Es kommt der Tod — jetzt will ich sagen	137
Der Scheidende	138

Gedanken und Einfälle.

	Seite
I. Persönliches	141
II. Religion und Philosophie	143
III. Kunst und Literatur	155
IV. Staat und Gesellschaft	179
V. Frauen, Liebe und Ehe	196
VI. Vermischte Einfälle	198
VII. Bilder und Farbenstriche	205

Vermischte Aufsätze und Briefe.

Albert Methfessel	213
Nachträge zu den „Reisebildern“	215
Verschiedenartige Geschichtsauffassung	242
Zu den „Göttern im Exil“	246
Briefe über Deutschland	250
Die Februarrevolution	261
Waterloo	264
Loeve-Weimars	276
Vorrede zur letzten französischen Ausgabe der „Reisebilder“	283
Eingangsworte zur französischen Übersetzung eines lapp- ländischen Gedichts	285
Briefe an Mathilde Heine 1—17	289
Anmerkungen	316

Vorwort des Herausgebers.

Zwischen dem Tode H. Heine's und der jetzt endlich ermöglichten Veröffentlichung seines literarischen Nachlasses ist ein Zeitraum von mehr als dreizehn Jahren verfloßen. Unter gewöhnlichen Umständen dürfte es kaum überraschen, wenn im Verlauf einer so langen Periode das Interesse des Publikums an den Werken eines Schriftstellers, der in so eminentem Grade ein Sohn seiner Zeit war, merklich erkaltet wäre. In Bezug auf H. Heine ist jedoch eher das Umgekehrte der Fall. Zur Zeit seines Hinscheidens war die Zahl seiner Freunde und Verehrer äußerst gering, Wenige folgten seinem Sarge, und selbst angesehenere Journale empfanden nicht die Pflicht, einem Manne, der einer ganzen Literaturepoche den Stempel seines Genius aufgedrückt, mehr als einen dürren Nekrolog unter den Tagesnotizen zu widmen. Erst seit eine wohlgeordnete Gesamtausgabe seiner Werke einen bequemen Überblick seiner Leistungen gewährt, und seit eine

tiefer eindringende Kritik den bedeutsamen Zusammenhang seines Entwicklungsganges mit den bewegenden Ideen des Jahrhunderts in ein helleres Licht gestellt, ist die Popularität Heine's wieder in beständigem Wachsen begriffen. Wir glauben daher, daß sein schriftstellerischer Nachlaß heute eine gewogenere Aufnahme und eine unparteilichere Würdigung finden wird, als sie demselben zu Ende der fünfziger Jahre hätte prognosticiert werden dürfen. Zudem ist der innere Werth und Reichthum dieser posthumen Gabe wohlgeeignet, den Leser für ihr verzögertes Erscheinen hinreichend zu entschädigen. Die langerwarteten „Memoiren“ sind freilich nicht dabei — sie befanden sich bis vor Kurzem in Händen des Herrn Gustav Heine zu Wien, und wenn die seither nicht widerrufene Angabe der Tagesblätter sich bestätigt, wonach das kostbare Manuscript im vorigen Jahre durch Vermittlung des Fürsten Richard Metternich an die österreichische Regierung verkauft und in den Archiven der k. k. Hofbibliothek eingesargt worden ist, so dürfte dasselbe voraussichtlich noch lange, wo nicht für immer, der Kenntniß des Publikums entzogen bleiben, oder doch nur in sehr verstümmelter Gestalt dereinst an die Öffentlichkeit gelangen. Um so erfreulicher ist es, daß die Wittwe H. Heine's sich jetzt entschlossen hat, den gesamten übrigen literarischen Nachlaß des Dichters in den Originalhandschriften der Verlagshandlung zu über-

mitteln, welche es für ihre Pflicht hielt, die Herausgabe dieses letzten Vermächtnisses eines der ausgezeichnetsten Geister unsres Jahrhunderts so viel wie irgend thunlich zu beschleunigen.

In der That tragen die von H. Heine hinterlassenen Arbeiten in Poesie und Prosa, mehr noch als der „Romancero“ und die „Vermischten Schriften,“ den Charakter eines literarischen Vermächtnisses. Der eifersüchtig über seinen Ruhm wachende Dichter hat auf seinem langjährigen Sterbelager zu wiederholten Malen eine genaue Durchsicht seiner ungedruckten Manuscripte vorgenommen, und als Opfer solcher Revisionen sind mancherlei Erzeugnisse seiner Muse, deren Veröffentlichung nach seinem Tode er zu verhindern wünschte, von ihm selbst schon bei Lebzeiten vernichtet worden. Es läßt sich also wohl annehmen, daß er, wenn auch nicht alle, so doch den weitaus größten Theil der bei seinem Tode vorgefundenen Papiere für jenen Nachlaßband bestimmt hatte, von welchem in seinen Briefen an Campe mehrfach die Rede ist, und für welchen er, unter der Voraussetzung, daß ihm selbst noch die Ordnung und Redaction desselben möglich sein würde, gerne schon im Voraus das Honorar stipuliert hätte. Der Tod ereilte ihn, bevor er diese Arbeit begonnen, und fremde Hand muß nun versuchen, in den bunt durch einander gewirren Haufen von Manuscripten durch planmäßige Ord-

nung, so weit möglich, jenen geistigen Zusammenhang zu bringen, welcher den oft fragmentarischen Charakter des Einzelnen zwar nicht verbeden, aber doch den Genuß des Gebotenen dem Leser erhöhen und das Verständnis mancher zeitgeschichtlichen Anspielung erleichtern wird.

Über die äußere Gestalt der Heine'schen Manuscripte, deren Herausgabe mir anvertraut worden, sei zunächst bemerkt, daß denselben zahlreiche bereits in der Gesamtausgabe der Werke veröffentlichte Gedichte und Prosafragmente beilagen, zwischen denen sich hie und da einzelne noch ungedruckte Lieder, Verszeilen oder Witzeinfälle befanden. Von diesen glaubte ich bloße Varianten früher schon publicierter Gedichte oder Prosa-Arbeiten für jetzt nicht berücksichtigen zu sollen, während alles wesentlich Neue und Unbekannte sorglich an betreffender Stelle eingereiht worden ist. Das Datum der Entstehung seiner einzelnen Produktionen hat Heine niemals den Originalbrouillons beigefügt; doch ließ sich in den meisten Fällen schon aus dem jedesmaligen Charakter seiner Handschrift, die zu verschiedenen Zeiten eine sehr verschiedene war, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die Zeit der Abfassung ermitteln. In der Jugend war seine Handschrift regelmäßig, ziemlich groß und schön, eine deutliche, wohl ausgebildete Kaufmannshand; in den dreißiger Jahren pflegte er seine Brouillons vorwiegend auf gelblichem

Papier mit kleinen, kritzlichen Buchstaben zu schreiben; seit dem Beginn seiner Krankheit in der Mitte der vierziger Jahre bediente er sich meist eines bläulichen Papiers, und seine vormals so zierliche und feste Schrift trug bei zunehmender Erblindung, trotz der vergrößerten Buchstaben, ein unreinliches, verwaschenes Gepräge; in den fünfziger Jahren schrieb er nur noch, im Bette sitzend, mit Bleistift auf große milchweiße Blätter in Querfolio, mühsam mit der Linken das halbgeschlossene Augenlid empor ziehend, um die immer undeutlicher werdende, unregelmäßige Schrift zu lesen. Manche dieser Aufzeichnungen sind heute schon halb verwischt; doch ist es mir, bei meiner, durch vieljähriges Studium erworbenen, genauen Kenntniß der Heine'schen Handschrift, wenn auch oft erst nach langer vergeblicher Anstrengung, geglückt, mit Hilfe einer Lupe endlich noch jedes Wort dieser zitternden Krankenhand zu entziffern.

Schwieriger fast war oftmals die Enträthselung der flüchtigen Züge und seltsamen Abbrüviaturen, mit welchen Heine in früheren Jahren seine witzigen Gedanken und Einfälle, wie die Stunde sie brachte, zu gelegentlicher Verwendung notierte, heute auf einem abgerissenen Papiersezen, morgen auf der Rückseite einer Visitenkarte oder eines Einladungsbilletts, ein andermal am Fuße eines Briefes oder auf dem leer gebliebenen Raume eines Gedichtbrouillons. Was er von diesen Bemerk-

kungen später in der einen oder andern Gestalt benutzte, hab' ich in der Regel ausgeschieden, oder, falls ich die Mittheilung aus irgend einem Grunde für wünschenswerth hielt, mit einem Hinweis auf die betreffende Stelle der sämmtlichen Werke begleitet.

Bei Zusammenstellung der Gedichte ist durchschnittlich die chronologische Ordnung bewahrt worden. Doch habe ich mir in künstlerischem Interesse manche kleine Abweichung von derselben gestattet, worüber in wichtigeren Fällen die Anmerkungen Auskunft geben. Im Allgemeinen umfaßt die erste Abtheilung Gedichte aus der Jugendzeit bis 1830; die zweite Lieder aus den dreißiger Jahren; die dritte meist politische Satiren aus der Mitte der vierziger Jahre; und die vierte fast ausnahmslos lyrische und epische Produktionen, welche seit dem Erscheinen des „Romancero“ entstanden sind. Wie schon der flüchtigste Überblick zeigt, ist jede Periode der poetischen Laufbahn Heine's durch seinen literarischen Nachlaß um werthvolle Zeugnisse bereichert worden, und wenn auch die Muthmaßung nahe liegt, daß die strenge Selbstkritik des Verfassers an dem hypersentimentalen Ton einiger Lieder aus der ersten Jugendzeit später begründeten Anstoß nahm, vermag man doch bei der überraschenden Schönheit anderer schwer zu begreifen, was ihn zu so langer Zurückhaltung derselben bewog. Das hervorragendste Interesse gewähren auf jeden Fall

die Gedichte aus seiner letzten Lebensperiode. Die heroische Obmacht des Geistes über den gebrochenen Leib zwingt uns staunende Bewunderung ab — hier wiederholt sich vor unseren Augen das Schauspiel des Prometheus, welcher, unbekümmert um den Geier, der ihm die Brust zerfleischt, den Göttern trotzt. Während sich in nicht wenigen dieser Produktionen, wie in dem unvergleichlich reinen und schönen Gedichte „Bimini“, die schöpferische Gestaltungskraft Heine's auf den höchsten Gipfel der Kunst erhebt, und selbst den entsetzlichsten Jammer physischen Elends — wir verweisen nur auf den schmerzlichen Erinnerungstraum aus der Schenke von Godesberg — poetisch zu bewältigen weiß, steigert sich in anderen dieser Erzeugnisse der weltverachtende Nihilismus, welcher das Endresultat seiner geistigen Entwicklung war, zu cynischer Wildheit, oder bisweilen gar zu so skurriler Obscönität, daß die Mittheilung einzelner solcher Krankheitsphantasien für jetzt unterbleiben mußte. Wie furchtbar der Stachel jener nihilistischen Weltanschauung sich zuletzt nicht gegen die romantischen Auswüchse allein, sondern gegen die Poesie selber kehrt, erhellt unter Anderm* aus dem Nachworte zu einem dieser nicht zur Veröffentlichung geeigneten Gedichte, wo mit nacktem Hohne erklärt wird:

Wißt ihr doch, daß jede Kunst
Ist am End' ein blauer Dunst!

Was war jene Blume, welche
Weiland mit dem blauen Kelche
So romantisch süß geblüht
In des Ofterdingen Lied?
War's vielleicht die blaue Nase
Seiner mitschwindsücht'gen Base,
Die im Adelsstifte starb?
Mag vielleicht von blauer Farb'
Ein Strumpfband gewesen sein,
Das beim Hofball fiel vom Bein
Einer Dame? — Firlifanz!
Hony soit qui mal y pense!

Zum Glück sind derartig grausame Selbstverhöhnungen der Poesie in der vorliegenden Sammlung doch nur selten, und ihr geller Verzweiflungsschrei wird durch die süß melodischen Weisen echter Kunst weit übertönt. Dazwischen klingen die altbekannten Graziosos des Heine'schen Humors lustig mit ihren Schellen; Maßmann und Benedey, Herwegh und Meyerbeer werden mit einer Lauge ägenden Spottes überschüttet; die Berliner Weißbierphilister und hochmüthig von „Kanaille“ schwatzenden Gardeleutnants werden so wenig verschont wie die Geldsäcke der Hamburger Judenschaft; sogar die harmlosen Schwabendichter, welche Anno 1837 in corpore aus dem Musenalmanach desertierten, weil derselbe mit dem Porträt H. Heine's geschmückt war, müssen sich zur Strafe

für diesen Frevel eine posthume Mederei verbsten Kalibers gefallen lassen — es ist, wie Hector Berlioz in einem ungedruckten Briefe sagt, als stünde der Dichter am Fenster seines Grabes, um diese Welt, an der er keinen Theil mehr hat, noch zu beschauen und über sie zu spotten.

Bei der ungemainen Sorgfalt, welche Heine auf die künstlerische Abrundung seiner Werke zu verwenden pflegte, unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß er bei längerem Leben manches Detail in sprachlicher wie in metrischer Hinsicht noch gefeilt und verbessert hätte. Schon in den mir vorliegenden Originalbrouillons ist, namentlich bei den Gedichten, kaum eine Zeile ohne Varianten und mehrmalige Änderungen geblieben, deren große Anzahl die Manuskripte oft noch unleserlicher macht.

Die hinterlassenen Prosa-Arbeiten Heine's sind, wie es im Voraus zu erwarten stand, größtentheils fragmentarischer Natur; doch bieten die meisten derselben nicht unwichtige Ergänzungen zu seinen übrigen Schriften. Am glänzendsten offenbart sich hier der versatile Geist des Dichters in dem Brillantfeuerwerk von „Gedanken und Einfällen“, das den Hauptbestandtheil der zweiten Hälfte dieses Nachlaßbandes ausmacht. War es doch eine charakteristische Eigenthümlichkeit des Heine'schen Genius, daß sich ihm jeder Gedanke unwillkürlich zum witzigen Impromptü gestaltete. Ich hoffe, daß es mir

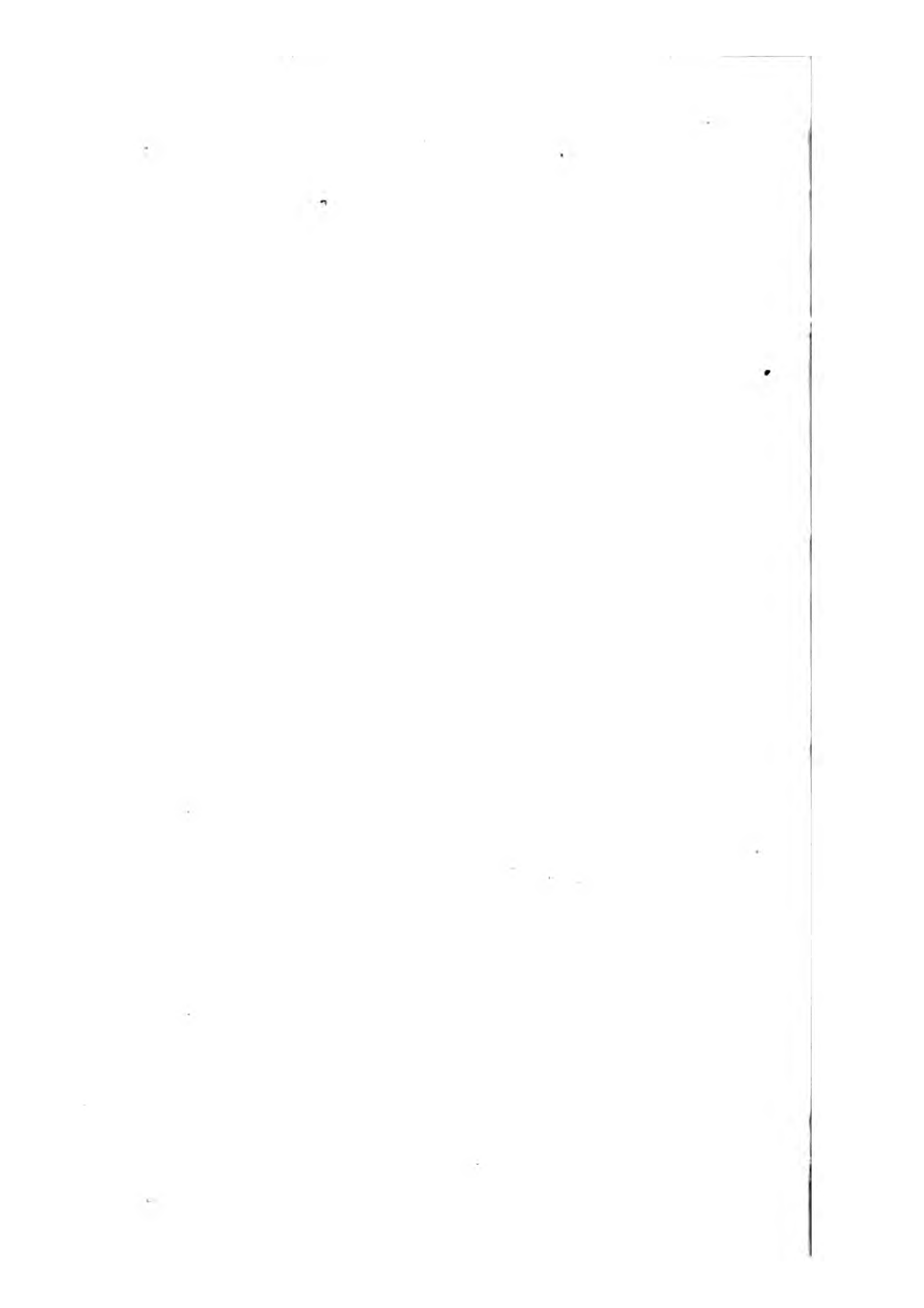
gelungen ist, diese vielen Hunderte von aphoristischen Bemerkungen über Kunst und Literatur, Religion und Philosophie, Staat und Gesellschaft, de omnibus rebus et quibusdam aliis, in so übersichtlicher Weise zu ordnen, daß die kaleidoskopisch bunten Fragmente sich jeden Augenblick gruppenförmig zu bestimmten Bildern zusammen schließen, aus denen sich, trotz der vielfach wechselnden Beleuchtung von Ernst und Scherz, die Weltanschauung des Dichters im Ganzen mit Klarheit erkennen läßt. Die meisten dieser Aufzeichnungen stammen aus den dreißiger und vierziger Jahren, äußerst wenige aus späterer Zeit.

Nicht minder werden die in wortgetreuer Übersetzung aus dem Französischen mitgetheilten Briefe Heine's an seine Frau besonderes Interesse erregen. Zum ersten Mal erhalten wir hier einen authentischen Einblick in das idyllische Schäferspiel der Ehe des Dichters, über welche gewissenloses Zeitungsgeklätsch einst so viel' unglimpfliche und grundlose Verleumdungen in Umlauf gebracht. Jede Zeile dieses anmuthig kofenden Geplauders belehrt uns, daß Heine sich in der leidenschaftlichen, oft bis zu drolligster Eifersucht gesteigerten Liebe zu dem schlichten, weltunerfahrenen, grundgutmüthigen Naturkind Mathilde herzlich beglückt fühlte. Wir sehen, wie er mit fast übertriebener Ängstlichkeit jedes unsaubere Element aus dem Kreise seiner stillbefriedeten Häuslichkeit zu verbannen sucht, wie er seiner Frau nicht minder bei

seinen Hamburger Verwandten, als bei seinen Pariser Freunden, die schuldige Achtung zu verschaffen weiß, und wie er nach fast zehnjähriger Ehe, bei kurzer Abwesenheit von Paris, seiner „Nonotte“ nahezu einen Tag um den anderen, wie ein zärtlicher Bräutigam, die anmuthigsten Liebeserklärungen schreibt. Mit rührender Aufmerksamkeit bemüht er sich, sie in ihrer Stroh Wittwenschaft zu erheitern und von Allem, was sie interessiren kann, zu unterhalten, sie jeder Sorge zu überheben, ihr alle Furcht zu benehmen, daß eine Zeile ihres unorthographischen Gefirzels in fremde Hände gerathen möchte, und jeder flüchtige Gruß von ihr versetzt ihn in jubelndes Entzücken. Der sehnsüchtige Wunsch Heine's, die Vermögensumstände seiner Frau noch über seinen Tod hinaus zu reguliren und ihr ein festes Jahreseinkommen zu sichern, spricht eben so beredt aus diesen Briefen, wie aus den herzbeweglichen Worten seines, vor Kurzem an anderer Stelle (S. Heine's Leben und Werke, von A. Strodtmann, Bd. II, S. 604 ff.) veröffentlichten Testamentes, welchem er zu Gunsten Mathildens später eine noch präzisere Fassung zu geben gedachte, — eine Absicht, die ihn noch in den letzten Lebensstunden beschäftigte, und deren volle Ausführung nur der Tod durchschnitt.

Hamburg, den 20. Oktober 1869.

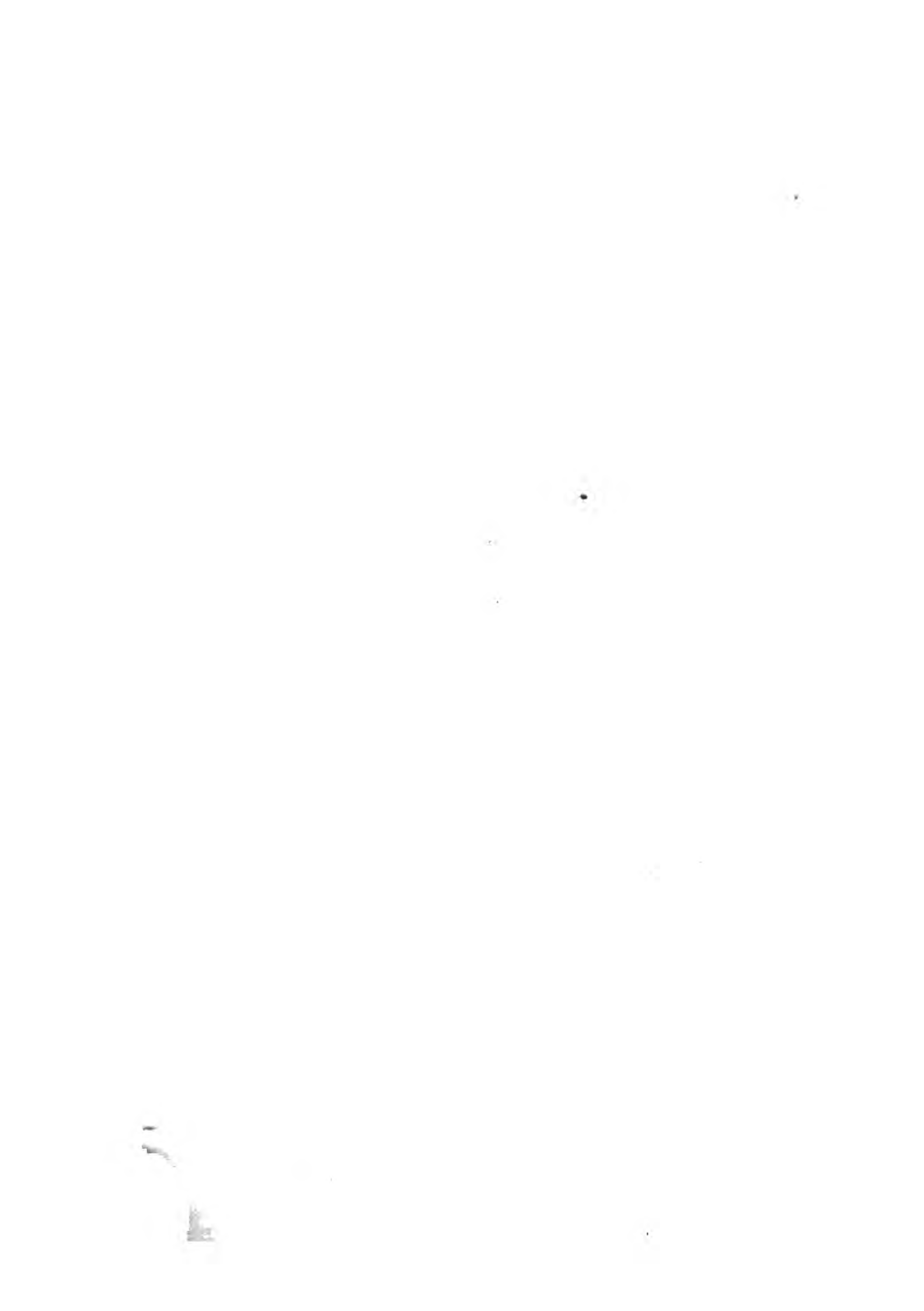
Adolf Strodtmann.



·Gedichte.



I.



Lieder.

1.

Wenn junge Herzen brechen,
So lachen drob die Sterne,
Sie lachen und sie sprechen
Herab aus der blauen Ferne:

„Die armen Menschen lieben
Sich zwar mit vollen Seelen,
Und müssen sich doch betrüben,
Und gar zu Tode quälen.

„Wir haben nie empfunden
Die Liebe, die so verderblich
Den armen Menschen drunten;
Drum sind wir auch unsterblich.“

2.

Jegliche Gestalt bekleidend,
Bin ich stets in deiner Nähe.
Aber immer bin ich leidend,
Und du thust mir immer wehe.

Wenn du, zwischen Blumenbeeten
Wandelnd in des Sommers Tagen,
Einen Schmetterling zertreten —
Hörst du mich nicht leise klagen?

Wenn du eine Rose pflückest,
Und mit kindischem Behagen
Sie entblätterst und zerstückest —
Hörst du mich nicht leise klagen?

Wenn bei solchem Rosenbrechen
Böse Dornen einmal wagen
In die Finger dich zu stechen —
Hörst du mich nicht leise klagen?

Hörst du nicht die Klagetöne
Selbst im Ton der eignen Kehle?
In der Nacht seufz' ich und stöhne
Aus der Tiefe deiner Seele.

3.

Die Wälder und Felder grünen,
Es trillert die Lerch' in der Luft,
Der Frühling ist erschienen
Mit Lichtern und Farben und Duft.

Der Lerchengesang erweicht mir
Das winterlich starre Gemüth,
Und aus dem Herzen steigt mir
Ein trauriges Klagelied.

Die Lerche trillert gar feine:
„Was singst du so trüb und bang?“
Das ist ein Liedchen, o Kleine,
Das sing' ich schon Jahre lang!

Das sing' ich im grünen Haine,
Das Herz von Gram beschwert;
Schon deine Großmutter, o Kleine,
Hat dieses Lied gehört!

4.

Ich dacht' an sie den ganzen Tag,
Und dacht' an sie die halbe Nacht.
Und als ich fest im Schlafe lag,
Hat mich ein Traum zu ihr gebracht.

Sie blüht wie eine junge Ros',
Und sitzt so ruhig, still beglückt.
Ein Kissen ruht auf ihrem Schoß,
Worauf sie weiße Küsschen sticht.

Sie schaut so sanft, begreift es nicht,
Warum ich traurig vor ihr steh'.
„Was ist so blaß dein Angesicht,
Heinrich, sag mir's, wo thut's dir weh?“

Sie schaut so sanft, und staunt, daß ich
Still weinend ihr ins Auge seh'.
„Was weinst du so bitterlich,
Heinrich, sag mir's, Wer thut dir weh?“

Sie schaut mich an mit milder Ruh',
Ich aber fast vor Schmerz vergeh'.
„Wer weh mir thut, mein Lieb, bist du,
Und in der Brust da sitzt das Weh.“

Da steht sie auf, und legt die Hand
Mir auf die Brust ganz feierlich;
Und plötzlich all mein Weh verschwand,
Und heitern Sinns erwachte ich.

5.

Ich will mich im grünen Wald ergehen,
Wo Blumen sprießen und Vögel singen;
Denn wenn ich im Grabe einst liegen werde,
Ist Aug' und Ohr bedeckt mit Erde.
Die Blumen kann ich nicht sprießen sehn,
Und Vögelgesang hör' ich nicht klingen.

6.

Wir wollen jetzt Frieden machen,
Ihr, lieben Blümelein,
Wir wollen schwätzen und lachen,
Und wollen uns wieder freun.

Du weißes Maienglöckchen,
Du Rose mit rothem Gesicht,
Du Nelke mit bunten Fleckchen,
Du blaues Bergißmeinnicht!

Kommt her, ihr Blumen, jeder
Soll mir willkommen sein —
Nur mit der schlimmen Redede
Lass' ich mich nicht mehr ein.

7.

Es faßt mich wieder der alte Muth,
Mir ist, als jagt' ich zu Roffe,
Und jagte wieder mit liebender Gluth
Nach meiner Liebsten Schlosse.

Es faßt mich wieder der alte Muth,
Mir ist, als jagt' ich zu Roffe,
Und jagte zum Streite mit haffender Wuth,
Schon harret der Kampfgenosse.

Ich jage geschwind wie der Wirbelwind,
Die Wälder und Felder fliegen!
Mein Kampfgenosß und mein schönes Kind,
Sie müssen Beide erliegen.

8.

Tag und Nacht hab' ich gedichtet,
Und hab' doch Nichts ausgerichtet;
Bin in Harmonien geschwommen,
Und bin doch zu Nichts gekommen.

9.

Daß ich dich liebe, o Möpschen,
Das ist dir wohlbekannt.
Wenn ich mit Zucker dich füttere,
So leckst du mir die Hand.

Du willst auch nur ein Hund sein,
Und willst nicht scheinen Mehr;
All' meine übrigen Freunde
Verstellen sich zu sehr.

10.

Gewiß, gewiß, der Rath wär' gut,
Hätt' Unser eins kein junges Blut.
Wir trinken aus, wir schenken ein,
Wir klopfen an, sie ruft Herein!

Hat uns die Eine fortgeschickt,
Die Andre hat uns zugenickt,
Und wird uns hier das Weinglas leer,
Ei nun, es wächst am Rheine Mehr!

11.

Lieben und Hassen, Hassen und Lieben,
Ist Alles über mich hingegangen;
Doch blieb von Allem Nichts an mir hangen,
Ich bin der Allerselbe geblieben.

An J. B. Rousseau.

(Ins Stammbuch.)

Bang hat der Pfaff sich in der Kirch' verkrochen
Der Herrschling zittert auf dem morschen Thronlein
Auf seinem Kopfe wackelt schon sein Krönlein —
Denn Rousseau's Namen hab' ich ausgesprochen.

Doch wähne nicht, das Büpplein, womit pochen
Die Mystiker, sei Rousseau's Glaubensfähnlein,
Auch halte nicht für Rousseau's Freiheit, Söhnlein,
Das Süpplein, das die Demagogen kochen:

Sei deines Namens werth, für wahre Freiheit
Und freie Wahrheit kämpf' mit deutschem Sinne,
Schlag drein mit Wort und Schwert, sei treu und bieder

Glaube, Freiheit, Minne sei deine Dreiheit,
Und fehlt dir auch das Myrtenreis der Minne,
So hast du doch den Lorbeerkranz der Lieder.

Dresdener Poesie.

Zu Dresden, in der schönen Stadt der Elbe,
Wo's giebt Taback- und Stroh- und Bersfabriken,
Erhebt sich, um die Köpfe zu berücken,
Ein Liederkränzlein und ein Liedgewölbe.

Ist nun mit Herrn und Fraun besetzt dasselbe,
So lesen vor, Gluth=Muth=Blut in den Blicken,
Herr Kuhn und Fräulein Nostiz — o Entzücken!
Ha! herrlich! Weg, Kritik, du fade, gelbe!

Am andern Tage steht es in der Zeitung,
Hell's Hellheit schwademt, Kind's Kindheit ist kindisch,
Dazwischen kriecht das krit'sche Beiblatt hündisch.

Arnoldi sorgt fürs Geld und die Verbreitung,
Zulezt kommt Böttiger und macht Spektakel,
Die Abendzeitung sei das Weltorakel.

Berlin.

Berlin! Berlin! du großes Jammerthal,
Bei dir ist Nichts zu finden, als lauter Angst und Qual
Der Officier ist hitzig, der Zorn und der ist groß:
Miserabel ist das Leben, das man erfahren muß.

Und wenn's dann Sommer ist,
So ist eine große Hitz';
So müssen wir exercieren,
Daß uns der Buckel schwitzet.

Komm' ich auf Wachtparad'
Und thu' einen falschen Schritt,
So ruft der Adjutant:
„Den Kerl dort aus dem Glied!

„Die Tasche herunter,
Den Säbel abgelegt,
Und tapfer drauf geschlagen,
Daß er sich nicht mehr regt!“

Und wenn's dann Friede ist,
Die Kräfte sind dahin;
Die Gesundheit ist verloren,
Wo sollen wir denn nun hin?

Alsdann so wird es heißen:
Ein Vogel und kein Nest!
Nun, Bruder, häng den Schnappsack an,
Du bist Soldat gewest.

Erinnerung.

Was willst du traurig liebes Traumgebilde?
Ich sehe dich, ich fühle deinen Hauch!
Du schaust mich an mit wehmuthvoller Milde;
Ich kenne dich, und ach! du kennst mich auch.

Ich bin ein kranker Mann jezund, die Glieder
Sind lebensmatt, das Herz ist ausgebrannt,
Mißmuth umflort mich, Kummer drückt mich nieder;
Viel anders war's, als ich dich einstens fand!

In stolzer Kraft, und von der Heimat ferne,
Jagte ich da nach einem alten Wahn;
Die Erd' wollt' ich zerstampfen und die Sterne
Wollte ich reißen aus der Himmelsbahn. —

Frankfurt, du hegst viel Narrn und Bösewichter,
Doch lieb' ich dich, du gabst dem deutschen Land
Manch guten Kaiser und den besten Dichter,
Und bist die Stadt, wo ich die Holde fand.

Ich ging die Zeil entlang, die schöngebaute,
Es war die Messe just, die Schacherzeit,
Und bunt war das Gewimmel, und ich schaute
Wie träumend auf des Volks Geschäftigkeit.

Da sah ich Sie! Mit heimlich süßem Staunen
Erblickt' ich da die schwebende Gestalt,
Die sel'gen Augen und die sanften Braunen —
Es zog mich fort mit seltsamer Gewalt.

Und über Markt und Straßen ging's, und weiter,
Bis an ein Gäßchen, schmal und traulich klein —
Da dreht sich um die Holde, lächelt heiter,
Und schlüpft ins Haus — ich eile hintendrein.

Die Muhme nur war schlecht, und ihrem Geize
Opferte sie des Mädchens Blüthen hin;
Willig ergab das Kind mir seine Reize,
Jedoch, bei Gott! es dacht' nicht an Gewinn.

Bei Gott! auf andre Weiber noch, als Mussen,
Versteh' ich mich, mich täuscht kein glatt Gesicht.
So, weiß ich, klopft kein einstudierter Busen,
Und solche Blicke hat die Lüge nicht.

Und sie war schön! Schöner ist nicht gewesen
Die Göttin, als sie stieg aus Wellenschaum.
Vielleicht war sie das wunderschöne Wesen,
Das ich geahnt im frühen Knabentraum!

Ich hab' es nicht erkannt! Es war umnachtet
Mein Sinn, und fremder Zauber mich umwand.
Vielleicht das Glück, wonach ich stets geschmachtet,
Ich hielt's im Arm — und hab' es nicht erkannt!

Doch schöner war sie noch in ihren Schmerzen,
Als nach drei Tagen, die ich wundersüß
Verträumt an ihrem wundersüßen Herzen,
Der alte Wahn mich weiter eilen hieß;

Als sie, mit wild verzweifelnder Gebärde
Und aufgelöstem Haar, die Hände rang,
Und endlich nieder stürzte auf die Erde,
Und laut aufweinend meine Knie umschlang!

Ach Gott! es hatte sich in meinen Sporen
Ihr Haar verwickelt — bluten sah ich sie —
Und doch riß ich mich los — und hab' verloren
Mein armes Kind, und wieder sah ich's nie!

Fort ist der alte Wahn, jedoch das Bildnis
Des armen Kinds umschwebt mich, wo ich bin.
Wo irrst du jetzt, in welcher kalten Wildnis?
Dem Elend und dem Gram gab ich dich hin!

Ramsgate.

Ein ungeheurer Kalkfelsen, gleich einem schönen, weißen Frauenbusen, erhebt sich über dem Meere, das verliebte Meer drängt sich an ihn heran, umspielt und bespritzt ihn neckend, und umschlingt ihn mit seinen gewaltigen Wellenarmen. Auf jenem weißen Felsen steht eine hohe Stadt, und dort, auf hohem Balkone, steht eine schöne Frau und spielt heitere Weisen auf der spanischen Guitarre.

Unter dem Balkone steht ein deutscher Dichter, und wie die holden Melodien zu ihm hinab steigen, so accompagniert sie seine Seele unwillkürlich, und es dringen hervor die Worte:

„O, daß ich wär' das wilde Meer,
Und du der Felsen drüber her —“

Unser deutscher Dichter hat aber diese Worte nicht gesungen, sondern bloß gedacht. Erstens fehlte es ihm an Stimme, zweitens war er zu blöde — Als er am selben Abend die schöne Frau längs der Meeresküste spazieren führte, da war er ganz und gar stumm.

Die Wellen drängten sich wilder an die weiße Felsenbrust, und über dem Wasser warf der Mond seinen langen Strahl, wie eine goldene Brücke nach dem Lande der Verheißung.

Bum Polterabend.

1.

Mit deinen großen, allwissenden Augen
Schaust du mich an, und du hast Recht:
Wie konnten wir zusammen taugen,
Da du so gut, und ich so schlecht!

Ich bin so schlecht und bitterblütig,
Und Spottgeschenke bring' ich dar
Dem Mädchen, das so lieb und gütig,
Und, ach! sogar aufrichtig war.

2.

O, du kanntest Koch und Küche,
Loch und Schliche, Thür und Thor!
Wo wir nur zusammen strebten,
Kamst du immer mir zuvor.

Jetzt heirathest du mein Mädchen,
Theurer Freund, Das wird zu toll —
Toller ist es nur, daß ich dir
Dazu gratulieren soll!

3.

„O, die Liebe macht uns selig,
O, die Liebe macht uns reich!“
Also singt man tausendflehlig
In dem heil'gen röm'schen Reich.

Du, du fühlst den Sinn der Lieder,
Und sie klingen, theurer Freund,
Jubelnd dir im Herzen wieder,
Bis der große Tag erscheint:

Wo die Braut, mit rothen Bäckchen,
Ihre Hand in deine legt,
Und der Vater, mit den Säckchen,
Dir den Segen überträgt.

Säckchen voll mit Geld, unzählig,
Kinnen, Betten, Silberzeug —
O, die Liebe macht uns selig,
O, die Liebe macht uns reich!

4.

Der weite Boden ist überzogen
Mit Blumenbeden, der grüne Wald,
Er wölbt sich hoch zu Siegesbogen,
Gefiederte Einzugmusik erschallt.

Es kommt der schöne Lenz geritten,
Sein Auge sprüht, die Wange glüht!
Ihr solltet ihn zur Hochzeit bitten,
Denn gerne weilt er, wo Liebe blüht.

5.

Es kommt der Lenz mit dem Hochzeitgeschenk,
Mit Jubel und Musicieren,
Das Bräutchen und den Bräutigam
Kommt er zu gratulieren.

Er bringt Jasmin und Röslein,
Und Veilchen und duftige Kräutchen —
Und Sellerie für den Bräutigam,
Und Spargel für das Bräutchen.

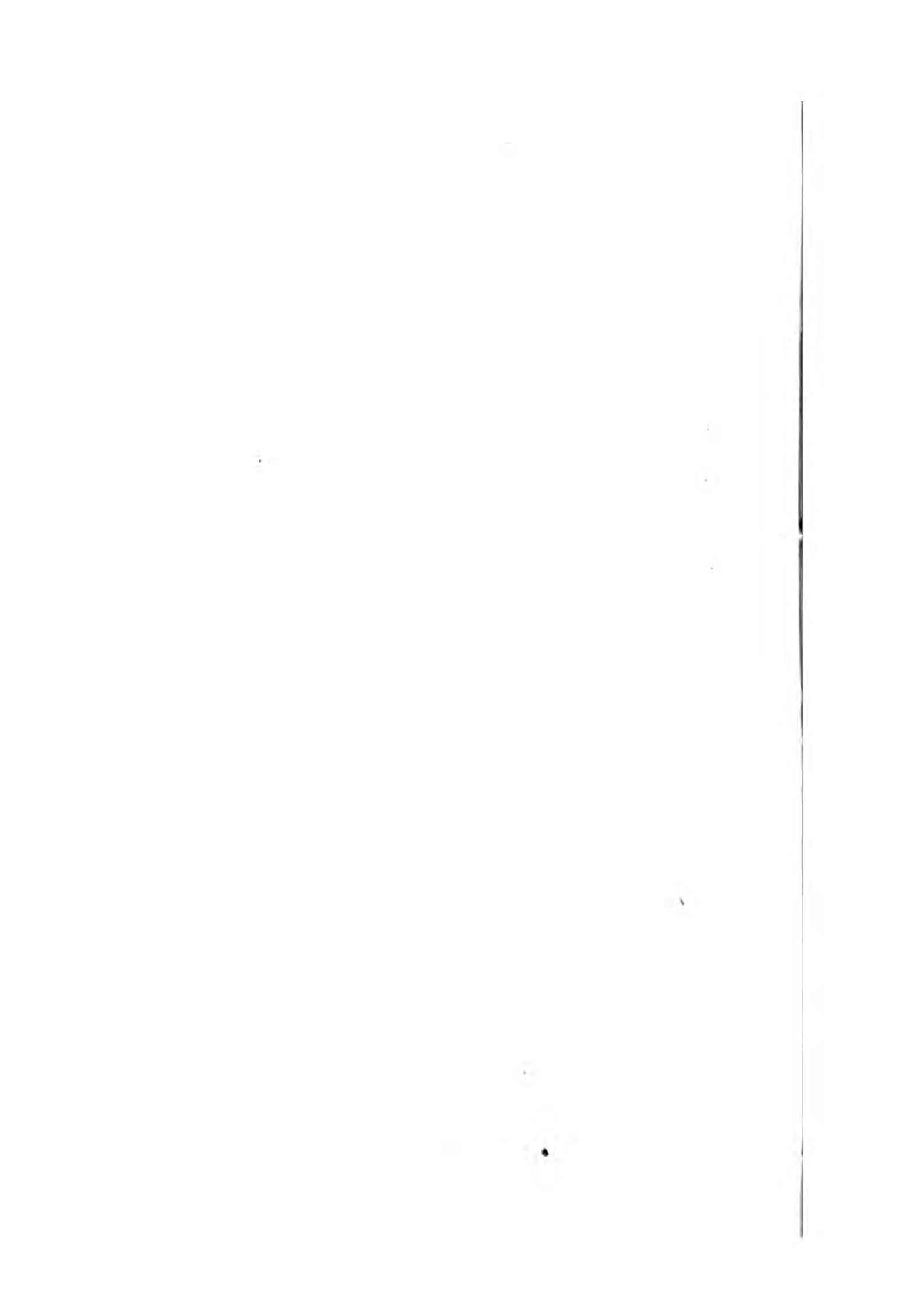
An die Tochter der Geliebten.

Ich seh' dich an und glaub' es kaum —
Es war ein schöner Rosenbaum —
Die Düste stiegen mir lockend zu Häupten,
Daß sie zuweilen das Hirn betäubten —
Es blüht hervor die Erinnerung —
Ach! damals war ich närrisch und jung —
Jetzt bin ich alt und närrisch — Ein Stechen
Fühl' ich im Aug' — Nun muß ich sprechen
In Reimen sogar — es wird mir schwer,
Das Herz ist voll, der Kopf ist leer!

Du kleine Koufinknospe! es zieht
Bei deinem Anblick durch mein Gemüth
Gar seltsame Trauer, in seinen Tiefen
Erwachen Bilder, die lange schliefen —
Sirenenbilder, sie schlagen auf
Die lachenden Augen, sie schwimmen herauf
Lustplätschernd — die Schönste der Schar,
Die gleicht dir selber auf ein Haar!

Das ist der Jugend Frühlingstraum —
Ich seh' dich an und glaub' es kaum!
Das sind die Züge der theuren Sirene,
Das sind die Blicke, Das sind die Töne —
Sie hat ein süßkrötiges Stimmelein,
Bezaubernd die Herzen groß und klein —
Die Schmeicheläuglein spielen ins Grüne,
Meerwunderlich mahnend an Delphine —
Ein bischen spärlich die Augenbraun,
Doch hochgewölbt und anzuschau'n
Wie annuthstolze Siegesbogen —
Auch Grübchenringe, lieblich gezogen
Dicht unter das Aug' in den rothigen Wänglein —
Doch leider! weder Menschen noch Englein
Sind ganz vollkommen — das herrlichste Wesen
Hat seine Fehler, wie wir lesen
In alten Märchen. Herr Lusignan,
Der einst die schönste Meerfee gewann,
Hat doch an ihr, in manchen Stunden,
Den heimlichen Schlangenschwanz gefunden.

II.



Die Flucht.

Die Meeresfluthen blitzen,
Bestrahlt vom Mondenschein.
Im schwanken Rahne sitzen
Zwei Buhlen, die schiffen allein.

„Du wirst ja blaß und blaffer,
Du Herzallerliebste mein!“

„„Geliebter! dort rudert's im Wasser,
Mein Vater holt uns ein.““ —

„Wir wollen zu schwimmen versuchen,
Du Herzallerliebste mein.“ —

„„Geliebter! ich hör' ihn schon fluchen,
Ich höre ihn toben und schrein.““ —

„Halt nur den Kopf in die Höhe,
Du Herzallerliebste mein!“ —

„„Geliebter! das Wasser, o wehe,
Dringt mir in die Ohren hinein.““ —

„Es werden steif mir die Füße,
O Herzallerliebste mein!“ —

„„Geliebter! der Tod muß süße
In deinen Armen sein.““

Lieder.

1.

Welch ein zierlich Ebenmaß
In den hochgeschossnen Gliedern!
Auf dem schlanken Hälschen wiegt sich,
Ein bezaubernd kleines Köpfchen.

Reizend halb und halb auch rührend
Ist das Antlitz, wo sich mischen
Wollustblicke eines Weibes
Und das Lächeln eines Kindes.

Läg' nur nicht auf deinen Schultern
Sie und da, wie dicker Schatten,
Etwas Erdenstaub, ich würde
Mit der Venus dich vergleichen —

Mit der Göttin Aphrodite,
Die der Meeresfluth entstiegen,
Anmuthblühend, schönheitstrahlend,
Und, versteht sich, wohlgewaschen.

2.

„Augen, sterblich schöne Sterne!“
Also mag das Liedchen klingen,
Das ich weiland in Toskana
An dem Meere hörte singen.

Eine kleine Dirne sang es,
Die am Meere Netze flichte;
Sah mich an, bis ich die Lippen
An ihr rothes Mündchen drückte.

An das Lied, an Meer und Netze
Hab' ich wieder denken müssen,
Als ich dich zuerst erblickte —
Doch nun muß ich dich auch küssen.

3.

Es erklingt wie Liebestöne
Alles, was ich denk' und fühl'.
Ach! da hat der kleine schöne
Liebesgott die Hand im Spiel.

Der Maestro im Theater
Meines Herzens ist er jetzt;
Was ich fühl' und denke, hat er
Gleich schon in Musik gesetzt.

4.

Was bedeuten gelbe Rosen? —
Liebe, die mit Ärger kämpft,
Ärger, der die Liebe dämpft,
Lieben und sich dabei erbosen.

5.

(Fragment.)

Befel'gend ist es, wenn die Knospe
Sich zitternd unserm Kuß erschließt;
Nicht mindre Lust gewährt die Blume,
Die blühend stolz in Duft zerfließt.

6.

Wir müssen zugleich uns betrüben
Und lachen, wenn wir schaun,
Daß sich die Herzen lieben
Und sich die Köpfe nicht traun.

Fühlst du, mein süßes Liebchen,
Wie liebend mein Herz bewegt?
Sie schüttelt das Köpfschen und flüstert:
„Gott weiß, für Wen es schlägt!“

7.

Das macht den Menschen glücklich,
Das macht den Menschen matt,
Wenn er drei sehr schöne Geliebte
Und nur zwei Beine hat.

Der Einen lauf' ich des Morgens,
Der Andern des Abends nach;
Die Dritte kommt zu mir des Mittags
Wohl unter mein eignes Dach.

Lebt wohl, ihr drei Geliebten,
Ich hab' zwei Beine nur,
Ich will in ländlicher Stille
Genießen die schöne Natur.

8.

Mit dummen Mädchen, hab' ich gedacht,
Nichts ist mit dummen anzufangen;
Doch als ich mich an die klugen gemacht,
Da ist es mir noch schlimmer ergangen.

Die klugen waren mir viel zu klug,
Ihr Fragen machte mich ungeduldig,
Und wenn ich selber das Wichtigste frug,
Da blieben sie lachend die Antwort schuldig.

Einem Abtrünnigen.

O des heiligen Jugendmuthes!
O, wie schnell bist du gebändigt!
Und du hast dich, kühlern Blutes,
Mit dem lieben Herrn verständigt.

Und du bist zu Kreuz gekrochen,
Zu dem Kreuz, das du verachtetest,
Das du noch vor wenig' Wochen
In den Staub zu treten dachtest!

O, Das thut das viele Lesen
Jener Schlegel, Haller, Burke —
Gestern noch ein Held gewesen,
Ist man heute schon ein Schurke.

Die ungetreue Luise.

Die ungetreue Luise,
Sie kam mit sanftem Geflüster.
Da saß der arme Ulrich,
Die Herzen, die brannten so düster.

Sie koste und sie scherzte,
Sie will ihn heiter machen ...
„Mein Gott, wie bist du verändert,
Ich hör' dich nicht mehr lachen!“

Sie koste und sie scherzte,
Zu seinen Füßen gelagert ...
„Mein Gott, wie deine Hände
So kalt und abgemagert!“

Sie koste und sie scherzte,
Doch musste sie wieder stoßen ...
„Mein Gott, so grau wie Asche
Sind jezo deine Locken!“

Da saß der arme Ulrich,
Sein Herz war wie gebrochen,
Er küßte sein böses Liebchen,
Doch hat er kein Wort gesprochen.

Kitty.

1.

Augen, die ich längst vergessen,
Wollen wieder mich verstricken,
Wieder bin ich wie verzaubert
Von des Mädchens sanften Blicken.

Ihre Lippen küssen wieder
Mich in jene Zeit zurücke,
Wo ich schwamm des Tags in Thorheit,
Und des Nachts in vollem Glücke.

2.

Mir redet ein die Eitelkeit,
Daß du mich heimlich liebest;
Doch klügre Einsicht flüstert mir,
Daß du nur Großmuth übest;

Daß du den Mann zu würd'gen strebst,
Den Andre unterschätzen,
Daß du mir doppelt gütig bist,
Weil Andre mich verlegen.

Du bist so hold, du bist so schön,
So tröstlich ist dein Rosen!
Die Worte klingen wie Musik,
Und duften wie die Rosen.

Du bist mir wie ein hoher Stern,
Der mich vom Himmel grüßet,
Und meine Erdennacht erhellt,
Und all mein Leid versüßet.

3.

Es glänzt so schön die sinkende Sonne,
Doch schöner ist deiner Augen Schein.
Das Abendroth und deine Augen,
Sie strahlen mir traurig ins Herz hinein.

Das Abendroth bedeutet Scheiden
Und Herzensnacht und Herzensweh.
Bald fließet zwischen meinem Herzen
Und deinen Augen die weite See.

4.

Er ist so herzbeweglich,
Der Brief, den sie geschrieben:
Sie werde mich ewig lieben,
Ewig, unendlich, unsäglich.

Sie ennuyiere sich täglich,
Ihr sei die Brust beklommen —
„Du mußt herüber kommen
Nach England, so bald als möglich.“

5.

Es läuft dahin die Barke,
Wie eine flinke Gemse.
Bald sind wir auf der Themse,
Bald sind wir im Regentspark.

Da wohnet meine Kitty,
Mein allerliebstes Weibchen;
Es giebt kein weißeres Leibchen
Im West-End und in der City.

Schon meiner Ankunft gewärtig,
Füllt sie den Wasserkessel
Und rückt an den Herd den Sessel;
Den Thee, den find' ich fertig.

6.

Das Glück, das gestern mich geküßt,
Ist heute schon zerronnen,
Und treue Liebe hab' ich nie
Auf lange Zeit gewonnen.

Die Neugier hat wohl manches Weib
In meinen Arm gezogen;
Hat sie mir mal ins Herz geschaut,
Ist sie davon geflogen.

Die Eine lachte, eh' sie ging,
Die Andre thät erblaffen;
Nur Kitty weinte bitterlich,
Bevor sie mich verlassen.

Wo?

Wo wird einst des Wandermüden
Letzte Ruhestätte sein?
Unter Palmen in dem Süden?
Unter Linden an dem Rhein?

Werd' ich wo in einer Wüste
Eingescharrt von fremder Hand?
Oder ruh' ich an der Küste
Eines Meeres in dem Sand?

Immerhin! Mich wird umgeben
Gotteshimmel, dort wie hier,
Und als Todtenlampen schweben
Nachts die Sterne über mir.

III.

Hymnus.

Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme.

Ich habe euch erleuchtet in der Dunkelheit, und als die Schlacht begann, focht ich voran, in der ersten Reihe.

Rund um mich her liegen die Leichen meiner Freunde, aber wir haben gesiegt. Wir haben gesiegt, aber rund umher liegen die Leichen meiner Freunde. In die jauchzenden Triumphgesänge tönen die Choräle der Tottenfeier. Wir haben aber weder Zeit zur Freude noch zur Trauer. Auf's Neue erklingen die Trommeten, es gilt neuen Kampf —

Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme.

An einen politischen Dichter.

Du singst, wie einst Tyrtäus sang,
Von Heldenmuth befeelet,
Doch hast du schlecht dein Publikum
Und deine Zeit gewählt.

Beifällig horchen sie dir zwar,
Und loben, schier begeistert:
Wie edel dein Gedankenflug,
Wie du die Form bemeistert.

Sie pflegen auch beim Glase Wein
Ein Vivat dir zu bringen,
Und manchen Schlachtgesang von dir
Lautbrüllend nachzusingen.

Der Knecht singt gern ein Freiheitslied
Des Abends in der Schenke:
Das fördert die Verdauungskraft,
Und würzet die Getränke.

Stoßseufzer.

Unbequemer neuer Glauben!
Wenn sie uns den Herrgott rauben,
Hat das Fluchen auch ein End' —
Himmel = Herrgott = Sakrament!

Wir entbehren leicht das Beten,
Doch das Fluchen ist vonnöthen,
Wenn man gegen Feinde rennt —
Himmel = Herrgott = Sakrament!

Nicht zum Lieben, nein, zum Hassen,
Sollt ihr uns den Herrgott lassen,
Weil man sonst nicht fluchen könnt' —
Himmel = Herrgott = Sakrament!

Fragment.

Die Eule studierte Pandekten,
Kanonisches Recht und die Glossa,
Und als sie kam nach Welschland,
Sie frug: „Wo liegt Canossa?“

Die alten, matten Raben
Sie ließen die Flügel hängen,
Sie sprachen: „Das alte Canossa
Ist längstens untergegangen.

„Wir möchten ein neues bauen,
Doch fehlt dazu das Beste:
Die Marmorblöcke, die Quadern,
Und die gekrönten Gäste.“

Varianten und Fragmente zum „Atta Troll.“

1.

Traum der Sommernacht, phantastisch
Zwecklos ist mein Lied, ja zwecklos
Wie das Leben, wie die Liebe.
Keinem Zeitbedürfnis dient es.

Sucht darin nicht die Vertretung
Hoher Vaterlandsintressen;
Diese wollen wir befördern,
Aber nur in guter Prosa.

Ja, in guter Prosa wollen
Wir das Joch der Knechtschaft brechen —
Doch in Versen, doch im Liebe'
Blüht uns längst die höchste Freiheit.

Hier im Reich der Poesie,
Hier bedarf es keiner Kämpfe,
Lass uns hier den Thyrsus schwingen
Und das Haupt mit Rosen kränzen!

2.

Sternenfunkelnd liegt die Nacht
Auf den Bergen, wie ein Mantel
Von pechschwarzem Hermelin,
Der gespißt mit goldnen Schwänzchen.

Es versteht sich, daß der Kürschner
Toll war, der den Hermelin
Pechschwarz färbte und mit goldnen
Statt mit schwarzen Schwänzchen spißte —

Häng' dich, Freiligrath, daß du
Nicht ergrübelt hast das Gleichnis
Von dem schwarzen Hermelin,
Der gespißt mit goldnen Schwänzchen.

3.

In dem großen Viehstall Gottes,
Den wir Erde nennen, findet
Jegliches Geschöpf die Krippe
Und darin sein gutes Futter!

Abschied von Paris.

(Ursprüngliches Eingangskapitel des „Wintermärchens“.)

Ade, Paris, du theure Stadt,
Wir müssen heute scheiden,
Ich lasse dich im Überfluß
Von Wonne und von Freuden.

Das deutsche Herz in meiner Brust
Ist plötzlich krank geworden,
Der einzige Arzt, der es heilen kann,
Der wohnt daheim im Norden.

Er wird es heilen in kurzer Frist,
Man rühmt seine großen Kuren;
Doch ich gestehe, mich schaudert schon
Vor seinen derben Mixturen.

Ade, du heitres Franzosenvolk,
Ihr meine lustigen Brüder,
Gar närrische Sehnsucht treibt mich fort,
Doch komm' ich in Kurzem wieder.

Denkt euch, mit Schmerzen sehne ich mich
Nach Torfgeruch, nach den lieben
Heidschnucken der lüneburger Heid',
Nach Sauerkraut und Rüben.

Ich sehne mich nach Tabaksqualm,
Hofrätthen und Nachtwächtern,
Nach Plattdeutsch, Schwarzbrot, Grobheit sogar,
Nach blonden Predigerstöcktern.

Auch nach der Mutter sehne ich mich,
Ich will es offen gestehen,
Seit dreizehn Jahren hab' ich nicht
Die alte Frau gesehen.

Ade, mein Weib, mein schönes Weib,
Du kannst meine Qual nicht fassen,
Ich drücke dich so fest an mein Herz,
Und muß dich doch verlassen.

Die lechzende Qual, sie treibt mich fort
Von meinem süßesten Glücke —
Muß wieder athmen deutsche Luft,
Damit ich nicht ersticke.

Die Qual, die Angst, der Ungeßüm,
Das steigert sich bis zum Krampfe. ✓
Es zittert mein Fuß vor Ungebuld,
Daß er deutschen Boden stampfe.

Vor Ende des Jahres bin ich zurück
Aus Deutschland, und ich denke
Auch ganz genesen, ich kaufe dir dann
Die schönsten Neujahrs Geschenke.

Bur Notiz.

Die Philister, die Beschränkten,
Diese geistig Eingengten,
Darf man nie und nimmer necken.
Aber weite, kluge Herzen
Wissen stets in unsren Scherzen
Lieb' und Freundschaft zu entdecken.

Testament.

Ich mache jetzt mein Testament,
Es geht nun bald mit mir zu End'.
Nur wundere ich mich, daß nicht schon längstens
Mein Herz gebrochen vor Gram und Ängsten.

Du aller Frauen Huld und Zier,
Luise! ich vermache dir
Zwölf alte Hemde und hundert Flöhe,
Und dreimalhunderttausend Flüche.

Dem guten Freund, der mit gutem Rath
Mir immer rieth und nie was that,
Jetzt, als Vermächtnis, rath' ich ihm selber:
Nimm eine Kuh und zeuge Kälber.

Wem geb' ich meine Religion,
Den Glauben an Vater, Geist und Sohn?
Der Kaiser von China, der Rabbi von Posen,
Sie sollen Beide darum losen.

Den deutschen Freiheits- und Gleichheitsstraum,
Die Seifenblasen vom besten Schaum,
Vermach' ich dem Censor der Stadt Krähwinkel;
Nahrhafter freilich ist Bumpnickel.

Die Thaten, die ich noch nicht gethan,
Den ganzen Vaterlandsrettungsplan,
Nebst einem Recept gegen Katzenjammer,
Vermach' ich den Helden der badischen Kammer.

Und eine Schlafmütz', weiß wie Kreid',
Vermach' ich dem Better, der zur Zeit
Für die Heidschnuckenrechte so kühn geredet;
Jetzt schweigt er wie ein echter Römer.

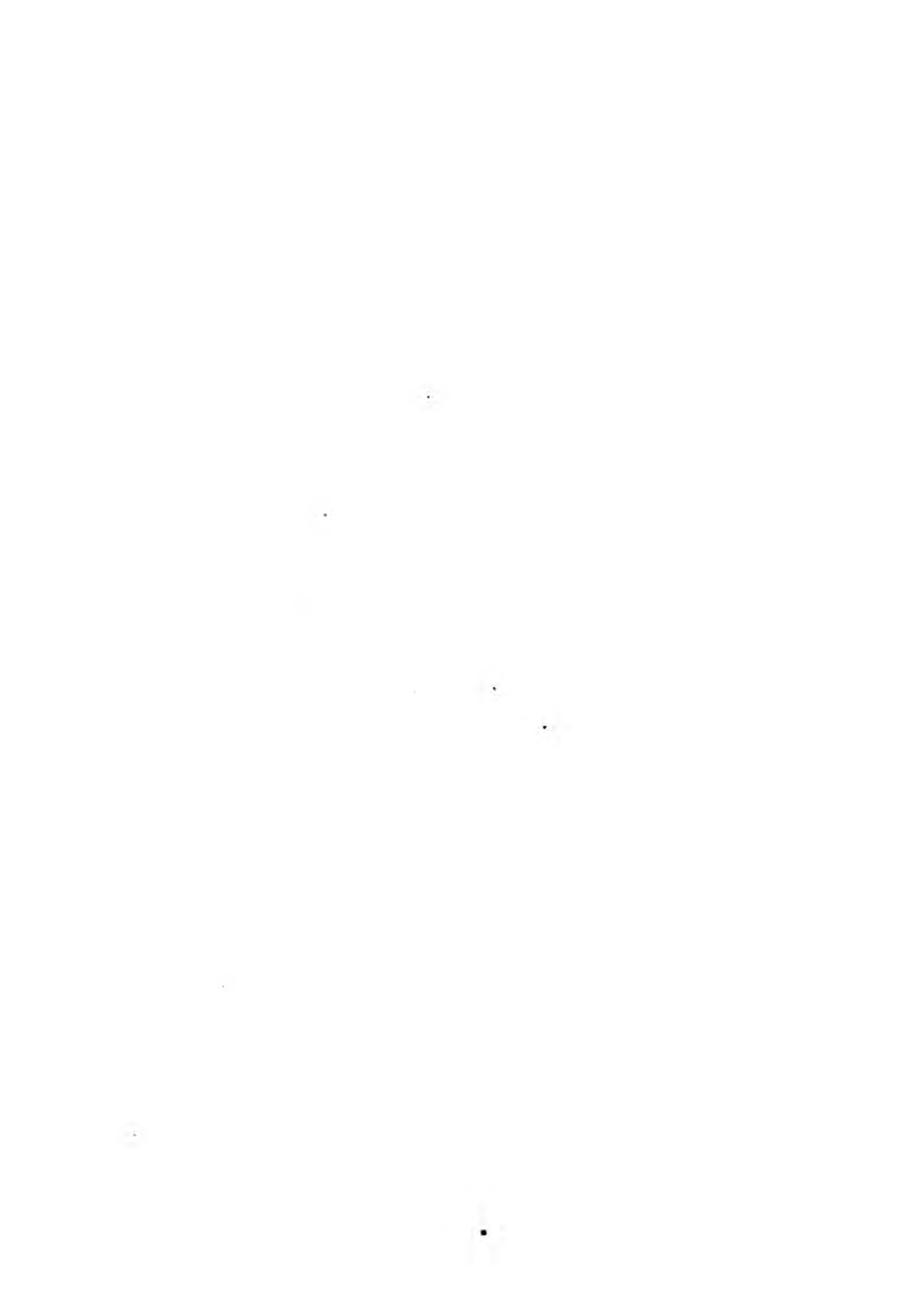
Und ich vermache dem Sittenwart
Und Glaubensvogt zu Stuttegard
Ein Paar Pistolen, (doch nicht geladen,)
Kann seiner Frau damit Furcht einjagen.

Ein treues Abbild von meinem St—ß
Vermach' ich der schwäbischen Schule; ich weiß,
Ihr wolltet mein Gesicht nicht haben,
Nun könnt ihr am Gegentheil euch laben.

Zwölf Krüge Seidlitz's Wasser vermach'
Ich dem edlen Dichtergemüth, das, ach!
Seit Jahren leidet an Sangesverstopfung;
Ihn tröstete Liebe, Glaube und Hoffnung.

Und Dieses ist ein Codicill:
Für den Fall, daß Keiner annehmen will
Die erwähnten Legate, so sollen sie alle
Der römisch-katholischen Kirche verfallen.

IV.



B i m i n i .

Prolog.

Wunderglaube! blaue Blume,
Die verschollen jetzt, wie prachtvoll
Blühte sie im Menschenherzen
In der Zeit, von der wir singen!

Wunderglaubenszeit! Ein Wunder
War sie selbst. So viele Wunder
Gab es damals, daß der Mensch
Sich nicht mehr darob verwundert.

Wie im kühlsten Werkeltagslicht
Der Gewohnheit, sah der Mensch
Manchmal Dinge, Wunderdinge,
Welche überflügeln konnten

In der Tollheit selbst die tollsten
Fabeleien in Legenden
Frommer hirnverbrannter Mönche
Und in alten Ritterbüchern.

Eines Morgens, bräutlich blühend,
Tauchte aus des Oceanes
Blauen Fluthen ein Meertwunder,
Eine ganze neue Welt —

Eine neue Welt mit neuen
Menschenarten, neuen Bestien,
Neuen Bäumen, Blumen, Vögeln,
Und mit neuen Weltkrankheiten!

Unterdesen unsre alte,
Unsre eigne alte Welt,
Umgestaltet, ganz verwandelt
Wunderbarlich wurde sie

Durch Erfindnisse des Geistes,
Des modernen Zaubergeistes,
Durch die Schwarzkunst Berthold Schwarzes'
Und die noch viel schlaure Schwarzkunst

Eines Mainzer Teufelbanners,
So wie auch durch die Magie,
Welche waltet in den Büchern,
Die von härt'gen Hexenmeistern

Aus Byzanz und aus Ägypten
Uns gebracht und hübsch verdolmetscht —
Buch der Schönheit heißt das eine,
Buch der Wahrheit heißt das andre.

Beide aber hat Gott selber
Abgefaßt in zwei verschiednen
Himmelsprachen, und er schrieb sie
Wie wir glauben, eigenhändig.

Durch die kleine Zitternadel,
Die des Seemanns Wünschelruthe,
Fand Derselbe damals auch
Einen Weg nach India,

Nach der lang gesuchten Heimat
Der Gewürze, wo sie sprießen
Schier in lieberlicher Fülle,
Manchmal gar am Boden ranken

Die phantastischen Gewächse,
Kräuter, Blumen, Stauden, Bäume,
Die des Pflanzenreiches Adel
Oder Kronjuwelen sind,

Jene seltenen Specereien
Mit geheimnisvollen Kräften,
Die den Menschen oft genesen,
Öfter auch erkranken machen —

Je nachdem sie mischt die Hand
Eines klugen Apothekers
Oder eines dummen Ungars
Aus dem *** Banat.

Als sich nun die Gartenpforte
India's erschloß — balsamisch
Wogend jetzt ein Meer von Weihrauch,
Eine Sündfluth von wollüstig

Ungeheuerlichen Düften,
Sinnberauschend, sinnbetäubend,
Strömte plötzlich in das Herz,
In das Herz der alten Welt.

Wie gepeitscht von Feuerbränden,
Flammenruthen, in der Menschen
Adern ras'te jetzt das Blut,
Lechzend nach Genuß und Gold —

Doch das Gold allein blieb Lösung,
Denn durch Gold, den gelben Stuppler,
Kann sich Jeder leicht verschaffen
Alle irdischen Genüsse.

Gold war jetzt das erste Wort,
Das der Spanier sprach beim Eintritt
In des Indianers Hütte —
Erst nachher frug er nach Wasser.

Mexiko und Peru sahen
Dieses Golddursts Orgia,
Cortez und Pizarro wälzten
Goldbesoffen sich im Golde.

Bei dem Tempelsturm von Quito,
Lopez Vacca stahl die Sonne,
Die zwölf Centner Goldes wog;
Doch dieselbe Nacht verlor er

Sie im Würfelspiele wieder,
Und im Volke blieb das Sprichwort:
„Das ist Lopez, der die Sonne
Hat verspielt vor Sonnenaufgang.“

Hei! Das waren große Spieler,
Große Diebe, Meuchelmörder,
(Ganz vollkommen ist kein Mensch.)
Doch sie thaten Wunderthaten,

Überflügelnd die Prouessen
Furchtbarlichster Soldateske,
Von dem großen Holofernes
Bis auf Haynau und Kadezki.

In der Zeit des Wunderglaubens
Thaten auch die Menschen Wunder;
Wer Unmögliches geglaubt,
Konnt' Unmögliches verrichten.

Nur der Thor war damals Zweifler,
Die verständ'gen Leute glaubten:
Vor den Tageswundern beugte
Gläubig tief sein Haupt der Weise.

Seltfam! Aus des Wunderglaubens
Wunderzeit klingt mir im Sinne
Heut beständig die Geschichte
Von Don Juan Ponce de Leon,

Welcher Florida entdeckte,
Aber jahrelang vergebens
Aufgesucht die Wunderinsel
Seiner Sehnsucht: Bimini!

Bimini! bei deines Namens
Holdem Klang, in meiner Brust
Bebt das Herz, und die verstorbenen
Jugendträume, sie erwachen.

Auf den Häuptern welle Kränze
Schauen sie mich an wehmüthig;
Todte Nachtigallen flöten,
Schluchzen zärtlich, wie verblutend.

Und ich fahre auf, erschrocken,
Meine franken Glieder schüttelnd
Also heftig, daß die Näthe
Meiner Narrenjacke plagen —

Doch am Ende muß ich lachen,
Denn mich dünket, Papageien
Kreischten drollig und zugleich
Melancholisch: Bimini.

Hilf mir, Muse, kluge Bergfee
Des Parnasses, Gottestochter,
Steh mir bei jetzt und bewähre
Die Magie der edlen Dichtkunst —

Zeige, daß du hexen kannst,
Und verwandle flugs mein Lied
In ein Schiff, ein Zauberschiff,
Das mich bringt nach Bimini!

Raum hab' ich das Wort gesprochen,
Geht mein Wunsch schon in Erfüllung,
Und vom Stapel des Gedankens
Läuft herab das Zauberschiff.

Wer will mit nach Bimini?
Steiget ein, ihr Herrn und Damen!
Wind und Wetter dienend, bringt
Euch mein Schiff nach Bimini.

Leidet ihr am Zipperlein,
Edle Herren? Schöne Damen,
Habt ihr auf der weißen Stirn
Schon ein Münzelnchen entdeckt?

Folget mir nach Bimini,
Dorten werdet ihr genesen
Von den schändlichen Gebrechen;
Hydropathisch ist die Kur!

Fürchtet Nichts, ihr Herrn und Damen,
Sehr solide ist mein Schiff;
Aus Trochäen, stark wie Eichen,
Sind gezimmert Kiel und Planken.

Phantasie sitzt an dem Steuer,
Gute Laune bläht die Segel,
Schiffsjung' ist der Wiz, der flinke;
Ob Verstand an Bord? Ich weiß nicht!

Meine Raen sind Metaphern,
Die Hyperbel ist mein Mastbaum,
Schwarz=roth=gold ist meine Flagge,
Fabelfarben der Romantik —

Tricolore Barbarossa's,
Wie ich weiland sie gesehen
Im Kyffhäuser und zu Frankfurt
In dem Dome von Sankt Paul. —

Durch das Meer der Märchenwelt,
Durch das blaue Märchenweltmeer,
Zieht mein Schiff, mein Zauberschiff,
Seine träumerischen Furchen.

Funkenstäubend, mir voran,
In dem wogenden Azur,
Plätschert, tummelt sich ein Heer
Von großköpfigen Delphinen —

Und auf ihrem Rücken reiten
Meine Wasserpostillone,
Amoretten, die pausbüdig
Auf bizarren Muschelhörnern

Schallende Fanfaren blasen —
Aber horch! da unten klingt
Aus der Meerestiefe plötzlich
Ein Geficher und Gelächter.

Ach, ich kenne diese Laute,
Diese süßmoquanten Stimmen —
Das sind schnippische Undinen,
Nixen, welche skeptisch spötteln

Über mich, mein Narrenschiff,
Meine Narrenpassagiere,
Über meine Narrenfahrt
Nach der Insel Bimini.

I.

Einsam auf dem Strand von Cuba,
Vor dem stillen Wasserspiegel,
Steht ein Mensch, und er betrachtet
In der Fluth sein Konterfei.

Dieser Mensch ist alt, doch spanisch
Kerzensteif ist seine Haltung.
Halb seemännisch, halb soldatisch
Ist sein wunderlicher Anzug.

Weite Fischerhosen hauschen
Unter einem Rock von gelber
Glennshaut; von reichgesticktem
Goldstoff ist das Bandelier.

Daran hängt die obligate
Lange Klinge von Toledo,
Und vom grauen Filzhut wehen
Blutroth fed die Hahnenfedern.

Sie beschatten melancholisch
Ein verwittert Greisenantlitz,
Welches Zeit und Zeitgenossen
Übel zugerichtet haben.

Mit den Runzeln, die das Alter
Und Strapazen eingegraben,
Kreuzen sich fatale Narben
Schlechtgeflachter Säbelhiebe.

Eben nicht mit sonderlichem
Wohlgefallen scheint der Greis
In dem Wasser zu betrachten
Sein bekümmert Spiegelbildnis.

Wie abwehrend streckt er manchmal
Seine beiden Hände aus,
Schüttelt dann das Haupt und seufzend
Spricht er endlich zu sich selber:

„Ist das Juan Ponce de Leon,
Der als Page an dem Hofe
Von Don Gomez trug die stolze
Schleppe der Alladentochter?

„Schlank und lustig war der Fant
Und die goldnen Locken spielten
Um das Haupt, das voll von Leichtsinne
Und von rosigem Gedanken.

„Alle Damen von Sevilla
Kannten seines Pferdes Hufschlag,
Und sie flogen rasch ans Fenster,
Wenn er durch die Straßen ritt.

„Rief der Reiter seinen Hunden,
Mit der Zung' am Gaumen schnalzend,
Dann durchdrang der Laut die Herzen
Hocherröthend schöner Frauen.

„Ist das Juan Ponce de Leon,
Der ein Schreck der Moren war,
Und, als wären's Distelköpfe,
Niederhieb die Turbanhäupter?

„Auf dem Blachfeld vor Granada
Und im Angesicht des ganzen
Christenheers hat Don Gonzalvo
Mir den Ritterschlag ertheilet.

„An dem Abend jenes Tages,
In dem Zelte der Infantin
Tanzte ich, beim Klang der Geigen,
Mit des Hofes schönen Damen.

„Aber weder Klang der Geigen
Noch Getöse schöner Damen
Habe ich gehört am Abend
Jenes Tages — wie ein Füllen

„Stampfte ich des Zeltes Boden,
Und vernahm nur das Gekirre,
Nur das liebliche Gekirre
Meiner ersten goldnen Sporen.

„Mit den Jahren kam der Ernst
Und der Ehrgeiz, und ich folgte
Dem Columbus auf der zweiten
Großen Weltentdeckungsreise.

„Treuſam blieb ich ihm ergeben,
Dieſem andern großen Chriſtoph,
Der das Licht des Heils getragen
Zu den Heiden durch das Waſſer.

„Ich vergeſſe nicht die Milde
Seines Blickes. Schweigſam litt er,
Klagte nur des Nachts den Sternen
Und den Wellen ſeine Leiden.

„Als der Admiral zurück ging
Nach Hiſpanien, nahm ich Dienſte
Bei Djeda, und ich ſchiffte
Mit ihm aus auf Abenteuer.

„Don Djeda war ein Ritter
Von der Fußzeh' bis zum Scheitel,
Keinen beſſern zeigte weiland
König Artus' Tafelrunde.

„Fechten, fechten war die Wolluſt
Seiner Seele. Heiter lachend
Focht er gegen wilde Kotten,
Die ihn zahllos oft umzingelt.

„Als ihn traf ein gift'ger Wurffspieß,
Nahm er stracks ein glühend rothes
Eisen, brannte damit aus
Seine Wunde, heiter lachend.

„Einst, bis an die Hüfte watend
Durch Moräste, deren Ausgang
Unbekannt, aufs Gradewohl,
Ohne Speise, ohne Wasser,

„Hatten wir schon dreißig Tage
Uns dahingeschleppt; von hundert
Zwanzig Mann schon [mehr als] achtzig
Waren auf dem Marsch verschmachtet —

„Und der Sumpf ward immer tiefer
Und wir jammerten verzweifelnd —
Doch Djeda sprach uns Muth ein,
Unverzagt und heiter lachend.

„Später ward ich Waffenbruder
Des Bilbao — dieser Held,
Der so muthig wie Djeda,
War kriegskund'ger in Entwürfen.

„Alle Adler des Gedankens
Nisteten in seinem Haupte,
Und in seinem Herzen herrlich
Strahlte Großmuth wie die Sonne,

„Ihm verdankt die Krone Spaniens
Hundert Königthümer, größer
Als Europa und viel reicher
Als Venezia und Flandern.

„Zur Belohnung für die hundert
Königthümer, die viel größer
Als Europa und viel reicher
Als Venezia und Flandern,

„Gab man ihm ein häßfen Halsband,
Einen Strick; gleich einem Sünder
Ward Bilbao auf dem Marktplatz
Sankt Sebastian's gehenkt.

„Kein so ritterlicher Degen,
Auch von geringerm Heldensinn,
Doch ein Feldherr sonder Gleichen,
War der Cortez, Don Fernando.

„In der winzigen Armada,
Welche Mexiko erobert,
Nahm ich Dienste — die Strapazen
Fehlten nicht bei diesem Feldzug.

„Dort gewann ich sehr viel Gold,
Aber auch das gelbe Fieber —
Ach! ein gutes Stück Gesundheit
Ließ ich bei den Mexikanern.

„Mit dem Golde hab' ich Schiffe
Ausgerüstet. Meinem eignen
Stern vertrauend, hab' ich endlich
Hier entdeckt die Insel Cuba,

„Die ich jetzt guberniere
Für Juanna von Castilien
Und Fernand von Arragon,
Die mir allerhöchst gewogen.

„Habe nun erlangt, wonach
Stets die Menschen gierig laufen:
Fürstengunst und Ruhm und Würden,
Auch den Calatrava-Orden.

„Bin Statthalter, ich besitze
Wohl an hunderttausend Pesos,
Gold in Barren, Edelsteine,
Säcke voll der schönsten Perlen —

„Ach, beim Anblick dieser Perlen
Werd' ich traurig, denn ich denke:
Besser wär's, ich hätte Zähne,
Zähne wie in meiner Jugend —

„Jugendzähne! Mit den Zähnen
Ging verloren auch die Jugend —
Denk' ich dran, schwachvoll ohnmächtig
Knirsch' ich mit den morschen Stummeln.

„Jugendzähne, nebst der Jugend,
Könnt' ich euch zurück erkaufen,
Gerne gäbe ich dafür
Alle meine Perlenfäcke,

„Alle meine Edelsteine,
All mein Gold, an hunderttausend
Besos werth, und obendrein
Meinen Calatrava-Orden —

„Nehmt mir Reichthum, Ruhm und Würden,
Nennt mich nicht mehr Excellenza,
Nennt mich lieber Junger Maulaff',
Junger Gimpel, Bengel, Kognas'!

„Hochgebenedeite Jungfrau,
Hab' Erbarmen mit dem Thoren,
Der sich schamhaft heimlich abzehrt,
Und verbirgt sein eitles Elend!

„Jungfrau! dir allein enthüll' ich
Mein Gemüthe, dir gestehend,
Was ich nimmermehr gestände
Einem Heil'gen in dem Himmel —

„Diese Heil'gen sind ja Männer,
Und, Caracho! auch im Himmel
Soll kein Mann mitleidig lächeln
Über Juan Ponce de Leon.

„Du, o Jungfrau, bist ein Weib,
Und obgleich unwandelbar
Deine unbefleckte Schönheit,
Weiblich klugen Sinnes fühlst du,

„Was er leidet, der vergänglich
Arme Mensch, wenn seines Leibes
Edle Kraft und Herrlichkeit
Dorrt und hinwelkt bis zum Zerbild!

„Ach, viel glücklicher, als wir,
Sind die Bäume, die gleichzeitig
Einer und derselbe Herbstwind
Ihres Blatterschmucks entkleidet —

„Alle stehen kahl im Winter,
Und da giebt's kein junges Bäumchen,
Dessen grünes Laub verhöhnte
Die verwelkten Waldgenossen.

„Ach! bei uns, den Menschen, lebt
Jeder seine eigne Fahrzeit;
Während bei dem Einen Winter,
Ist es Frühling bei dem Andern,

„Und der Greis fühlt doppelt schmerzlich
Seine Ohnmacht bei dem Anblick
Jugendlicher Ueberkräfte —
Hochgebenedeite Jungfrau!

„Rüttle ab von meinen Gliedern
Dieses winterliche Alter,
Das mit Schnee bedeckt mein Haupt,
Und mein Blut gefrieren macht —

Sag' der Sonne, daß sie wieder
Gluth in meine Adern gieße,
Sag' dem Lenze, daß er wecke
In der Brust die Nachtigallen —

„Ihre Rosen, gieb sie wieder
Meinen Wangen, gieb das Goldhaar
Wieder meinem Haupt, o Jungfrau —
Gieb mir meine Jugend wieder!“

Als Don Juan Ponce de Leon
Vor sich hinsprach Solcherlei,
Plötzlich in die beiden Hände
Drückte er sein Antlitz schmerzhaft.

Und er schluchzte und er weinte
So gewaltig und so stürmisch,
Daß die hellen Thränengüsse
Tropfen durch die magern Finger.

II.

Auf dem Festland bleibt der Ritter
Treu den alten Seemannsbräuchen,
Und wie einst auf seinem Schiffe
Schläft er Nachts in einem Hamak.

Auch die Wellenschlagbewegung,
Die so oft ihn eingeschläfert,
Will der Ritter nicht entbehren,
Und er läßt den Hamak schaukeln.

Dies Geschäft verrichtet Raka,
Alte Indianerin,
Die vom Ritter die Muskitos
Abwehrt mit dem Pfauenwedel.

Während sie die lust'ge Wiege
Mit dem greisen Kinde schaukelt,
Sullt sie eine märchenhafte
Alte Weise ihrer Heimat.

Liegt ein Zauber in dem Singsang?
Oder in des Weibes Stimme,
Die so flötend wie Gezwitscher
Eines Zeisigs? Und sie singt:

„Kleiner Vogel Kolibri,
Führe uns nach Bimini;
Fliege du voran, wir folgen
In bewimpelten Pirogen.

„Kleines Fischchen Bribidi,
Führe uns nach Bimini;
Schwimme du voran, wir folgen,
Rudernd mit bekränzten Stängen.

„Auf der Insel Bimini
Blüht die ew'ge Frühlingswonne,
Und die goldnen Lerchen jauchzen
Im Azur ihr Tirili.

„Schlanke Blumen überwuchern
Wie Savannen dort den Boden,
Leidenschaftlich sind die Düfte
Und die Farben üppig brennend.

„Große Palmenbäume ragen
Draus hervor, mit ihren Fächern
Wehen sie den Blumen unten
Schattenküsse, holde Kühle.

„Auf der Insel Bimini
Quillt die allerliebste Quelle;
Aus dem theuren Wunderborn
Fließt das Wasser der Verjüngung.

„So man eine welcke Blume
Netzet mit etwelchen Tropfen
Dieses Wassers, blüht sie auf,
Und sie prangt in frischer Schöne.

„So man ein verdorrtes Reis
Netzet mit etwelchen Tropfen
Dieses Wassers, treibt es wieder
Neue Knospen, lieblich grünend.

„Trinkt ein Greis von jenem Wasser,
Wird er wieder jung; das Alter
Wirft er von sich, wie ein Käfer
Abstreift seine Raupenhülle.

„Mancher Graukopf, der zum blonden
Jüngling sich getrunken hatte,
Schämte sich zurückzukehren
Als Gelbschnabel in die Heimat —

„Manches Mütterchen insgleichen,
Die sich wieder jung geschlückert,
Wollte nicht nach Hause gehen
Als ein junges Ding von Dirnlein —

„Und die guten Leutchen blieben
Immerdar in Bimini;
Glück und Lenz hielt sie gefesselt
In dem ew'gen Jugendlande ...

„Nach dem ew'gen Jugendlande,
Nach dem Eiland Bimini
Geht mein Sehnen und Verlangen;
Lebet wohl, ihr lieben Freunde!

„Alte Kaze Mimili,
Alter Haushahn Kikiki,
Lebet wohl, wir kehren nie,
Nie zurück von Bimini!“

Also sang das Weib. Der Ritter
Horcht dem Liede schlummertrunken;
Manchmal nur, als wie im Traume,
Fallt er kindisch: „Bimini!“

III.

Heiter überstrahlt die Sonne
Golf und Strand der Insel Cuba;
In dem blauen Himmel hängen
Heute lauter Violinen.

Nothgeküßt vom fecken Lenze,
In dem Nieder von Smaragden,
Bunt gepuzt wie eine Braut
Blüht und glüht die schöne Insel.

Auf dem Strande, farbenschillernd,
Wimmelt Volk von jedem Stande,
Jedem Alter; doch die Herzen
Bochen wie vom selben Pulsschlag.

Denn derselbe Trostgedanke
Hat sie Alle gleich ergriffen,
Gleich beseligt — Er bekundet
Sich im stillen Freudezittern

Einer alten Beguine,
Die sich an den Krücken hinschleppt,
Und, den Rosenkranz abkugelnd,
Ihre Paternoster murmelt —

Es bekundet sich derselbe
Trostgedanken in dem Lächeln
Der Signora, die auf güldnem
Palantin getragen wird,

Und, im Munde eine Blume,
Kofettiert mit dem Hidalgo,
Der, die Schnurrbartzipfel kräuselnd,
Fröhlich ihr zur Seite wandelt —

Wie auf dem Gesicht der steifen
Soldateske, zeigt die Freude
Sich im klerikalen Antlitz,
Das sich menschlich heut entrunzelt —

Wie vergnügt der dünne Schwarzrock
Sich die Hände reibt! wie fröhlich!
Wie der feiste Kapuziner
Streichelt froh sein Doppelfinn!

Selbst der Bischof, der gewöhnlich
Griesgram aussieht, wenn er Messe
Lesen soll, weil dann sein Frühstück
Ein'gen Aufschub leiden muß —

Selbst der Bischof schmunzelt freudig,
Freudig glänzen die Karbunkeln
Seiner Nase, und im Festschmuck
Wackelt er einher vergnüglich

Unterm Purpurbaldachin,
Fingeräuchert von Chorknaben,
Und gefolgt von Clericis,
Die mit Goldbrokat bedeckt sind

Und goldgelbe Sonnenschirme
Über ihre Köpfe halten,
Kolossalen Champignons,
Welche wandeln, schier vergleichbar.

Nach dem hohen Gottestische
Geht der Zug, nach dem Altare,
Welcher unter freiem Himmel
Hier am Meeresstrand errichtet

Und verzieret ward mit Blumen,
Heil'genbildchen, Palmen, Bändern,
Silbernem Geräth, Goldflittern,
Und Wachskerzen, lustig funkelnd.

Seine Eminenz der Bischof
Hält das Hochamt hier am Meere,
Und mit Weihe und Gebet
Will er hier den Segen sprechen

Ueber jene kleine Flotte,
Welche, auf der Rhede schaukelnd,
Im Begriff ist abzusegeln
Nach der Insel Bimini.

Ja, die Schiffe dort, sie sind es,
Welche Juan Ponce de Leon
Ausgerüstet und bemannt,
Um die Insel aufzusuchen,

Wo das Wasser der Verjüngung
Lieblich sprudelt — Von dem Ufer
Viele tausend Segenswünsche
Folgen ihm, dem Menschheitsretter,

Ihm, dem edlen Weltwohltäter —
Hofft doch Jeder, daß der Ritter
Bei der Rückkehr einst auf Cuba
Ihm ein Fläschchen Jugend mitbringt —

Mancher schlüpfert schon im Geiste
Solche Labung, und sie schaukeln
Sich vor Wonne, wie die Schiffe,
Die dort ankern auf der Rhede.

Es besteht aus fünf Fahrzeugen
Die Flottille — eine große
Karawelle, zwei Feluden
Und zwei kleine Brigantinen.

Admiralschiff ist die große
Karawelle, und die Flagge
Zeigt das Wappen von Castilien,
Aragonien und Leon.

Einer Lauberhütte gleich,
Ist sie ausgeschmückt mit Maien,
Blumenkränzen und Guirlanden
Und mit flatternd bunten Wimpeln.

Frau Speranza heißt das Schiff,
Und am Hintertheil als Puppe
Steht der Donna Konterfei,
Lebensgroß skulptiert aus Eichholz

Und bemalt mit ganz vorzüglich
Wohlgefirniffen Kouleuren,
Welche Wind und Wetter trotzen,
Eine stattliche Figura.

Ziegelroth ist das Gesichte,
Ziegelroth ist Hals und Busen,
Der aus grünem Nieder quillt;
Auch des Rockes Farb' ist grün.

Grün ist auch des Hauptes Kranz,
Pechschwarz ist das Haar, die Augen
Und die Brauen gleichfalls pechschwarz;
In der Hand hält sie ein Anker.

Die Armada der Flottille,
Sie besteht aus etwa hundert
Achtzig Mann, darunter sind
Nur sechs Weiber und sechs Priester.

Achtzig Mann und eine Dame
Sind am Bord der Karawelle,
Welche Juan Ponce de Leon
Selbst befehligt. Kaka heißt

Jene Dame — ja, die alte
Kaka ist jetzt eine Dame,
Heißt Señora Juanita,
Seit der Ritter sie erhoben

Zur Großfliegenwedelmeistrin,
Oberhamalschauleldame,
Und Mundschenkin künft'ger Jugend
Auf der Insel Bimini.

Als Symbol des Amtes hält sie
In der Hand ein Goldpokal,
Trägt auch eine hochgeschürzte
Tunika, wie eine Hebe.

Kostbarliche Brüssler Ranten,
Perlenschnüre, viele Dugend,
Decken spöttisch die verwelkten
Braunen Reize der Señora.

Kokoko-anthropophagisch,
Karaibisch-Pompadour,
Hebet sich der Haarmulstkopfspuß,
Der gespißt ist mit unzähl'gen

Vögelein, die, groß wie Käfer,
Durch des prächtigen Gefieders
Farbenschmelz wie Blumen aussehn,
Die formiert aus Edelsteinen.

Diese närrische Frisur
Von Gevögel passt vortrefflich
Zu der Kaka wunderlichem
Papageienvogelantlitz.

Seitenstück zu dieser Frage
Bildet Juan Ponce de Leon,
Welcher, zuversichtlich glaubend
An die baldige Verjüngung,

Sich im Voraus schon geworfen
Ins Kostüm der lieben Jugend,
Und sich bunt herausgeputzt
In der Gedentracht der Mode:

Schnabelschuh mit Silberglöcklein,
Wie'n Gelbschnabel, und geschlitzte
Hosen, wo das rechte Bein
Rosafarben, während grün,

Grün gestreift das linke Bein —
Wohlgepuffte Atlasjacke,
Kurzer Mantel, fest geackelt —
Ein Barett mit drei Straußfedern —

Also ausstaffiert, in Händen
Eine Laute haltend, tänzelt
Auf und ab der Admiral
Und ertheilt die Schiffsbefehle.

Er befiehlt, daß man die Anker
Lichten soll im Augenblicke,
Wo des Hochamts Ende melden
Von dem Strande die Signale.

Er befiehlt, daß bei der Abfahrt
Die Kanonen aller Schiffe
Mit drei Duzend Ehrenschnüssen
Cuba salutieren sollen.

Er befiehlt — und lacht und dreht sich
Auf dem Absatz wie ein Kreisel —
Bis zur Trunkenheit berauscht ihn
Süßer Hoffnung toller Traumtrank —

Und er kneift die armen Saiten
Seiner Laute, daß sie wimmern.
Und mit altgebrochener Stimme
Meckert er die Singsangworte:

„Kleiner Vogel Kolibri,
Kleines Fischchen Bribidi,
Fliegt und schwimmt voraus, und zeigt
Uns den Weg nach Bimini!“

IV.

Juan Ponce de Leon wahrlich
War kein Thor, kein Faselante,
Als er unternahm die Irrfahrt
Nach der Insel Bimini.

Ob der Existenz der Insel
Hegt' er niemals einen Zweifel —
Seiner alten Kaka Singsang
War ihm Bürgschaft und Gewähr.

Mehr als andre Menschenkinder
Wundergläubig ist der Seemann;
Hat er doch vor Augen stets
Flammend groß die Himmelswunder,

Während ihn umrauscht beständig
Die geheimnisvolle Meerfluth,
Deren Schoß entstiegen weiland
Donna Venus Aphrodite. —

In den folgenden Trochäen
Werden wir getreu berichten,
Wie der Ritter viel' Strapazen,
Ungemach und Drangsal ausstand —

Ach, anstatt von altem Siechthum
Zu genesen, ward der Ärmste
Heimgesucht von vielen neuen
Leibesübeln und Gebrechen.

Während er die Jugend suchte,
Ward er täglich noch viel älter,
Und verrunzelt, abgemergelt
Kam er endlich in das Land,

In das stille Land, wo schaurig
Unter schattigen Cypressen
Fließt ein Fließlein, dessen Wasser
Gleichsam wunderthätig heilsam —

Lethe heißt das gute Wasser!
Trink daraus, und du vergiffst
All dein Leiden — ja, vergessen
Wirfst du, was du je gelitten —!

Gutes Wasser! gutes Land!
Wer dort angelangt, verläßt es
Nimmermehr — denn dieses Land
Ist das wahre Simini.

Warnung.

Verleze nicht durch kalten Ton
Den Jüngling, welcher dürstig fremd,
Um Hilfe bittend zu dir kömmt —
Er ist vielleicht ein Göttersohn.

Siehst du ihn wieder einst, sodann
Die Gloria sein Haupt umflammt;
Den strengen Blick, der dich verbannt,
Dein Auge nicht ertragen kann.

Duelle.

Zwei Dachsen disputierten sich
Auf einem Hofe fürchterlich.
Sie waren beide zornigen Blutes,
Und in der Hitze des Disputes
Hat einer von ihnen, zornentbrannt,
Den andern einen Esel genannt.
Da „Esel“ ein Tusch ist bei den Dachsen,
So mußten die beiden John Bullen sich boxen.

Auf selbigem Hofe zu selbiger Zeit
Gerieten auch zwei Esel in Streit,
Und heftig stritten die beiden Langohren,
Bis einer so sehr die Geduld verloren,
Daß er ein wildes J-a ausstieß,
Und den andern einen Dachsen hieß.
Ihr wißt, ein Esel fühlt sich tuschiert,
Wenn man ihn „Dachse“ tituliert.
Ein Zweikampf [folgte], die beiden stießen
Sich mit den Köpfen, mit den Füßen,
Gaben sich manchen Tritt in den Bodey,
Wie es gebietet der Ehre Rodey

Und die Moral? Ich glaub', es giebt Fälle,
Wo unvermeidlich sind die Duelle;
Es muß sich schlagen der Student,
Den man einen dummen Jungen nennt.

Erlauschtes.

„O kluger Jekes, wie Viel hat dir
Der lange Christ gekostet,
Der Gatte deines Töchterleins?
Sie war schon ein bißchen verrostet.

„Du zahltest sechzig tausend Mark?
Du zahltest vielleicht auch siebzig?
Ist nicht zu Viel für Christenfleisch —
Dein Töchterlein war so schnippfig.

„Ich bin ein Schlemihl! Wohl doppelt so Viel
Hat man mir abgenommen,
Und hab' für all' mein schönes Geld
Nur Schund, nur Schafel bekommen.“

Der kluge Jekel lächelt so klug,
Und spricht wie Nathan der Weise:
„Du giebst zu Viel und zu rasch, mein Freund,
Und du verdirbst uns die Preise.

„Du hast nur dein Geschäft im Kopf,
Denkst nur an Eisenbahne;
Doch ich bin ein Müßiggänger, ich geh'
Spazieren und brüte Plane.

„Wir überschätzen die Christen zu sehr,
Ihr Werth hat abgenommen;
Ich glaube, für hundert tausend Mark
Kannst du einen Papst bekommen.

„Ich hab' für mein zweites Töchterlein
Jetzt einen Bräut'gam im Betto,
Der ist Senator und mißt sechs Fuß,
Hat keine Koufinen im Ghetto.

„Nur vierzig tausend Mark Rourant
Geb' ich für diesen Christen;
Die Hälfte der Summe zahl' ich komptant,
Den Rest verzinst in Fristen.

„Mein Sohn wird Bürgermeister einst,
Trotz seinem hohen Rücken;
Ich setz' es durch — der Wandrahm soll
Sich vor meinem Samen bücken.

„Mein Schwager, der große Spitzbub', hat
Mir gestern zugeschworen:
„„Du kluger Teufel, es geht an dir
Ein Tallehrand verloren.““

Das waren die Worte, die mir einst,
Als ich spazieren gegangen
Zu Hamburg auf dem Jungfernstieg,
Ans Ohr vorüber klangen.

Aus der Bopszeit.

Fabel.

Zu Kassel waren zwei Ratten,
Die Nichts zu essen hatten.

Sie sahen lange sich hungrig an;
Die eine Ratte zu wispern begann:

„Ich weiß einen Topf mit Hirsebrei,
Doch leider steht eine Schildwach' dabei;

„Sie trägt kurfürstliche Uniform,
Und hat einen Zopf, der ist enorm;

„Die Flinte ist geladen mit Schrot,
Und wer sich naht, Den schießt sie todt.“

Die andere Ratte knistert
Mit ihren Zähnen und wispert:

„Des Kurfürsten Durchlaucht sind gescheit,
Er liebt die gute alte Zeit,

„Die Zeit der alten Ratten
Die lange Zöpfe hatten.

„Durch ihre Zöpfe die Ratten
Wetteiferten mit den Ratten.

„Der Zopf ist aber das Sinnbild nur
Des Schwanzes, den uns verlieh die Natur;

„Wir auserwählten Geschöpfe,
Wir haben natürliche Zöpfe.

„O Kurfürst, liebst du die Ratten,
So liebst du auch die Ratten;

„Gewiß für uns dein Herze klopft,
Da wir schon von der Natur bezopft.

„O gieb, du edler Philozopf,
O gieb uns frei den Hirsetopf,

„O gieb uns frei den Topf mit Brei,
Und löse ab die Schildwach' dabei!

„Für solche Hulb, für solchen Brei,
Wir wollen dir dienen mit Lieb' und Treu'.

„Und stirbst du einst, auf deinem Grab
Wir schneiden uns traurig die Schwänze ab,

„Und flechten sie um dein Haupt als Kranz;
Dein Lorber sei ein Rattenschwanz!“

An Eduard G.

Du hast nun Titel, Ämter, Würden, Orden,
Hast Wappenschild mit panaschiertem Helm,
Du bist vielleicht auch Excellenz geworden —
Für mich jedoch bist du ein armer Schelm.

Mir imponieret nicht der Seelenadel,
Den du dir anempfunden sehr geschickt,
Obgleich er glänzt wie eine Demantnadel,
Die des Philisters weißes Brusthemd schmückt.

O Gott! ich weiß, in deiner goldbetrefften
Hofuniform, gar kümmerlich, steckt nur
Ein nackter Mensch, behaftet mit Gebrechen,
Ein seufzend Ding, die arme Kreatur.

Ich weiß, bedürftig, wie die andern Alle,
Bist du der Aßung, k—st auch jedenfalls
Wie sie — deshalb mit dem Gemeinplatzschwalle
Von Hochgefühlen bleibe mir vom Hals!

Simplicissimus I.

Der Eine kann das Unglück nicht,
Der Andre nicht das Glück verdauen.
Durch Männerhaß verdirbt der Eine,
Der Andre durch die Gunst der Frauen.

Als ich dich sah zum ersten Mal,
War fremd dir alles galante Gehöfel;
Es deckten die plebejischen Hände
Noch nicht Glacehandschuhe von Rehfell.

Das Röcklein, das du trugest, war grün
Und zählte schon sehr viele Lenze;
Die Ärmel zu kurz, zu lang die Schöße,
Erinnernd an Bachstelzenschwänze.

Du trugest ein Halstuch, das der Mama
Als Serviette gedienet hatte;
Noch wiegte sich nicht dein Kinn so vornehm
In einer gestickten Atlaskravatte.

Die Stiefel sahen so ehrlich aus,
Als habe Hans Sachs sie fabricieret;
Noch nicht mit gleißend französischem Firnis,
Sie waren mit deutschem Thran geschmieret.

Nach Bisam und Moschus rochest du nicht,
Am Halse hing noch keine Lorgnette,
Du hattest noch keine Weste von Sammet
Und keine Frau und goldne Kette.

Du trugest dich zu jener Zeit
Ganz nach der allerneusten Mode
Von Schwäbisch-Hall — Und dennoch, damals
War deines Lebens Glanzperiode.

Du hattest Haare auf dem Kopf,
Und unter den Haaren, groß und edel,
Wuchsen Gedanken — aber jetzt
Ist kahl und leer dein armer Schädel.

Verschwunden ist auch der Lorbeerkranz,
Der dir bedecken könnte die Glaze —
Wer hat dich so gerauft? Wahrhaftig,
Siehst aus wie eine geschorene Katze!

Die goldnen Dukaten des Schwiegerpapas,
Des Seidenhändlers, sind auch zerronnen —
Der Alte klagt: bei der deutschen Dichtkunst
Habe er keine Seide gesponnen.

Ist Das der Lebendige, der die Welt
Mit all' ihren Knödeln, Dampfknudeln und Würsten
Verschlingen wollte, und in den Hades
Bermies den Büdler-Muskau, den Fürsten?

Ist Das der irrende Ritter, der einft,
Wie jener andre, der Manchaner,
Absagebriefe schrieb an Tyrannen,
Im Stile der fedften Tertianer?

Ist Das der Generaliffimus
Der deutſchen Freiheit, der Gonfaloniere
Der Emancipation, der hoch zu Roſſe
Einher ritt vor ſeinem Freifcharenheere?

Der Schimmel, den er ritt, war weiß,
Wie alle Schimmel, worauf die Götter
Und Helden geritten, die längft verſchimmelt;
Begeiſtrung jauchzte dem Vaterlandsretter.

Er war ein reitender Virtuoſ,
Ein Liſzt zu Pferde, ein ſonnambüler
Marktschreier, Hansnarr, Philiftergünſtling,
Ein miſerabler Heldenſpieler!

Als Amazone ritt neben ihm
Die Gattin mit der langen Naſe;
Sie trug auf dem Hut eine fedde Feder,
Im ſchönen Auge blipte Ecſtaſe.

Die Sage geht, es habe die Frau
Bergebens bekämpft den Kleinmuth des Gatten,
Als Flintenſchüſſe ſeine zarten
Unterleibsnerven erſchütterten hatten.

Sie sprach zu ihm: „Sei jetzt kein Haf’,
Entmemme dich deiner verzagten Gefühle,
Jetzt gilt es zu siegen oder zu sterben —
Die Kaiserkrone steht auf dem Spiele.

„Denk’ an die Noth des Vaterlands
Und an die eignen Schulden und Nöthen.
In Frankfurt lass’ ich dich krönen, und Nothschild
Borgt dir wie andren Majestäten.

„Wie schön der Mantel von Hermelin
Dich kleiden wird! Das Vivatschreien,
Ich hör’ es schon; ich seh’ auch die Mädchen,
Die weißgekleidet dir Blumen streuen“ —

Bergebliches Mahnen! Antipathien
Giebt es, woran die Besten fischen,
Wie Goethe nicht den Rauch des Tabacks,
Kann unser Held kein Pulver riechen.

Die Schüsse knallen — der Held erblasst,
Er stottert manche unsinnige Phrase,
Er phantasieret gelb — die Gattin
Hält sich das Tuch vor der langen Nase.

So geht die Sage — Ist sie wahr?
Wer weiß es? Wir Menschen sind nicht vollkommen.
Sogar der große Horatius Flaccus
Hat in der Schlacht Reißaus genommen.

Das ist auf Erden des Schönen Loos!
Die Feinen gehn unter, ganz wie die Plumpen;
Ihr Lied wird Makulatur, sie selber,
Die Dichter, werden am Ende Lumpen.

König Langohr I.

Bei der Königswahl, wie sich versteht,
Hatten die Esel die Majorität,
Und es wurde ein Esel zum König gewählt.
Doch hört, was jetzt die Chronik erzählt:

Der gekrönte Esel bildete sich
Jetzt ein, daß er einem Löwen glich;
Er hing sich um eine Löwenhaut,
Und brüllte wie ein Löwe so laut.
Er pflegte Umgang nur mit Rossen —
Das hat die alten Esel verdrossen.
Bullboggen und Wölfe waren sein Heer,
Drob murrten die Esel noch viel mehr.
Doch als er den Dachsen zum Kanzler erhoben,
Vor Wuth die Esel rasten und schnoben.
Sie drohten sogar mit Revolution!
Der König erfuhr es, und stülpte die Kron'

Sich schnell aufs Haupt, und wickelte schnell
Sich in ein muthiges Löwenfell.
Dann ließ er vor seines Thrones Stufen
Die malkontenten Esel rufen,
Und hat die folgende Rede gehalten:

„Hochmögende Esel, ihr jungen und alten!
Ihr glaubt, daß ich ein Esel sei
Wie ihr, ihr irrt euch, ich bin ein Keu;
Das sagt mir Jeder an meinem Hofe,
Von der Edeldame bis zur Hofe.
Mein Hofpoet hat ein Gedicht
Auf mich gemacht, worin er spricht:
„Wie angeboren dem Kamele
Der Buckel ist, ist deiner Seele
Die Großmuth des Löwen angeboren —
Es hat dein Herz keine langen Ohren!“
So singt er in seiner schönsten Strophe,
Die Jeder bewundert an meinem Hofe.
Hier bin ich geliebt; die stolzesten Pfauen
Wetteifern, mein königlich Haupt zu krauen.
Die Künste beschütz' ich; man muß gestehn,
Ich bin zugleich August und Mäcen.
Ich habe ein schönes Hoftheater;
Die Heldenrollen spielt ein Kater.
Die Mimin Mimi, die holde Puppe,

Und zwanzig Möpfe bilden die Truppe.
Ich hab' eine Maler-Akademie
Gestiftet für Affen von Genie.
Als ihren Direktor hab' ich in Petto
Den Rafael des Hamburger Ghetto,
Lehmann vom Dredwall, zu engagieren;
Er soll mich auch selber porträtieren.
Ich hab' eine Oper, ich hab' ein Ballett,
Wo halb entkleidet und ganz kokett
Ganz allerliebste Vögel singen
Und höchst talentvolle Flöhe springen.
Kapellenmeister ist Meyer-Bär,
Der musikalische Millionär;
Jetzt schreibt der große Bären-Meyer
Ein Festspiel zu meiner Vermählungsfeier.
Ich selber übe die Tonkunst ein wenig,
Wie Friedrich der Große, der Preußenkönig.
Er blies die Flöte, ich schlage die Laute,
Und manches schöne Auge schaute
Sehnsüchtig mich an, wenn ich mit Gefühl
Geklimpert auf meinem Saitenspiel.
Mit Freude wird einst die Königin
Entdecken, wie musikalisch ich bin!
Sie selbst ist eine vollkommene Stute
Von hoher Geburt, vom reinsten Blute.
Sie ist eine nahe Anverwandte

Von Don Quijote's Rosinante;
Ihr Stammbaum bezeugt, daß sie nicht minder
Verwandt mit dem Bahard der Heymonskinder;
Sie zählt auch unter ihren Ahnen
Gar manchen Hengst, der unter den Fahnen
Gottfried's von Bouillon gewiebert hat,
Als Dieser erobert die heilige Stadt.
Vor Allem aber durch ihre Schöne
Glänzt sie! Wenn sie schüttelt die Mähne,
Und wenn sie schnaubt mit den rothigen Rüstern,
Sauchzt auf mein Herz, entzückt und lüftern —
Sie ist die Blume und Krone der Mähren,
Und wird mir einen Kronerben bescheren.
Ihr seht, verknüpft mit dieser Verbindung
Ist meiner Dynastie Begründung.
Mein Name wird nicht untergehn,
Wird ewig in Klio's Annalen bestehn.
Die hohe Göttin wird von mir sagen,
Daß ich ein Löwenherz getragen
In meiner Brust, daß ich weise und klug
Regiert, und auch die Laute schlug.“

Hier rülpfte der König, doch unterbrach er
Nicht lange die Rede, und weiter sprach er:

„Hochmögende Esel, ihr jungen und alten!
Ich werd' euch meine Gunst erhalten,

So lang' ihr derselben würdig seid.
Zahlt eure Steuern zur rechten Zeit,
Und wandelt stets der Tugend Bahn,
Wie weiland eure Väter gethan,
Die alten Esel! In Frost und Schwüle
Sie trugen geduldig die Säcke zur Mühle,
Wie ihnen gebot die Religion;
Sie wußten nichts von Revolution —
Kein Murren entschlüpfte der dicken Lippe,
Und an der Gewohnheit frommen Krippe
Fraßen sie ruhig ihr friedliches Heu!
Die alte Zeit, sie ist vorbei.
Ihr neueren Esel seid Esel geblieben,
Doch ohne Bescheidenheit zu üben.
Ihr wedelt kümmerlich mit dem Schwanz,
Doch drunter lauert die Arroganz.
Ob eurer albernen Miene hält
Für ehrliche Esel euch die Welt;
Ihr seid unehrlich und boshaft dabei,
Trotz eurer demüthigen Eserei.
Steckt man euch Pfeffer in den St—ß,
Sogleich erhebt ihr des Eselgeschreis
Entsetzliche Laute! Ihr möchtet zerfleischen
Die ganze Welt, und könnt nur kreischen.
Unsinniger Zähzorn, der Alles vergift!
Ohnmächtige Wuth, die lächerlich ist!

Cur dummes Gebreie, es offenbart,
Wie viele Tücken jeder Art,
Wie ganz gemeine Schlechtigkeit
Und blöde Niederträchtigkeit
Und Gift und Galle und Arglist sogar
In der Eselshaut verborgen war.“

Hier rülpfte der König, doch unterbrach er
Nicht lange die Rede, und weiter sprach er:

„Hochmögende Esel, ihr jungen und alten!
Ihr seht, ich kenne euch! Ungehalten,
Ganz allerhöchst ungehalten bin ich,
Daß ihr so schamlos widersinnig
Berunglimpft habt mein Regiment.
Auf eurem Eselstandpunkt könnt
Ihr nicht die großen Löwen-Ideen
Von meiner Politik verstehen.
Nehmt euch in Acht! In meinem Reiche
Wächst manche Buche und manche Eiche,
Woraus man die schönsten Galgen zimmert,
Auch gute Stöcke. Ich rath' euch, bekümmert
Euch nicht ob meinem Schalten und Walten!
Ich rath' euch, ganz das Maul zu halten!
Die Raifonneure, die frechen Sünder,
Die lass' ich öffentlich stäupen vom Schinder;
Sie sollen im Zuchthaus Wolle tragen.

Wird Einer gar von Aufruhr schwätzen,
Und Straßen entpflastern zur Barrikade —
Ich lass' ihn henken ohne Gnade.
Das hab' ich euch, Esel, einschärfen wollen!
Jetzt könnt ihr euch nach Hause trollen."

Als diese Rede der König gehalten,
Da jauchzten die Esel, die jungen und alten;
Sie riefen einstimmig: „J-A! J-A!
Es lebe der König! Hurrah! Hurrah!"

Bur Teleologie.

(Fragment.)

Beine hat uns zwei gegeben
Gott der Herr, um fortzustreben;
Wollte nicht, daß an der Scholle
Unsre Menschheit kleben solle;
Um ein Stillstandsknecht zu sein,
Gnügte uns ein einz'ges Bein.

Augen gab uns Gott ein Paar,
Daß wir schauen rein und klar;
Um zu glauben, was wir lesen,
Wär' ein Auge gnug gewesen.

Gott gab uns die Augen beide,
Daß wir schauen und begaffen,
Wie er hübsch die Welt erschaffen
Zu des Menschen Augenweide;
Doch beim Gaffen in den Gassen
Sollen wir die Augen brauchen,
Und uns dort nicht treten lassen
Auf die armen Hühneraugen,
Die uns ganz besonders plagen,
Wenn wir enge Stiefel tragen.

Gott verfaß uns mit zwei Händen,
Daß wir doppelt Gutes spenden;
Nicht um doppelt zuzugreifen
Und die Beute aufzuhäufen
In den großen Eisentruhn,
Wie gewisse Leute thun —
(Ihren Namen auszusprechen!)
Dürfen wir uns nicht erfrehen —
Hängen würden wir sie gern,
Doch sie sind so große Herrn!
Philanthropen, Ehrenmänner,
Manche sind auch unsre Gönner,
Und man macht aus deutschen Eichen
Keine Galgen für die Reichen.)

Gott gab uns nur eine Nase,
Weil wir zwei in einem Glase
Nicht hineinzubringen wüßten,
Und den Wein verschlappern müßten.

Gott gab uns nur einen Mund,
Weil zwei Mäuler ungesund.
Mit dem einen Maule schon
Schwägt zu viel der Erdensohn.
Wenn er doppelmäulig wär',
Fräß' und lög' er auch noch mehr.
Hat er jetzt das Maul voll Brei,
Muß er schweigen unterdessen,
Hätt' er aber Mäuler zwei,
Löge er sogar beim Fressen.

Mit zwei Ohren hat versehen
Uns der Herr. Vorzüglich schön
Ist dabei die Symmetrie.
Sind nicht ganz so lang wie die,
So er unsern grauen, braven
Kameraden anerschaffen.
Ohren gab uns Gott die beiden,
Um von Mozart, Gluck und Haydn
Meisterstücke anzuhören —
Gäb' es nur Tonkunst-Kolif
Und Hämorrhoidal-Musik

Von dem großen Meyerbeer,
Schon ein Ohr hinlänglich wär'. —

Als zur blonden Teutelinde
Ich in solcher Weise sprach,
Seufzte sie und sagte: „Ach!
Grübeln über Gottes Gründe,
Kritifizieren unsern Schöpfer,
Ach, das ist, als ob der Topf
Klüger sein wollt' als der Töpfer!
Doch der Mensch fragt stets: Warum?
Wenn er sieht, daß Etwas dumm.
Freund, ich hab' dir zugehört,
Und du hast mir gut erklärt,
Wie zum weisesten Behuf
Gott dem Menschen zwiefach schuf
Augen, Ohren, Arm' und Bein',
Während er ihm gab nur ein
Exemplar von Nas' und Mund —
Doch nun sage mir den Grund:
Gott, der Schöpfer der Natur,
Warum schuf er“

Guter Rath.

Gieb ihren wahren Namen immer
In deiner Fabel ihren Helden.
Wagst du es nicht, ergeht's dir schlimmer:
Zu deinem Eselbilbe melden
Sich gleich ein Duzend graue Thoren —
„Das sind ja meine langen Ohren!“
Ruft Jeder, „dieses gräßlich grimme
Gebreie ist ja meine Stimme!
Der Esel bin ich! Obgleich nicht genannt,
Erkennt mich doch mein Vaterland,
Mein Vaterland Germania!
Der Esel bin ich! I=A! I=A!“ —
Hast einen Dummkopf schonen wollen,
Und zwölfte sind es, die dir grollen.

Päan.

(Fragment.)

Streiche von der Stirn den Lorber,
Der zu lang herunter bammelt,
Und vernimm mit freiem Ohr, Beer,
Was dir meine Lippe stammelt.

Ja, nur stammeln, stottern kann ich,
Trete vor den großen Mann ich,
Dessen hoher Genius
Ist ein wahrer Kunstgenuß,
Dessen Ruhm ein Meisterstück ist,
Und kein Zufall, nicht ein Glück ist,
Das im Schlafe ohne Müh'
Manchem kömmt, er weiß nicht wie,
Wie z. B. jenem Kognas',
Dem Rossini oder Mozart.

Nein, der Meister, der uns theuer,
Unser lieber Beeren-Meher,
Darf sich rühmen: er erschuf
Selber seines Namens Ruf
Durch die Macht der Willenskraft,
Durch des Denkens Wissenschaft,

Durch politische Gespinste
Und die feinsten Rechenkünste —
Und sein König, sein Protektor,
Hat zum Generaldirektor
Sämmtlicher Musikanstalten
Ihn ernannt und mit Gewalten
Ausgerüstet,

die ich heute unterthänigst lehrfurchtsvoll in Anspruch
nehme.

Der Wanzerich.

1.

Es saß ein brauner Wanzerich
Auf einem Pfennig und spreizte sich,
Wie ein Rentier, und sprach: „Wer Geld hat,
Auch Ehr' und Ansehn in der Welt hat.
Wer Geld hat, ist auch lieblich und schön —
Es kann kein Weib ihm widerstehn;
Die Weiber erbleichen schon und zittern,
Sobald sie meinen Odem wittern.
Ich habe manche Sommernacht
Im Bett der Königin zugebracht;

Sie wälzte sich auf ihren Matratzen,
Und mußte sich beständig fragen."

Ein lustiger Zeisig, welcher gehört
Die prahlenden Worte, war drob empört:
Im heiteren Unmuth sein Schnäbelein schliff er,
Und auf das Insekt ein Spottlied pfiff er.

Gemein und schmutzig, der Wanzerich,
Wie Wanzen pflegen, rächte er sich:
Er sagte, daß ihm der Zeisig grollte,
Weil er kein Geld ihm borgen wollte.

Und die Moral? Der Fabulist
Verschweigt sie heute mit klugem Zagen,
Denn mächtig verbündet in unseren Tagen
Das reiche Ungeziefer ist.
Es sitzt mit dem Geldsack unter dem A — ,
Und trommelt siegreich den Dessauer Marsch.

2.

Das Ungeziefer jeden Lands,
Es bildet eine heil'ge Allianz;
Zumal die musikalischen Wanzen,
Die Komponisten von schlechten Romanzen,
(Welche, wie Schlesinger's Uhr, nicht gehn),
Überall im Bündnis stehn.

Da ist der Mozart der Kräze in Wien,
Die Perle ästhetischer Pfänderverleiher,
Der intrigiert mit dem Lorber-Meyer,
Dem großen Maestro in Berlin.
Da werden Artifelchen ausgeheckt,
Die eine Blattlaus, ein Miten-Insekt,
Für bares Geld in die Presse schmuggelt —
Das lügt und kriecht und fagenbuckelt,
Und hat dabei die Melancholik.
Das Publikum glaubt oft der Lüge,
Aus Mitleid: es sind so leidend die Züge
Der Heuchler und ihr Dulderblick —
Was willst du thun in solchen Nöthen?
Du mußt Verleumdung ruhig ertragen,
Du darfst nicht reden, du darfst nicht klagen:
Willst du das schnöde Geschmeiß zertreten,
Verstänkert es dir die Luft, die süße,
Und schmutzig würden deine Füße.
Das Beste ist schweigen — Ein andermal
Erklär' ich euch der Fabel Moral.

Die Menge thut es.

„Die Pfannkuchen, die ich gegeben bisher für
drei Silber Groschen, ich geb' sie nunmehr für
zwei Silber Groschen; die Menge thut es.“

Nie löscht, als wär' sie gegossen in Bronze,
Mir im Gedächtnis jene Annonce,
Die einst ich las im Intelligenz-Blatt
Der intelligenten Boruffenhauptstadt.

Boruffenhauptstadt, mein liebes Berlin,
Dein Ruhm wird blühen ewig grün
Als wie die Beeme deiner Linden —
Leiden sie immer noch an Winden?
Wie geht's dem Thiergarten? Siebt's dort noch ein Thier,
Das ruhig trinkt sein blondes Bier,
Mit der blonden Gattin, in den Hütten,
Wo kalte Schale und fromme Sitten?

Boruffenhauptstadt, Berlin, was machst du?
Ob welchem Eckensteher lachst du?
Zu meiner Zeit gab's noch keine Mante:
Es haben damals nur gewizelt
Der Herr Wisozki und der bekannte
Kronprinz, der jetzt auf dem Throne sizelt.

Es ist ihm seitdem der Spaß vergangen,
Und den Kopf mit der Krone läßt er hängen.
Ich habe ein Faible für diesen König;
Ich glaube, wir sind uns ähnlich ein wenig.
Ein vornehmer Geist, hat viel Talent —
Auch ich, ich wäre ein schlechter Regent.
Wie mir, ist auch zuwider ihm
Die Musik, das edle Ungethüm;
Aus diesem Grund protegirt auch er
Den Musikverderber, den Meyerbeer.
Der König bekam von ihm kein Geld,
Wie fälschlich behauptet die böse Welt.
Man lügt so viel! Auch keinen Dreier
Kostet der König dem Beerenmeyer.
Derselbe dirigirt für ihn
Die große Oper zu Berlin,
Und doch auch er, der edle Mensch,
Wird nur bezahlt en monnaie de singe,
Mit Titel und Würden — Das ist gewiß,
Er arbeitet dort für den Roi de Prusse.

Denk' ich an Berlin, auch vor mir steht
Sogleich die Universität.
Dort reiten vorüber die rothen Husaren,
Mit klingendem Spiel, Trompetenfanfaren —
Es dringen die soldatesken Töne
Bis in die Aula der Musensohne.

Wie geht es dort den Professoren
Mit mehr oder minder langen Ohren?
Wie geht es dem elegant geleckten,
Süßlichen Troubadour der Pandekten,
Dem Savigny? Die holde Person,
Vielleicht ist sie längst gestorben schon —
Ich weiß es nicht — ihr dürst's mir entdecken,
Ich werde nicht zu sehr erschrecken.
Auch Gott' ist todt! Die Sterbestunde,
Sie schlägt für Menschen wie für Hunde,
Zumal für Hunde jener Zunft,
Die immer angebellt die Vernunft,
Und gern zu einem römischen Knechte
Den deutschen Freiling machen möchte.
Und der Maßmann mit der platten Nas',
Hat Maßmann noch nicht gebissen ins Gras?
Ich will es nicht wissen, o sagt es mir nicht,
Wenn er verredt — ich würde weinen.
O mag er noch lange im Lebenslicht
Hintrippeln auf seinen kurzen Beinchen,
Das Wurzelmännchen, das Alträunchen
Mit dem Hängewanst! O diese Figur
War meine Lieblingskreatur
So lange Zeit — ich sehe sie noch —
So klein sie war, sie soff wie ein Loh,
Mit seinen Schülern, die hierentzügelt

Den armen Turnmeister am Ende geprügelt.
Und welche Prügel! Die jungen Helden,
Sie wollten beweisen, daß rohe Kraft
Und Flegelthum noch nicht erschlafft
Beim Enkel von Hermann und Thusnelden!
Die ungewaschenen germanischen Hände,
Sie schlugen so gründlich, Das nahm kein Ende,
Zumal in den St—ß die vielen Fußtritte,
Die das arme Luder geduldig litte.
Ich kann, rief ich, dir nicht versagen
All' meine Bewundrung; wie kannst du ertragen
So viele Prügel? du bist ein Brutus!
Doch Maßmann sprach: „Die Menge thut es.“

Und apropos: wie sind gerathen
In diesem Jahr die Teltower Rüben
Und sauren Gurken in meiner lieben
Voruffenstadt? Und die Literaten,
Befinden sie sich noch frisch und munter?
Und ist immer noch kein Genie darunter?
Jedoch, wozu ein Genie? wir haben
Uns besser an frommen, bescheidenen Gaben,
Auch sittliche Menschen haben ihr Gutes —
Zwölf machen ein Duzend — die Menge thut es.

Und wie geht's in Berlin den Leutenants
Der Garde? Haben sie noch ihre Arroganz

Und ihre ungeschnürte Taille?
Schwadronieren sie noch von Kanaille?
Ich rathe euch, nehmt euch in Acht,
Es bricht noch nicht, jedoch es tracht;
Und es ist das Brandenburger Thor
Noch immer so groß und so weit wie zuvor,
Und man könnt' euch auf einmal zum Thore hinaus
schmeißen,
Euch Alle, mitsammt dem Prinzen von Preußen —
Die Menge thut es.

Antwort.

(Fragment.)

Es ist der rechte Weg, den du betreten,
Doch in der Zeit magst du dich weidlich irren;
Das sind nicht Düste von Muskat und Myrrhen,
Die jüngst aus Deutschland mir verlegend wehten.

Wir dürfen nicht Viktoria trompeten,
So lang' noch Säbel tragen unsre Sbirren;
Mich ängstet, wenn die Vipern Liebe girren,
Und Wolf und Esel Freiheitslieder flöten —

.....

1649—1793—????

Die Britten zeigten sich sehr rüde
Und ungeschliffen als Rigidide.
Schlaflos hat König Karl verbracht
In Whitehall seine letzte Nacht.
Vor seinem Fenster sang der Spott,
Und ward gehämmert an seinem Schafott.

Viel höflicher nicht die Franzosen waren.
In einem Fiaker haben Diese!
Den Ludwig Capet zum Richtplatz gefahren;
Sie gaben ihm keine Calèche de Remise,
Wie nach der alten Etikette
Der Majestät gebühret hätte.

Noch schlimmer erging's der Marie Antoinette,
Denn sie bekam nur eine Charrette;
Statt Chambellan und Dame d'Atour
Ein Sanskülotte mit ihr fuhr.
Die Wittwe Capet hob höhnisch und schnippe
Die dicke habsburgische Unterlippe.

Franzosen und Britten sind von Natur
Ganz ohne Gemüth; Gemüth hat nur
Der Deutsche, er wird gemüthlich bleiben
Sogar im terroristischen Treiben.

Der Deutsche wird die Majestät
Behandeln stets mit Pietät.
In einer sechsspännigen Hofkarosse,
Schwarz panaschiert und beslorst die Kasse,
Hoch auf dem Bock mit der Trauerpeitsche
Der weinende Kutscher — so wird der deutsche
Monarch einst nach dem Richtplatz kutschirt
Und unterthänigst guillotiniert.

Die Wanderratten.

Es giebt zwei Sorten Ratten:
Die hungrigen und fatten.
Die fatten bleiben vergnügt zu Haus,
Die hungrigen aber wandern aus.

Sie wandern viel' tausend Meilen,
Ganz ohne Kasten und Weilen,
Gradaus in ihrem grimmigen Lauf,
Nicht Wind noch Wetter hält sie auf.

Sie klimmen wohl über die Höhen,
Sie schwimmen wohl durch die Seen;
Gar manche ersäuft oder bricht das Genick,
Die lebenden lassen die todtten zurück.

Es haben diese Rätze
Gar fürchterliche Schnäuze;
Sie tragen die Köpfe geschoren egal,
Ganz radikal, ganz rattenkahl.

Die radikale Rotte
Weiß Nichts von einem Gotte.
Sie lassen nicht taufen ihre Brut,
Die Weiber sind Gemeindegut.

Der sinnliche Rattenhaufen,
Er will nur fressen und saufen,
Er denkt nicht, während er säuft und frist,
Daß unsere Seele unsterblich ist.

So eine wilde Katze,
Die fürchtet nicht Hölle, nicht Katze;
Sie hat kein Gut, sie hat kein Geld
Und wünscht aufs Neue zu theilen die Welt.

Die Wanderratten, o wehe!
Sie sind schon in der Nähe.
Sie rücken heran, ich höre schon
Ihr Pfeifen, die Zahl ist Legion.

O wehe! wir sind verloren,
Sie sind schon vor den Thoren!
Der Bürgermeister und Senat,
Sie schütteln die Köpfe, und Keiner weiß Rath.

Die Bürgerschaft greift zu den Waffen,
Die Glocken läuten die Pfaffen.
Gefährdet ist das Palladium
Des sittlichen Staats, das Eigenthum.

Nicht Glockengeläute, nicht Pfaffengebete,
Nicht hochwohlweise Senatsdekrete,
Auch nicht Kanonen, viel' Hundertpfünder,
Sie helfen euch heute, ihr lieben Kinder!

Heut helfen euch nicht die Wortgespinste
Der abgelebten Redekünste.
Man fängt nicht Ratten mit Syllogismen,
Sie springen über die feinsten Sophismen.

Im hungrigen Magen Eingang finden
Nur Suppenlogik mit Knödelgründen,
Nur Argumente von Kinderbraten,
Begleitet mit Göttinger Wurst-Citaten.

Ein schweigender Stockfisch, in Butter gesotten,
Behaget den radikalen Rotten
Viel besser, als ein Mirabeau
Und alle Redner seit Cicero.

Zum „Lazarus“.

1.

Mir lodert und wogt im Hirn eine Fluth
Von Wäldern, Bergen und Fluren;
Aus dem tollen Wust tritt endlich hervor
Ein Bild mit festen Kontouren.

Das Städtchen, das mir im Sinne schwebt,
Ist Godesberg, ich denke.
Dort wieder unter dem Lindenbaum
Sitz' ich vor der alten Schenke.

Der Hals ist mir trocken, als hätt' ich verschluckt
Die untergehende Sonne.
Herr Wirth! Herr Wirth! Eine Flasche Wein
Aus Eurer besten Tonne!

Es fließt der holde Rebensaft
Hinunter in meine Seele,
Und löscht bei dieser Gelegenheit
Den Sonnenbrand der Kehle.

Und noch eine Flasche, Herr Wirth! Ich trank
Die erste in schnöder Zerstreung,
Ganz ohne Andacht! Mein edler Wein,
Ich bitte dich drob um Verzeihung.

Ich sah hinauf nach dem Drachensfels,
Der, hochromantisch beschienen
Vom Abendroth, sich spiegelt im Rhein
Mit seinen Burgruinen.

Ich horchte dem fernen Winzergesang
Und dem lecken Gezwitzcher der Finken —
So trank ich zerstreut, und an den Wein
Dacht' ich nicht während dem Trinken.

Jetzt aber steck' ich die Nase ins Glas,
Und ernsthaft zuvor beguck' ich
Den Wein, den ich schlucke; manchmal auch,
Ganz ohne zu gucken, schluck' ich.

Doch sonderbar! Während dem Schlucken wird mir'
Zu Sinne, als ob ich verdoppelt,
Ein andrer armer Schlucker sei
Mit mir zusammen gekoppelt.

Der sieht so krank und elend aus,
So bleich und abgemergelt.
Gar schmerzlich verhöhrend schaut er mich an,
Wodurch er mich seltsam nergelt.

Der Bursche behauptet, er sei ich selbst,
Wir wären nur Eins, wir Beide,
Wir wären ein einziger armer Mensch,
Der jetzt am Fieber leide.

Nicht in der Schenke von Godesberg,
In einer Krankenstube
Des fernen Paris befänden wir uns —
Du lügst, du bleicher Bube!

Du lügst, ich bin so gesund und roth
Wie eine blühende Rose,
Auch bin ich stark, nimm dich in Acht,
Daß ich mich nicht erbose!

Er zuckt die Achsel und seufzt: „O Narr!“
Das hat meinen Zorn entzündet;
Und mit dem verdammten zweiten Ich
Hab' ich mich endlich geprügelt.

Doch sonderbar! jedweden Puff,
Den ich dem Burschen erteile,
Empfinde ich am eignen Leib,
Und ich schlage mir Beule auf Beule.

Bei dieser fatalen Balgerei
Ward wieder der Hals mir trocken,
Und will ich rufen nach Wein den Wirth,
Die Worte im Munde stocken.

Mir schwinden die Sinne, und traumhaft hör'
Ich von Kataplasmen reden,
Auch von der Mixture — ein Eßlöffel voll —
Zwölf Tropfen stündlich in jeden.

2.

Wenn sich die Blutegel vollgefogen,
Man streut auf ihren Rücken bloß
Ein bißchen Salz, und sie fallen ab —
Doch dich, mein Freund, wie werd' ich dich los?

Mein Freund, mein Gönner, mein alter Blutsauger,
Wo find' ich für dich das rechte Salz?
Du hast mir liebeich ausgefaugt
Den letzten Tropfen Rückgratichmalz.

Auch bin ich seitdem so abgemagert,
Ein ausgebeutet armes Skelett —
Du aber schwollest stattlich empor,
Die Wänglein sind roth, das Bäuchlein ist fett.

O Gott, schick' mir einen braven Banditen,
Der mich ermordet mit raschem Stoß —
Nur diesen langweil'gen Blutegel nicht,
Der langsam saugt, — wie werd' ich ihn los?

3.

Im lieben Deutschland daheime,
Da wachsen viel Lebensbäume;
Doch lockt die Kirsche noch so sehr,
Die Vogelscheuche schreckt noch mehr.

Wir lassen uns wie Spazier
Einschüchtern von Teufelsfragen;
Wie auch die Kirsche lacht und blüht,
Wir singen ein Entfagungslieb!

Die Kirschen sind von außen roth,
Doch drinnen steckt als Kern der Tod;
Nur droben, wo die Sterne,
Giebt's Kirschen ohne Kerne.

Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist,
Die unsere Seele lobt und preist —
Nach diesen sehnet ewiglich
Die arme deutsche Seele sich.

Nur wo die Engel fliegen,
Da wächst das ew'ge Vergnügen;
Hier unten ist Alles Sünd' und Leid
Und saure Kirsche und Bitterkeit.

4.

Geleert hab' ich nach Herzenswunsch
Der Liebe Kelch, ganz ausgeleert;
Das ist ein Trank, der uns verzehrt
Wie flammenheißer Kognatpunsch.

Da lob' ich mir die laue Wärme
Der Freundschaft; jedes Seelenweh
Stillt sie, erquickend die Gedärme
Wie eine fromme Tasse Thee.

5.

Die Liebesgluthen, die so lodernd flammten,
Wo gehn sie hin, wenn unser Herz verglommen?
Sie gehn dahin, woher sie einst gekommen,
Zur Hölle, wo sie braten, die Verdammten.

6.

Es geht am End', es ist kein Zweifel,
Der Liebe Gluth, sie geht zum Teufel.
Sind wir einmal von ihr befreit,
Beginnt für uns die bessere Zeit,
Das Glück der kühlen Häuslichkeit.

Der Mensch genießet dann die Welt,
Die immer lacht fürs liebe Geld.
Er speißt vergnügt sein Leibgericht,
Und in den Nächten wälzt er nicht
Schlaflos sein Haupt, er ruhet warm
In seiner treuen Gattin Arm.

7.

Welcher Frevel, Freund! Abtrünnig
Wirfst du deiner fetten Hanne,
Und du liebst jetzt jene spinnig
Dürre, magre Marianne!

Läßt man sich vom Fleische locken,
Das ist immer noch verzeihlich;
Aber Buhlschaft mit den Knochen,
Diese Sünde ist abscheulich!

Das ist Satan's böse Tücke,
Er verwirret unsre Sinne:
Wir verlassen eine Dicke,
Und wir nehmen eine Dünne!

8.

Glaube nicht, daß ich aus Dummheit
Dulde deine Teufeleien;
Glaub' auch nicht, ich sei ein Herrgott,
Der gewohnt ist zu verzeihen.

Deine Rücken, deine Lücken
Hab' ich freilich still ertragen.
Andre Leut' an meinem Platze
Hätten längst dich todt geschlagen.

Schweres Kreuz! Gleichviel, ich schlepp' es!
Wirfst mich stets geduldig finden —
Wisse, Weib, daß ich dich liebe,
Um zu büßen meine Sünden.

Ja, du bist mein Fegeseuer,
Doch aus deinen schlimmen Armen
Wird geläutert mich erlösen
Gottes Gnade und Erbarmen.

9.

Hab' eine Jungfrau nie verführet
Mit Liebeswort, mit Schmeichelei;
Ich hab' auch nie ein Weib berühret,
Wusst' ich, daß sie vermählet sei.

Wahrhaftig, wenn es anders wäre,
Mein Name, er verdiente nicht
Zu strahlen in dem Buch der Ehre;
Man dürft' mir spucken ins Gesicht,

10.

Ewigkeit, wie bist du lang,
Länger noch als tausend Jahr';
Tausend Jahre brat' ich schon,
Ach! und ich bin noch nicht gar.

Ewigkeit, wie bist du lang,
Länger noch als tausend Jahr';
Und der Satan kommt am End',
Frisst mich auf mit Haut und Haar.

11.

Stunden, Tage, Ewigkeiten
Sind es, die wie Schnecken gleiten;
Diese grauen Riesenschnecken
Ihre Hörner weit ausrecken.

Manchmal in der öden Leere,
Manchmal in dem Nebelmeere
Strahlt ein Licht, das süß und golden,
Wie die Augen meiner Holden.

Doch im selben Nu zerstäubet
Diese Wonne, und mir bleibt
Das Bewusstsein nur, das schwere,
Meiner schrecklichen Misère.

12.

Worte! Worte! keine Thaten!
Niemals Fleisch, geliebte Puppe,
Immer Geist und keinen Braten,
Keine Knödel in der Suppe!

Doch vielleicht ist dir zuträglich
Nicht die wilde Lendenkraft,
Welche galoppieret täglich
Auf dem Roß der Leidenschaft.

Ja, ich fürchte fast, es riebe,
Zartes Kind, dich endlich auf
Jene wilde Jagd der Liebe,
Amor's Steeple-chase-Wettlauf.

Viel gesünder, glaub' ich schier,
Ist für dich ein kranker Mann
Als Liebhaber, der gleich mir
Kaum ein Glied bewegen kann.

Deßhalb unsrem Herzensbund,
Liebste, widme deine Triebe;
Solches ist dir sehr gesund,
Eine Art Gesundheitsliebe.

13.

Für eine Grille — festes Wagen! —
Hab' ich das Leben eingesetzt;
Und nun das Spiel verloren jetzt,
Mein Herz, du darfst dich nicht beklagen.

Die Sachsen sagen: „Minschenwille
Ist Minschen-Himmelrhl“ — Ich gab
Das Leben hin, jedoch ich hab'
Bewirklicht meines Herzens Grille!

Die Seligkeit, die ich empfunden
Darob, war nur von kurzer Frist;
Doch wer von Wonne trunken ist,
Der rechnet nicht nach eitel Stunden.

Wo Seligkeit, ist Ewigkeit;
Hier lodern alle Liebesflammen
In eine einz'ge Gluth zusammen,
Hier giebt es weder Raum noch Zeit.

14.

Mittelalterliche Rohheit
Weicht dem Aufschwung schöner Künste:
Instrument moderner Bildung
Ist vorzüglich das Klavier.

Auch die Eisenbahnen wirken
Heilsam aufs Familienleben,
Sintemal sie uns erleichtern
Die Entfernung von der Sippschaft.

Wie bedaur' ich, daß die Darre
Meines Rückgratmarks mich hindert,
Lange Zeit noch zu verweilen
In dergleichen Fortschrittswelt!

15.

Es gab den Dolch in deine Hand
Ein böser Dämon in der bösen Stunde —
Ich weiß nicht, wie der Dämon hieß —
Ich weiß nur, daß vergiftet war die Wunde.

In stillen Nächten denk' ich oft,
Du solltest mal dem Schattenreich entsteigen,
Und lösen alle Räthsel mir
Und mich von deiner Unschuld überzeugen.

Ich harre dein — o komme bald!
Und kommst du nicht, so steig' ich selbst zur Hölle,
Daß ich allbort vor Satanas
Und allen Teufeln dich zur Rede stelle.

Ich komme, und wie Orpheus einst
Trog' ich der Unterwelt und ihren Schrecken —
Ich finde dich, und wolltest du
Im tiefsten Höllenspfuhle dich verstecken.

Hinunter jetzt ins Land der Qual,
Wo Händeringen nur und Zähneklappen —
Ich reiße dir die Larve ab,
Der angeprahlten Großmuth Purpurlappen —

Jetzt weiß ich, was ich wissen wollt',
Und gern, mein Mörder, will ich dir verzeihen;
Doch hindern kann ich nicht, daß jetzt
Schmachvoll die Teufel dir ins Antlitz speien.

16.

Sie küßten mich mit ihren falschen Lippen,
Sie haben mir kredenzt den Saft der Neben,
Und haben dabei mich mit Gift vergeben —
Das thaten mir die Magen und die Sippen.

Es schmilzt das Fleisch von meinen armen Rippen,
Ich kann mich nicht vom Siechbett mehr erheben,
Arglistig stahlen sie mein junges Leben —
Das thaten mir die Magen und die Sippen.

Ich bin ein Christ — wie es im Reichenbuche
Bescheinigt steht — deshalb, bevor ich sterbe,
Will ich euch fromm und brüderlich verzeihen.

Es wird mir sauer — ach! mit einem Fluche
Möcht' ich weit lieber euch vermaledeien:
Daß euch der Herr verdamme und verderbe!

17.

Es kommt der Tod — jetzt will ich sagen,
Was zu verschweigen ewiglich
Mein Stolz gebot: für dich, für dich,
Es hat mein Herz für dich geschlagen!

Der Sarg ist fertig, sie versenken
Mich in die Gruft. Da hab' ich Ruh'.
Doch du, doch du, Maria, du
Wirfst weinen oft und mein gedenken.

Du ringst sogar die schönen Hände —
D tröste dich — Das ist das Loos,
Das Menschenloos: — was gut und groß
Und schön, Das nimmt ein schlechtes Ende.

Der Scheidende.

Erstorben ist in meiner Brust
Jedwede weltlich eitle Lust,
Schier ist mir auch erstorben drin
Der Haß des Schlechten, sogar der Sinn
Für eigne wie für fremde Noth —
Und in mir lebt nur noch der Tod!

Der Vorhang fällt, das Stück ist aus,
Und gähnend wandelt jetzt nach Haus
Mein liebes deutsches Publikum.
Die guten Leutchen sind nicht dumm;
Das speißt jetzt ganz vergnügt zu Nacht,
Und trinkt sein Schöppchen, singt und lacht —
Er hatte Recht, der edle Heros,
Der weiland sprach im Buch Homeros:
Der kleinste lebendige Philister
Zu Stukkert am Nektar, viel glücklicher ist er,
Als ich, der Helide, der todte Held,
Der Schattensfürst in der Unterwelt.

Gedanken und Einfälle.



I. Persönliches.

Um meine Wiege spielten die letzten Mondlichter des achtzehnten und das erste Morgenroth des neunzehnten Jahrhunderts.

*

Die Mutter erzählt, sie habe während ihrer Schwangerschaft im fremden Garten einen Apfel hängen sehen, ihn aber nicht abbrechen wollen, damit ihr Kind kein Dieb werde. Mein Leben hindurch behielt ich ein geheimes Gelüste nach schönen Äpfeln, aber verbunden mit Respekt vor fremdem Eigenthum und Abscheu vor Diebstahl.

*

Ich habe die friedlichste Gesinnung. Meine Wünsche sind: eine bescheidene Hütte, ein Strohdach, aber ein gutes Bett, gutes Essen, Milch und Butter, sehr frisch, vor dem Fenster Blumen, vor der Thür einige schöne Bäume, und wenn der liebe Gott mich ganz glücklich machen will, läßt er mich die Freude erleben, daß an diesen Bäumen etwa sechs bis sieben meiner Feinde aufgehängt werden. Mit gerührtem Herzen werde ich ihnen vor ihrem Tode alle Unbill verzeihen, die sie mir im Leben zugefügt — Ja, man muß seinen Feinden verzeihen, aber nicht früher, als bis sie gehenkt worden.

*

Ich bin nicht vindikativ — ich möchte gern meine Feinde lieben; aber ich kann sie nicht lieben, ehe ich mich an ihnen gerächt habe — dann erst öffnet sich ihnen mein Herz. So lange man sich nicht gerächt, bleibt immer eine Bitterkeit im Herzen zurück.

*

Daß ich Christ ward, ist die Schuld jener Sachsen, die bei Leipzig plötzlich umfattelten, oder Napoleon's, der doch nicht nöthig hatte, nach Rußland zu gehn, oder seines Lehrers, der ihm zu Brienne Unterricht in der Geographie gab und ihm nicht gesagt hat, daß es zu Moskau im Winter sehr kalt ist.

*

Wenn Montalembert Minister wird und mich von Paris fortjagen wollte, würde ich katholisch werden — Paris vaut bien une messe!

*

Ich ließ mich nicht naturalisieren, aus Furcht, daß ich alsdann Frankreich weniger lieben würde, wie man für seine Maitresse kühler wird, sobald man bei der Mairie ihr legal angetraut worden. Ich werde mit Frankreich in wilder Ehe fortleben.

*

Mein Geist fühlt sich in Frankreich exiliert, in eine fremde Sprache verbannt.

*

Gott wird mir die Thorheiten verzeihen, die ich über ihn vorgebracht, wie ich meinen Gegnern die Thorheiten verzeihe, die sie gegen mich geschrieben, obgleich sie geistig so tief unter mir standen, wie ich unter dir stehe, o mein Gott!

II. Religion und Philosophie.

Die Erde ist der große Felsen, woran die Menschheit, der eigentliche Prometheus, gefesselt ist und vom Geier des Zweifels zerfleischt wird. Sie hat das Licht gestohlen, und leidet nun Martern dafür.

*

Kunst und Philosophie, das Bild und der Begriff, wurden erst durch die Griechen von einander getrennt. Die Verschmelzung derselben in der Religion ging beiden voran.

*

Der Gedanke der Persönlichkeit Gottes als Geist ist eben so absurd wie der rohe Anthropomorphismus; denn die geistigen Attribute bedeuten Nichts und sind lächerlich ohne die körperlichen.

*

Der Gott der besten Spiritualisten ist eine Art von luftleerem Raume im Reich des Gedankens, angestrahlt von der Liebe, die wieder ein Abglanz der Sinnlichkeit.

*

Der Engel, der Karikaturen malt, ist ein Bild des Pantheisten, der seinen Gott in der Brust trägt.

*

Nothwendigkeit des Deismus. — ER und Ludwig Philipp, Beide sind nothwendig — ER ist der Ludwig Philipp des Himmels.

*

Der Gedanke ist die unsichtbare Natur, die Natur der sichtbare Gedanke.

*

Im Alterthume gab es keinen Gespensterglauben. Die Leiche wurde verbrannt, der Mensch entschwand als Rauch in die Höhe, er ging auf in dem reinsten, geistigsten Element, im Feuer. Bei den Christen wird der Leib (aus Hohn oder Verachtung?) der Erde zurück gegeben — er ist wie das Korn, und sprosst wieder hervor als Gespenst (ein körperlicher Leib wird gesät, ein geistiger entsprosst), — er behält die Schauer der Verwesung.

*

Gott hat Nichts manifestiert, was auf eine Fortdauer nach dem Tode hinwiese; auch Moses redet nicht davon. Es ist Gott vielleicht gar nicht Recht, daß die Frommen die Fortdauer so fest annehmen — In seiner väterlichen Güte will er uns vielleicht damit eine Überraschung machen.

*

Bei keinem Volke ist der Glaube an Unsterblichkeit stärker gewesen, wie bei den Celten; man konnte Geld bei ihnen geliehen bekommen, um es in der anderen Welt wieder zu geben. Fromme christliche Wucherer sollten sich daran spiegeln!

*

Irdisches gewährte und verhieß das Heidenthum, und darum pflegten die Glücklichen, welchen die Erfüllung ihrer Wünsche und das Gelingen ihrer Werke von dem Walten gnadenreicher Götter und von der Gunst derselben zeugte, frömmere Götterdiener als die Unglücklichen zu

sein. Vgl. Aristoteles' Rhetoric., Lib. II, cap. 17. p. 240. Tom. IV, ed. Bipont.

*

Der verzweiflungsvolle Zustand der Menschheit zur Zeit der Cäsaren erklärt den Succes des Christenthums. Der Selbstmord der stolzen Römer, welche auf einmal die Welt aufgaben, war so häufig in jener Zeit. Wer den Muth nicht hatte, auf einmal von der Welt Abschied zu nehmen, ergriff den langsamen Selbstmord der Entsagungsreligion. (Christi Passion war ja ebenfalls eine Art Selbstmord.) Sklaven und unglückliches Volk waren die ersten Christen; durch ihre Menge und den neuen Fanatismus wurden sie eine Macht, die Konstantin begriff, und der römische Weltherrschaftsgeist bemächtigte sich bald derselben, und disciplinierte sie, durch Dogma und Kultus.

*

Bei der Polemik zwischen Christen und heidnischen Philosophen vertauschen die Gegner oft im Kampfgetümmel die Waffen: hier sehen wir einen christlichen Vorsehungshelm auf dem Haupte des Griechen, dort ein griechisches Götterschwert in der Hand des Christen. Kezereien entspringen, Glaubenshelden verfallen in Irrthum und Zweifel.

*

Die Apologeten des Christenthums mußten in ihrem Kampf gegen das Heidenthum um so eher sich auf das Feld der Philosophen hinaus wagen, da die Philosophie damals (von Marc Aurel bis Julian) auf dem Throne saß — durch Polemik arbeitet sich das Dogma aus.

*

Unterschied des Heidenthums (der Inder, Perser) vom Judenthum: Sie haben Alle ein unendliches, ewiges Urwesen, aber dieses ist bei Jenen in der Welt, mit welcher es identisch, und es entfaltet sich mit dieser aus dem Gesetze der Nothwendigkeit — der Gott der Juden ist außer der Welt und erschafft sie durch einen Akt des freien Willens.

*

Judenthum — Aristokratie: Ein Gott hat die Welt erschaffen und regiert sie; alle Menschen sind seine Kinder, aber die Juden sind seine Lieblinge und ihr Land ist sein auserwähltes Dominium. Er ist ein Monarch, die Juden sind der Adel, und Palästina ist das Erarchat Gottes.

Christenthum — Demokratie: Ein Gott, der Alles erschaffen und regiert, aber alle Menschen gleich liebt und alle Reiche gleich beschützt. Er ist kein Nationalgott mehr, sondern ein universeller.

*

Das Christenthum tritt auf zur Tröstung: Die, welche in diesem Leben viel Glück genossen, werden im künftigen davon eine Indigestion haben — Die, welche zu wenig gegessen, werden nachträglich das beste Gastmahl aufgetischt finden; die irdischen Prügeflecken werden von den Engeln gestreichelt werden.

*

Die, welche den Kelch der Freude hienieden getrunken, bekommen dort oben den Katzenjammer.

*

Im Christenthume kommt der Mensch zum Selbst-

bewußtsein des Geistes durch den Schmerz — Krankheit vergeistigt, selbst die Thiere.

*

Das Christenthum wußte die blaue Luft der Provence zu entheitern und erfüllte sie mit seinem Glockengeläute.

*

Beim Anblick eines Domes.

Sechshundert Jahr' wurde dran gebaut, und du genießest in einem Augenblick die Ruhe nach einer sechshundertjährigen Arbeit. Wie Meereswellen sind die Generationen daran vorbei gewogt, und noch kein Stein ist bewegt worden. Dies Mausoleum des Katholicismus, das er sich noch bei Lebzeiten bauen lassen, ist die steinerne Hülle eines erloschenen Gefühls — (Ironisch droben die Uhr) — Drinnen in diesem Steinhaufe blühte einst ein lebendiges Wort, drinnen ist es todt und lebt nur noch in der äußeren Steinrinde. (Hohler Baum.)

*

In der Kirche.

Wehmüthiger Orgelton, die letzten Sterbeseufzer des Christenthums.

*

Verehrung für Rom.

Wie Mancher ging aus, die Kirche zu schmähen, zu beseinden, und änderte plötzlich seinen Sinn und kniete nieder und betete an. Es ging Manchem wie Bileam, dem Sohne Boer's, der Israel zu fluchen auszog, und gegen seine Absicht es segnete. Warum? Und doch hatte er nur die Stimme eines Esels gehört.

*

Die Thoren meinen, um das Kapitol zu erobern, müsse man zuerst die Gänse angreifen.

*

Die katholischen Schriftsteller haben gute Kriegswerkzeuge, wissen sie aber nicht zu gebrauchen. Wie die Chinesen haben sie gute Kanonen, auch Pulver und Kugeln, aber schießen ist eine andere Sache. Sie sind Kinder mit großen Säbeln, die sie nicht aufheben können; mit Helmen, die ihnen den Kopf eindrücken. Und gar die Kanonen wissen sie erst recht nicht zu handhaben.

*

Die römische Kirche mißtraut ihren modernen Seiden — sie fürchtet, daß so ein Eiferer, statt den Pantoffel zu küssen, ihr in den Fuß beiße mit rasender Inbrunst.

*

Die römische Kirche stirbt an jener Krankheit, wovon Niemand geneßt: Erschöpfung durch die Macht der Zeit. Weise, wie sie ist, lehnt sie alle Ärzte ab: sie hat in ihrer langen Praxis so manchen Greis schneller als nöthig sterben sehen, weil ein energischer Arzt ihn kurieren wollte. Doch wird ihre Agonie noch lange dauern. Sie wird uns Alle überleben, den Schreiber dieses Artikels, den Drucker, der ihn setzt, selbst den kleinen Lebrjungen, der die Druckbogen abholt.

*

Die Juden waren die Einzigen, die bei der Christlichwerdung Europas sich ihre Glaubensfreiheit behaupteten.

*

Judäa, dieses protestantische Ägypten.

*

Die Germanen ergriffen das Christenthum aus Wahlverwandtschaft mit dem jüdischen Moralprincip, überhaupt dem Juidaismus. Die Juden waren die Deutschen des Orients, und jetzt sind die Protestanten in den germanischen Ländern (in Schottland, Amerika, Deutschland, Holland) Nichts anders als altorientalische Juden.

*

Der Juidenhaß beginnt erst mit der romantischen Schule, mit der Freude am Mittelalter, Katholicismus, Adel, gesteigert durch die Teutomanen (Nühs).

* 2

Die jüdische Geschichte ist schön; aber die jungen Juden schaden den alten, die man weit über die Griechen und Römer setzen würde. Ich glaube: gäbe es keine Juden mehr und man wüßte, es befände sich irgendwo ein Exemplar von diesem Volk, man würde hundert Stunden reisen, um es zu sehen und ihm die Hände zu drücken — und jetzt weicht man uns aus!

*

Die Geschichte der neueren Juden ist tragisch, und schrieb man über dieses Tragische, so wird man noch ausgelacht — Das ist das Allertragischste.

*

Es ist charakteristisch für den Hamburger Juiden-
krawall (im September 1830), daß die Revolutionäre
erst ihr Tagesgeschäft vollendeten, und eine Abend-
revolution machten.

Ich war bei Van Afen während des Tumults: Der Löwe war am ruhigsten, vornehm indigniert, die Affen freuten sich, die Schlangen wanden sich, die Hyäne war unruhig gierig, der Eisbär streckte sich bequem hin und wartete, das Chamäleon veränderte jeden Augenblick die Farbe, roth, blau, weiß, endlich sogar dreifarbig — die Thiere sahen menschlich vernünftig aus, im Gegensatz zu den Menschen, die thierisch wild rasten.

Ein Jude sagte zum andern: „Ich war zu schwach.“ Dies Wort empfiehlt sich als Motto zu einer Geschichte des Judenthums.

Eine Phryne, welche am Damuthor stand, sagte: „Wenn heute die Juden beleidigt werden, so geht's bald gegen den Senat, und endlich gegen uns.“ Ruffandra der Drehbahn, wie bald gingen deine Worte in Erfüllung!

*

Seid ganz tolerant oder gar nicht, geht den guten Weg oder den bösen; um am Scheidewege zagend stehen zu bleiben, dazu seid ihr zu schwach — Dies vermochte kein Herkules, und er mußte sich für einen der Wege bald entscheiden.

*

Der Taufzettel ist das Entréebillet zur europäischen Kultur.

*

Niemals von jüdischen Verhältnissen sprechen! Der Spanier, welcher sich im Traume mit der Muttergottes allnächtlich unterhält, berührt nie ihr Verhältnis zu

Gott-Vater, aus Delikatesse: die unmakulierteste Empfängnis sei doch immer eine Empfängnis.

*

Ich liebe sie (die Juden) persönlich.

*

B. Wenn ich von dem Stamme wäre, dem unser Heiland entsprossen, ich würde mich Dessen eher rühmen, als schämen.

A. Ach, Das thät' ich auch, wenn unser Heiland der Einzige wäre, der diesem Stamm entsprossen — aber es ist demselben so viel Lumpengesindel ebenfalls entsprossen, daß diese Verwandtschaft anzuerkennen sehr bedenklich ward.

*

Die Juden, wenn sie gut, sind sie besser, wenn sie schlecht, sind sie schlimmer, als die Christen.

*

Für das Porzellan, das die Juden einst in Sachsen kaufen mußten, bekommen Die, welche es behielten, jetzt den hundertfachen Werth bezahlt — Am Ende wird Israel für seine Opfer entschädigt durch die Anerkennung der Welt, durch Ruhm und Größe.

*

Die Juden — dieses Volk-Gespenst, das bei seinem Schatze, der Bibel, unabweisbar wachte! Vergebens war der Exorcismus — Deutsche hoben ihn.

*

Ist die Mission der Juden geendigt? Ich glaube: wenn der weltliche Heiland kommt: Industrie, Arbeit, Freude. Der weltliche Heiland kommt auf einer Eisen-

bahn, Michel bahnt ihm den Weg, Rosen werden gestreut auf seinen Pfaden.

*

Wie Viel hat Gott schon gethan, um das Weltübel zu heilen! Zu Moses Zeit that er Wunder über Wunder, später in der Gestalt Christi ließ er sich sogar geißeln und kreuzigen, endlich in der Gestalt Enfantin's that er das Ungeheuerste, um die Welt zu retten: er machte sich lächerlich — aber vergebens! Am Ende erfass't ihn vielleicht der Wahnsinn der Verzweiflung, und er zerschellt sein Haupt an der Welt, und er und die Welt zertrümmern.

*

Das Heidenthum endigt, sobald die Götter von den Philosophen als Mythen rehabilitiert werden. Das Christenthum ist auf denselben Punkt gelangt, Strauß ist der Porphyrius unserer Zeit.

*

Es sind in Deutschland die Theologen, die dem lieben Gott ein Ende machen — on n'est jamais trahi que par les siens.

*

In Deutschland wird das Christenthum gleichzeitig in der Theorie gestürzt und in den Thatfachen: Ausbildung der Industrie und des Wohlstandes.

*

Die Philosophen zerstörten in ihrem Kampfe gegen die Religion die heidnische, aber eine neue, die christliche, stieg hervor. Auch diese ist bald abgefertigt, doch es kommt gewiß eine neue, und die Philosophen werden wieder neue Arbeit bekommen, jedoch wieder vergeblich:

die Welt ist ein großer Viehstall, der nicht so leicht wie der des Aegias gereinigt werden kann, weil, während gefegt wird, die Ochsen drin bleiben und immer neuen Mist anhäufen.

*

In dunkeln Zeiten wurden die Völker am besten durch die Religion geleitet, wie in stockfinsterner Nacht ein Blinder unser bester Wegweiser ist; er kennt Wege und Stege besser, als ein Sehender — Es ist aber thöricht, sobald es Tag ist, noch immer die alten Blinden als Wegweiser zu gebrauchen.

*

Wie die Männer der Wissenschaft während der mittelalterlich christlichen Periode aus der Bibel heraus die wissenschaftlichen Wahrheiten zu entdecken suchten, so suchen jetzt die Männer der Religion die theologischen Wahrheiten in der Wissenschaft zu entdecken, in der Geschichte, in der Philosophie, in der Physik: die Dreieinigkeit in der indischen Mythologie, die Inkarnationslehre in der Logik, die Sündfluth in der Geologie u. s. w.

*

Bei den früheren Religionen wurde der Geist der Zeit durch Einzelne ausgesprochen und durch Mirakel bestätigt. Bei den jetzigen Religionen wird der Geist der Zeit durch Viele ausgesprochen und bestätigt durch die Vernunft. Jetzt giebt es keine Mirakel mehr, nachdem die Physik ausgebildet worden; Oken sieht dem lieben Gott auf die Finger, und Dieser will nicht mit Bosko rivalisiren.

*

Jede Religion gewährt auf ihre Art Trost im Unglück. Bei den Juden die Hoffnung: „Wir sind in der Gefangenschaft, Jehova zürnt uns, aber er schickt einen Retter.“ Bei den Mahomedanern Fatalismus: „Keiner entgeht seinem Schicksal, es steht oben geschrieben auf Steintafeln, tragen wir das Verhängte mit Ergebung, Allah il Allah!“ Bei den Christen spiritualistische Verachtung des Angenehmen und der Freude, schmerzsuchtiges Verlangen nach dem Himmel, auf Erden Versuchung des Bösen, dort oben Belohnung — Was bietet der neue Glauben?

*

Die Herrlichkeit der Welt ist immer adäquat der Herrlichkeit des Geistes, der sie betrachtet. Der Gute findet hier sein Paradies, der Schlechte genießt schon hier seine Hölle.

*

Unsere Moralbegriffe schweben keineswegs in der Luft: die Veredlung des Menschen, Recht und Unsterblichkeit haben Realität in der Natur. Was wir Heiliges denken, hat Realität, ist kein Hirngespinnst.

*

Heilige wie der Stylit sind jetzt unmöglich, da die Philanthropie sie gleich in einer Irrenanstalt unterbringen würde.

*

Giebt's in der Geschichte auch Tag und Nacht wie in der Natur? — Mit dem dritten Jahrhundert des Christenthums beginnt die Dämmerung, wehmüthiges Abendroth der Neoplatoniker, das Mittelalter war dicke Nacht, jetzt steigt das Morgenlicht herauf — ich grüße

dich, Phoebus Apollo! Welche Träume in jener Nacht, welche Gespenster, welche Nachtwandler, welcher Straßenlärm, Mord und Todtschlag — ich werde davon erzählen.

*

Ich sehe die Wunder der Vergangenheit klar. Ein Schleier liegt auf der Zukunft, aber ein rosenfarbiger, und hindurch schimmern goldene Säulen und Geschmeide und klingt es süß.

III. Kunst und Literatur.

Ein Buch will seine Zeit, wie ein Kind. Alle schnell in wenigen Wochen geschriebenen Bücher erregen bei mir ein gewisses Vorurtheil gegen den Verfasser. Eine honeste Frau bringt ihr Kind nicht vor dem neunten Monat zur Welt.

*

Dem Dichter wird während des Dichtens zu Muth, als habe er, nach der Seelenwanderungslehre der Pythagoräer, in den verschiedensten Gestalten ein Vorleben geführt — seine Intuition ist wie Erinnerung.

*

Eine Philosophie der Geschichte war im Alterthum unmöglich. Erst die Jetztzeit hat Materialien dazu: Herder, Bossuet &c. — Ich glaube, die Philosophen müssen noch tausend Jahr' warten, ehe sie den Orga-

nismus der Geschichte nachweisen können; bis dahin, glaube ich, nur Folgendes ist anzunehmen. Für Hauptsache halte ich: die menschliche Natur und die Verhältnisse (Boden, Klima, überlieferte Gesetzgebung, Krieg, unvorhergesehene und unberechenbare Bedürfnisse), beide in ihrem Konflikt oder in ihrer Allianz geben den Fond der Geschichte, sie finden aber immer ihre Signatur im Geiste, und die Idee, von welcher sie sich repräsentieren lassen, wirkt wieder als Drittes auf sie ein; Das ist hauptsächlich in unseren Tagen der Fall, auch im Mittelalter. Shakspeare zeigt uns in der Geschichte nur die Wechselwirkung von der menschlichen Natur und den äußern Verhältnissen — die Idee, das Dritte, tritt nie auf in seinen Tragödien; daher eine viel klarere Gestaltung und etwas Ewiges, Unwandelbares in seinen Entwicklungen, da das Menschliche immer Dasselbe bleibt zu allen Zeiten. Das ist auch der Fall bei Homer. Beider Dichter Werke sind unvergänglich. Ich glaube nicht, daß sie so gut ausgefallen wären, wenn sie eine Zeit darzustellen gehabt hätten, wo eine Idee sich geltend machte, z. B. im Beginne des aufkommenden Christenthums, zur Zeit der Reformation, zur Zeit der Revolution.

*

Bei den Griechen herrschte Identität des Lebens und der Poesie. Sie hatten daher keine so großen Dichter wie wir, wo das Leben oft den Gegensatz der Poesie bildet. Shakspeare's große Zeh enthält mehr Poesie, als alle griechischen Poeten, mit Ausnahme des Aristophanes. Die Griechen waren große Künstler, nicht Dichter; sie hatten mehr Kunstsinne, als Poesie.

In der Plastik leisteten sie so Bedeutendes, eben weil sie hier nur die Wirklichkeit zu kopieren brauchten, welche Poesie war und ihnen die besten Modelle bot.

*

Wie die Griechen das Leben blühend und heiter darstellten und zur Aussicht gaben die trübe Schattenwelt des Todes, so hingegen ist nach christlichen Begriffen das jetzige Leben trüb und schattenhaft, und erst nach dem Tod kommt das heitre Blüthenleben. Das mag Trost im Unglück geben, aber taugt nicht für den plastischen Dichter. Darum ist die Ilias so heiter jauchzend, das Leben wird um so heiterer erfasst, je näher unsre Abfahrt zur zweiten Schattenwelt, z. B. von Achilles.

*

Die Griechen gaben dem Christenthum die Kunst: — Kunst des Wortes (Dogmatik und Mythologie) und Kunst der Sinne (Malerei und Baukunst). Die gothische ist Nichts als franke Kunst. Als ich im Dom von Toulouse (St. Sernin) doppelt sah, sah ich das Centrum gebrochen in der Mitte, und begriff die Entstehung des gothischen Spitzbogens aus dem römischen Kreisbogen.

*

Kunstwerk.

Das sichtbare Werk spricht harmonisch den unsichtbaren Gedanken aus; daher ist auch Lebenskunst die Harmonie des Handelns und unsrer Gesinnung.

Schön ist das Kunstwerk, wenn das Göttliche sich dem Menschlichen freundlich zuneigt — Diana küßt Endymion; erhaben, wenn das Menschliche sich zum Göttlichen gewaltsam emporhebt — Prometheus trotz

dem Jupiter, Agamemnon opfert sein Kind. Die Christusmythe ist schön und erhaben zugleich.

*

In der Kunst ist die Form Alles, der Stoff gilt Nichts. Staub berechnet für den Frack, den er ohne Tuch geliefert, denselben Preis, als wenn ihm das Tuch geliefert worden. Er lasse sich nur die Façon bezahlen, und den Stoff schenke er.

*

In Bezug auf die Frage von den eingeborenen Ideen möchte folgende Lösung richtig sein: Es giebt Menschen, denen Alles von außen kommt, die sogenannten Talente, wie Lessing, erinnernd an Affen, wo die äußere Nachahmung waltet — Nichts ist in ihrem Geiste, was sie nicht durch die Sinne aufgenommen. Es giebt aber auch Menschen, denen Alles aus der Seele kommt, Genien, wie Rafael, Mozart, Shakspeare, denen das Gebären aber schwerer wird, wie dem sogenannten Talente. Bei Jenen ein Machen ohne Leben, ohne Innerlichkeit, Mechanismus — bei Diesen ein organisches Entstehen.

*

Das Genie trägt im Geiste ein Abbild der Natur, und durch diese erinnert gebiert es dies Abbild; das Talent bildet die Natur nach, und schafft analytisch, was das Genie synthetisch schafft. Es giebt aber auch Charaktere, welche zwischen beiden schweben.

*

Die Daguerreotypie ist ein Zeugnis gegen die irrige Ansicht, daß die Kunst eine Nachahmung der Natur sei — die Natur hat selbst den Beweis geliefert,

wie wenig sie von der Kunst versteht, wie kläglich es ausfällt, wenn sie sich mit Kunst abgiebt.

*

Philarete Chasles ordnet als Literaturhistoriker die Schriftsteller nicht nach Außerlichkeiten (Nationalität, Zeitalter, Gattung der Werke [Epos, Drama, Lyrik]), sondern nach dem inneren geistigen Princip, nach Wahlverwandtschaft. So will Paracelsus die Blumen nach dem Geruch klassificieren — wie viel sinnreicher als Linné nach Staubfäden! Wäre es gar so sonderbar, wenn man auch die Literaten nach ihrem Geruch klassifizierte? Die, welche nach Taback, Die, welche nach Zwiebeln riechen u. s. w.

*

Die Sage von dem Bildhauer, dem die Augen ausgestochen wurden, damit er nicht eine ähnliche Statue anfertige, beruht auf demselben Grunde wie die Sitte, nach welcher das Glas, woraus eine hohe Gesundheit getrunken wurde, zerbrochen wird.

*

Ein Skulptor, der zugleich Napoleon und Wellington meißelt, kommt mir vor wie ein Priester, der um zehn Uhr Messe lesen und um zwölf Uhr in der Synagoge singen will — Warum nicht? Er kann es; aber wo es geschieht, wird man bald weder die Messe noch die Synagoge besuchen.

Den Dichtern wird es noch schwerer, zwei Sprachen zu reden — ach! die meisten können kaum eine Sprache reden.

*

Man preist den dramatischen Dichter, der es ver-

steht, Thränen zu entlocken — Dies Talent hat auch die kümmerlichste Zwiebel, mit dieser theilt er seinen Ruhm.

*

Das Theater ist nicht günstig für Poeten.

*

Eine neue Periode ist in der Kunst angebrochen: Man entdeckt in der Natur dieselben Gesetze, die auch in unserem Menschengenosse walten, man vermenschlicht sie (Novalis), man entdeckt in dem Menschengenosse die Gesetze der Natur, Magnetismus, Electricität, anziehende und abstoßende Pole (Heinrich von Kleist). Goethe zeigt das Wechselverhältnis zwischen Natur und Mensch; Schiller ist ganz Spiritualist, er abstrahiert von der Natur, er huldigt der kantischen Ästhetik.

*

Goethe's Abneigung, sich dem Enthusiasmus hinzugeben, ist eben so widerwärtig wie kindisch. Solche Rückhaltung ist mehr oder minder Selbstmord; sie gleicht der Flamme, die nicht brennen will, aus Furcht sich zu konsumieren. Die großmüthige Flamme, die Seele Schiller's loderte mit Aufopferung — Jede Flamme opfert sich selbst; je schöner sie brennt, desto mehr nähert sie sich der Vernichtung, dem Erlöschen. Ich beneide nicht die stillen Nachtlichtchen, die so bescheiden ihr Dasein fristen.

*

Bei Schiller feiert der Gedanke seine Orgien — nüchterne Begriffe, weinlaubumkränzt, schwingen den Thyrsus, tanzen wie Bacchanten — besoffene Reflexionen.

*

Jacobi, diese greinende, keifende Natur, diese flebrigte Seele, dieser religiöse Wurm, der an der Frucht der Erkenntnis nagte, um uns solche zu verleiden.

*

Die wehmüthig niedergedrückte Zeit, der alles Laute unterfagt war und die sich auch vor dem Lauten fürchtete, gedämpft fühlte, dachte und flüsterte, fand in dieser gedämpften Poesie ihre gedämpfte Freude. Sie betrachtete die alten gebrochenen Thürme mit Wehmuth, und lächelte über das Heimchen, das darin melancholisch zirpte.

*

In den altdänischen Romanzen sind alle Gräber der Liebe Heldengräber, große Felsmassen sind darauf gethürmt mit schmerzwilder Riesenhand. In den Umland'schen Gedichten sind die Gräber der Liebe mit hübschen Blümchen, Immortellen und Kreuzchen verziert, wie von Händen gefühlvoller Predigerstöchter.

Die Helden der „Kämpewiser“ sind Normannen, die Helden des Umland sind immer Schwaben, und zwar Gelbfüßler.

*

Die Sonettenwuth grassirt so in Deutschland, daß man eine Sonettensteuer einrichten sollte.

*

Claren ist jetzt in Deutschland so berühmt, daß man in keinem Bordell eingelassen wird, wenn man ihn nicht gelesen hat.

*

Muffenberg hab' ich nicht gelesen — ich denke: er ist ungefähr wie Arlincourt, den ich auch nicht gelesen habe.

*

Wir haben das körperliche Indien gesucht, und haben Amerika gefunden; wir suchen jetzt das geistige Indien — was werden wir finden?

*

Es ist zu wünschen, daß sich das Genie des Sanskritstudiums bemächtige; thut es der Notizengelehrte, so bekommen wir bloß ein gutes Compendium.

*

Die epischen Gedichte der Indier sind ihre Geschichte; doch können wir sie erst dann zur Geschichte benutzen, wenn wir die Gesetze entdeckt haben, nach welchen die Indier das Geschehene ins phantastisch Poetische umwandelten. Dies ist uns noch nicht bei der Mythologie der Griechen gelungen, doch mag es bei Diesen schwerer sein, weil Diese das Geschehene beständig zur Fabel ausbildeten in immer bestimmterer Plastik. Bei den Indiern hingegen bleibt die phantastische Umbildung immer noch Symbol, das das Unendliche bedeutet, und nicht nach Dichterlaune in bestimmteren Formen ausgemeißelt wird.

*

Die Mahabaratas, Ramahanas und ähnliche Riesenfragmente sind geistige Mammuthsknochen, die auf dem Himalaya zurückgeblieben.

*

Der Indier konnte nur ungeheuer große Gedichte liefern, weil er Nichts aus dem Weltzusammenhang schneiden konnte, wie überhaupt der Anschauungsmensch. Die ganze Welt ist ihm ein Gedicht, wovon der Mahabarata nur ein Kapitel. — Vergleich der indischen mit

unserer Mystik: diese übt den Scharfsinn an Zertheilung und Zusammensetzung der Materie, bringt es aber nicht zum Begriff. — Anschauungsideen sind Etwas, das wir gar nicht kennen. Die indische Muse ist die träumende Prinzessin der Märchen.

*

Goethe, im Anfang des „Fausts“, benutzte die „Sakontala.“

*

Wie überhaupt Jeder einen bestimmten Gegenstand in der Sinnenwelt auf eine andere Weise sieht, so sieht auch Jeder in einem bestimmten Buche etwas Anderes, als der Andre. Folglich muß auch der Übersetzer ein geistig begabter Mensch sein, denn er muß im Buche das Bedeutendste und Beste sehen, um Dasselbe wieder zu geben. Den Wortverstand, den körperlichen Sinn kann Jeder übersetzen, der eine Grammatik gelesen und ein Wörterbuch sich angeschafft hat. Nicht kann aber der Geist von Jedem übersetzt werden. Möchte Dies nur bedenken jener nüchterne, prosaische Übersetzer Scott'scher Romane, der so sehr prahlt mit seiner Übersetzungstreue! Wie es auf den Geist ankommt, beweise zunächst Forster's Wiederübersetzung der „Sakontala.“

*

In der Zeit der Romantiker liebte man in der Blume nur den Duft — in unserer Zeit liebt man in ihr die keimende Frucht. Daher die Neigung zum Praktischen, zur Prosa, zum Hausbadehen.

*

Der Hauptzug der jetzigen Dichter ist Gesundheit — westfälische, österreichische, ja ungarische Gesundheit.

Die höchsten Blüthen des deutschen Geistes sind die Philosophie und das Lied. Diese Blüthezeit ist vorbei, es gehörte dazu die idyllische Ruhe; Deutschland ist jetzt fortgerissen in die Bewegung, der Gedanke ist nicht mehr uneigennützig, in seine abstrakte Welt stürzt die rohe Thatsache, der Dampfwagen der Eisenbahn giebt uns eine zittrige Gemüthserschütterung, wobei kein Lied aufgehen kann, der Kohlendampf verscheucht die Sangesvögel, und der Gasbeleuchtungsgeruch verdirbt die duftige Mondnacht.

*

Unsre Lyrik ist ein Produkt des Spiritualismus, obgleich der Stoff sensualistisch: die Sehnsucht des isolierten Geistes nach Verschmelzung mit der Erscheinungswelt, *to mingle with nature*. Mit dem Sieg des Sensualismus muß diese Lyrik aufhören, es entsteht Sehnsucht nach dem Geist: Sentimentalität, die immer dünner verdämmert, nihilistische Pimperlichkeit, hohler Phrasennebel, eine Mittelstation zwischen Gewesen und Werden, Tendenzpoesie.

*

Der harmlose Dichter, der plötzlich politisch wird, erinnert mich an das Kind in der Wiege: „Vater, isß nicht, was die Mutter gekocht!“

*

So wie die Demokratie wirklich zur Herrschaft gelangt, hat alle Poesie ein Ende. Der Übergang zu diesem Ende ist die Tendenzpoesie. Deshalb — nicht bloß, weil sie ihrer Tendenz dient — wird die Tendenzpoesie von der Demokratie begünstigt. Sie wissen, hinter

oder vielmehr mit Hoffmann von Fallersleben hat die Poesie ein Ende.

*

In der Poetenwelt ist der tiers état nicht nützlich, sondern schädlich.

*

Die Demokratie führt das Ende der Literatur herbei: Freiheit und Gleichheit des Stils. Jedem sei es erlaubt, nach Willkür, aber so schlecht er wolle, zu schreiben, und doch soll kein Anderer ihn stilistisch überragen und besser schreiben dürfen.

*

Demokratischer Haß gegen die Poesie — der Parnas soll geebnet werden, nivelliert, macadamisiert, und wo einst der müßige Dichter geklettert und die Nachtigallen belauscht, wird bald eine platte Landstraße sein, eine Eisenbahn, wo der Dampfkessel wiehert und der geschäftigen Gesellschaft vorüber eilt.

*

Demokratische Wuth gegen das Besingen der Liebe — Warum die Rose besingen, Aristokrat! besing' die demokratische Kartoffel, die das Volk nährt!

*

In einer vorwiegend politischen Zeit wird selten ein reines Kunstwerk entstehen. Der Dichter in solcher Zeit gleicht dem Schiffer auf stürmischem Meere, welcher fern am Strande ein Kloster auf einer Felsklippe ragen sieht; die weißen Nonnen stehen dort singend, aber der Sturm überschüllt ihren Gesang.

*

Die Werke gewisser Lieblingschriftsteller des Tages sind ein Steckbrief der Natur, keine Beschreibung.

*

Es ist nicht der arme Ungar Niembösch oder der Handlungsbesessene aus Lippe-Detmold, welcher das schöne Gedicht hervorgebracht, sondern der Weltgeist. Nur Diesem gebührt der Ruhm, und es ist lächerlich, wenn Jene sich Etwas darauf einbilden, etwa wie der Père Rachel auf den Succes seiner Tochter — da steht ein alter Jude im Parterre des Theatre français und glaubt, er sei Iphigenie oder Andromache, es sei seine Deklamation, welche alle Herzen rühre, und applaudiert man, so verbeugt er sich mit erröthendem Antlitz.

*

Savigny ein Römer? Nein, ein Bedienter des römischen Geistes, un valet du romanisme.

*

Savigny's Eleganz des Stils gleicht dem klebrigen Silberschleim, den die Insekten auf dem Boden zurücklassen, worüber sie hingekrochen.

*

Mit den Werken Johannes von Müller's geht es wie mit Klopstock — Keiner lieft ihn, Jeder spricht mit Respekt von ihm. Er ist unser großer Historiker, wie Jener unser großer Epiker war, den wir dem Auslande mit Stolz entgegensezten. Er ist steiflangweilig, — Alpen und keine Idee darauf. Wir glaubten ein Epos und einen Historiker zu haben.

*

Kanke ist das raisonnierende Leder, — der literarische Laufbursche der Brockhausischen Buchhandlung — wenn er älter, wird er ein Ladenhüter.

*

Gervinus' Literaturgeschichte.

Die Aufgabe war: was H. Heine in einem kleinen Büchlein voll Geist gegeben, jetzt in einem großen Buche ohne Geist zu geben — die Aufgabe ist gut gelöst.

*

Historiker, welche selbst alle Geschichte machen wollen, gleichen den Komödianten in Deutschland, welche die Wuth hatten, selbst Stücke zu schreiben. Haller bemerkt, daß man desto besser spiele, je schlechter das Stück — schrieben sie schlecht, um sich als gute Schauspieler zu zeigen? oder spielten sie schlecht, um als gute Schriftsteller zu scheinen? Dasselbe könnte man bei unsern Historikern fragen.

*

Hütet euch vor Hengstenberg — Der stellt sich nur so dumm, Das ist ein Brutus, der einst die Maske fallen läßt, sich vernunftgläubig zeigt und euer Reich stürzt.

*

Kuge ist der Philister, welcher sich mal unparteiisch im Spiegel betrachtet und gestanden hat, daß der Apoll vom Belvedere doch schöner sei. — Er hat die Freiheit schon im Geiste, sie will ihm aber noch nicht in die Glieder, und wie sehr er auch für hellenische Nacktheit schwärmt, kann er sich doch nicht entschließen, die barbarisch modernen Beinkleider, oder gar die christlich germanischen Unterhosen der Sittlichkeit auszuziehen. Die Grazien sehen lächelnd diesem inneren Kampfe zu.

*.

Jakob Benedey.

Die Natur erschuf dich zum Abtrittsjeger — Schäme dich Dessen nicht, deutscher Patriot! es sind die Latrinen deines deutschen Vaterlands, die du fegst.

*

Ich werde von ihm schweigen, kann ihn als komische Figur nicht gebrauchen, wie Maßmann. Der Spaß war, daß Dieser Latein verstand — Benedey aber versteht's nicht; Langweiligkeit ist nicht komisch.

*

König Ludwig nimmt den Luther nicht auf in seiner Walhalla. Man darf's ihm nicht verübeln, er fühlt im Herzen, daß, wenn Luther eine Walhalla gebaut, er ihn als Dichter nicht darin aufgenommen hätte.

*

Die Este, Medicis, Gonzagas, Scalas sind berühmt als Mäcene. Unfre Fürsten haben gewiß eben so guten Willen, aber es fehlt ihnen die Bildung, die wahren Talente und Genies heraus zu suchen — denn Diese melden sich nicht bei ihren Kammerdienern — Sie protegieren nur Solche, die mit ihnen selbst auf gleicher Bildungsstufe stehen, und wie man die italienischen Fürsten kennt, indem man bloß zu nennen braucht, wer ihre Protegés waren, so wird man einst die unsern gleich kennen, wenn man die Männer nennt, denen sie Dosen, Becher, Pensionen und Orden verliehen. Man sagt, es sei von großen Schriftstellern unklug, die obskuren — und sei es auch durch bittere Schilderung — auf die Nachwelt zu bringen; aber wir thun es zur Schande ihrer Mäcene.

• *

Diese Menschen müssen Stockschläge im Leben haben; denn nach ihrem Tode kann man sie nicht bestrafen, man kann ihren Namen nicht schmähen, nicht fletzeren, nicht brandmarken — denn sie hinterlassen keinen Namen.

*

Wolfgang Menzel ist der witzigste Kopf — es wird interessant und wichtig für die Wissenschaft sein, wenn man an seinem Schädel einst phrenologische Untersuchungen machen kann. Ich wünsche, daß man ihm den Kopf schone, wenn man ihn prügelt, damit die Beulen, die neu sind, nicht für Witz und Poesie gehalten werden.

*

Und dieser unwissende Hase gebärdet sich als der Champion des deutschen Volks, des tapfersten und gelehrtesten Volks, eines Volks, das auf tausend Schlachtfeldern seinen Muth und in hunderttausend Büchern seinen Tiefsinn bewiesen hat, ein Volk, dessen breite Brust mit glorreichen Narben bedeckt ist und über dessen Stirne alle großen Gedanken der Welt dahin gezogen und die ehrwürdigsten Furchen hinterlassen haben!

*

Gutzkow.

Die Natur war sehr bescheiden, als sie ihn schuf, ihn, den Unbescheidensten.

Er hat Heine nachahmen wollen, aber es fehlte ihm an aller Poesie, und er brachte es nur bis zur Nachahmung Börne's. Seine Darstellung und Sprache hat etwas Polizeiliches. Er liegt ewig auf der Lauer, um die Tageschwächen des Publikums zu erspähen, sie in seinem Privatinteresse auszubeuten. Jenen Schwächen

huldigend und schmeichelnd, darf er immerhin Talent, Kenntnisse und Charakter entbehren, er weiß es. Er giebt dem Publikum keine eignen Impulsionen, sondern er empfängt sie von demselben; er zieht die Livree der Tagesidee an, er ist ihr Bedienter, ihr Kanzleidiener, er kazenbuckelt und verlangt sein Trinkgeld.

*

Gisquet erzählt im dritten Theil seiner Memoiren von dem Polizeiagenten, welcher den Dieb erräth, der die Medaillen gestohlen, wegen der feinen Arbeit des Erbrechens: das gut geflochtene Seil, das Stück Wachlicht in der Diebslaterne statt des Talgs — So erathe ich Herrn ** in dem anonymen Artikel.

*

Warum sollte ich jetzt widersprechen? In wenigen Jahren bin ich todt, und dann muß ich mir alle Lügen doch gefallen lassen. ** hat nicht zu fürchten, daß man nach seinem Tode Lügen von ihm sagt.

*

Grabbe's „Gothland.“

Zuweilen eine Reihe fürchterlicher und häßlicher Gedanken, wie ein Zug Galeerensklaven, jeder gebrandmarkt — der Dichter führt sie an der Kette in das Bagno der Poesie.

*

Freiligrath.

Das Wesen der neueren Poesie spricht sich vor Allem in ihrem parabolischen Charakter aus. Ahnung und Erinnerung sind ihr hauptsächlichlicher Inhalt. Mit diesen

Gefühlen korrespondiert der Reim, dessen musikalische Bedeutung besonders wichtig ist. Seltsame, fremdgrelle Reime sind gleichsam eine reichere Instrumentation, die aus der wiegenden Weise ein Gefühl besonders hervortreten lassen soll, wie sanfte Waldhornlaute durch plötzliche Trompetentöne unterbrochen werden. So weiß Goethe die ungewöhnlichen Reime zu benutzen, zu grell barocken Effekten; auch Schlegel und Byron — bei Letzterem zeigt sich schon der Übergang in den komischen Reim. Man vergleiche damit den Mißbrauch der fremd klingenden Reime bei Freiligrath, die Barbarei beständiger Janitscharenmusik, die aus einem Fabrikantenirrtume entspringt. Seine schönen Reime sind oftmals Krücken für lahme Gedanken. Freiligrath ist ein Un- eingeweihter in das Geheimnis, er besitzt keine Naturlaute, der Ausdruck und der Gedanke entspringen bei ihm nicht zu gleicher Zeit. Er gebraucht Hammer und Meißel und verarbeitet die Sprache wie einen Stein, der Gedanke ist Material, und nicht immer Material aus den Steinbrüchen des eignen Gemüthes, z. B. Plagiat von Grabbe und Heine. Alles kann er machen, nur kein Lied — Ein Lied ist das Kriterium der Ursprünglichkeit. Das eigentliche Gedicht (was wir gewöhnlich so nennen; halb episch, halb lyrisch) participiert mehr oder minder vom Liede, selbst in den breitesten Rhythmen — nicht so bei Freiligrath; sein Wohlklang ist meistens rhetorischer Art.

Es existiert eine gewisse Ähnlichkeit zwischen Freiligrath und Platen. Dieser hat ein feineres Ohr für die Wortmelodie, vermeidet weit mehr die Härten, klingt musikalischer, aber ihm fehlt die Cäsur, die Freiligrath besser hat, weil er gesunder fühlt — Cäsur ist der Herz-

schlag des dichtenden Geistes und läßt sich nicht nachahmen, wie Wohl laut.

Freiligrath ahmt Victor Hugo nach. Er ist Genremaler, er giebt Genrebilder des Meeres, nicht Historienbilder des lebendigen Oceans. Seine morgenländischen Genrebilder sind türkische Holländerei.

Sein Charakter ist die Sehnsucht nach dem Orient und ein Hineinträumen in südliche Zustände. Aber der Orient ist ihm nicht aufgegangen in seiner Poesie, wie bei andern Dichtern, denen jener fabelhafte, abenteuerliche Orient vorschwebt, den wir aus den Traditionen der Kreuzzüge und „Tausend und eine Nacht“ uns zusammen geträumt, ein real unrichtiger, aber in der Idee richtiger, Poesie-Orient — Nein, er ist exakt wie Burckhardt und Niebuhr, seine Gedichte sind ein Appendix zum Cotta'schen „Ausland“, und die Verlagshandlung hat seine Kenntniss der Geographie und Völkerkunde sehr bedeutungsvoll gerühmt. Daher sein Werth für die große Masse, die nach realistischer Kost verlangt; seine Anerkennung ist ein bedenkliches Zeichen einreißender Prosa.

*

Die deutsche Sprache an sich ist reich, aber in der deutschen Konversation gebrauchen wir nur den zehnten Theil dieses Reichthums; faktisch sind wir also spracharm.

Die französische Sprache an sich ist arm, aber die Franzosen wissen Alles, was sie enthält, in der Konversation auszubeuten, und sie sind daher sprachreich in der That.

Nur in der Literatur zeigen die Deutschen ihren ganzen Sprachsatz, und die Franzosen, davon geblendet, denken, Wunders wie glänzend wir zu Hause — sie

haben auch keinen Begriff davon, wie wenig' Gedanken bei uns im Umlauf zu Hause. Bei den Franzosen just das Gegentheil: mehr Ideen in der Gesellschaft, als in den Büchern, und die Geistreichsten schreiben gar nicht oder bloß zufällig.

*

Voltaire hebt sich kühn empor, ein vornehmer Adler, der in die Sonne schaut — Rousseau ist ein edler Stern, der aus der Höhe niederblickt; er liebt die Menschen von oben herab.

*

Voltaire huldigt (man lese seine Dedikation des „Mahomed“) dem Papste ironisch und freiwillig.

Rousseau konnte nicht dazu gebracht werden, sich dem Könige präsentieren zu lassen — sein Instinkt leitete ihn richtig; er war der Enthusiasmus, der sich nicht abfinden kann.

*

Die älteren französischen Schriftsteller hatten einen bestimmten Standpunkt: Licht und Schatten sind immer richtig, nach den Gesetzen des Standpunkts. Die neueren Schriftsteller springen von einem Standpunkt auf den anderen, und in ihren Gemälden ist eine widerwärtige Konfusion von Licht und Schatten — hier eine Bemerkung, die der pantheistischen Weltansicht angehört, dort ein Gefühl, das aus dem Materialismus hervorgeht, Zweifel und Glaube sich kreuzend, — eine Harlekinsjace.

*

In der französischen Literatur herrscht jetzt ein ausgebildeter Plagiatismus. Hier hat ein Geist die Hand

in der Tasche des andern, und Das giebt ihnen einen gewissen Zusammenhang. Bei diesem Talent des Gedankendiebstahls, wo Einer dem Andern den Gedanken stiehlt, ehe er noch ganz gedacht, wird der Geist Gemeingut! — In der république des lettres ist Gedankengütergemeinschaft.

*

Die neufranzösische Literatur gleicht den Restaurants des Palais-royal — Wenn man in der Küche gelauscht, die Ingredienzien der Gerichte und ihre Zubereitung gesehen, würde man den Appetit verlieren — der schmutzige Koch zieht Handschuh an, wenn er auf blanker Schüssel sein Gemätsch aufträgt.

*

Die französischen Autoren der Gegenwart gleichen den Restaurants, wo man für zwei Franks zu Mittag speist. Anfangs munden ihre Gerichte, später entdeckt man, daß sie die Materialien aus zweiter und dritter Hand schon alt oder verfault bezogen.

*

Die neufranzösischen Romantiker sind Dilettanten des Christenthums, sie schwärmen für die Kirche, ohne ihrem Symbol gehorsam anzuhängen, sie sind catholiques marrons.

*

Sollte es wahr sein, daß Frankreich zum Christenthume zurückverlangt? Ist Frankreich so krank? Es läßt sich Märchen erzählen — Will es sich auf dem Sterbebett bekehren? Verlangt es die Sakramente? Gebrechlichkeit, dein Name ist Mensch!

*

Chateaubriand will das Christenthum gegen den brillanten Unglauben, dem alle Welt huldigt, predigen. Er befindet sich im umgekehrten Falle wie der neapolitanische Kapuziner, der den Leuten das Kreuz vorhält: „Ecco il vero policinello!“ Chateaubriand ist ein Polichinell, der seine Marotte den Leuten vorhält: „Ecco il vero cruce!“

*

Chateaubriand ist ein Faselhans, Royalist durch Princip, Republikaner durch Inclination, ein Ritter, der eine Lanze bricht für die Keuschheit jeder Pilze, und statt Mambriin's Helm eine rothe Mütze trägt mit einer weißen Kokarde.

*

Büffon sagt, der Stil sei der Mensch selbst. Villemain ist eine lebende Widerlegung dieses Axioms: sein Stil ist schön, wohlgewachsen und reinlich.

*

Wenn man, wie Charles Robier, in seiner Jugend mehrmals guillotiniert worden, ist es sehr natürlich, daß man im Alter keinen Kopf mehr hat.

*

Blaze de Bury beobachtet die kleinen Schriftsteller durch ein Vergrößerungsglas, die großen durch ein Verkleinerungsglas.

*

Amaury ist der Patron der Schriftstellerinnen, er hilft den Dürftigen, er ist ihr petit manteau blanc, ihr Beichtiger, seine Artikel sind eine kleine Sakristei, wo sie

verschleiert hinein schleichen, sogar die Todten beichten ihm ihre Sünden, Eva gesteht ihm Dinge, die ihr die Schlange gesagt und wovon wir Nichts erfuhren, weil sie solche dem Adam verschwieg.

Er ist kein Kritiker für große, aber für kleine Schriftsteller — Walfische haben keinen Platz unter seiner Lupe, wohl aber interessante Flöhe.

*

Bei Léon Gozlan tödtet nicht der Buchstabe, sondern der Geist.

*

Michel Chevalier ist Konservateur und Progressivster zugleich — mit der einen Hand stützt er das alte Gebäude, damit es nicht den Leuten auf den Kopf stürze, mit der andern zeichnet er den Riß für das neue, größere Gesellschaftsgebäude der Zukunft.

*

Man könnte Thierry mit Merlin vergleichen: Er liegt wie lebendig begraben, der Leib existiert nicht mehr, nur die Stimme ist geblieben — Der Historiker ist immer ein Merlin, er ist die Stimme einer begrabenen Zeit, man fragt ihn und er giebt Antwort, der rückwärts schauende Prophet.

*

Die französische Kunst ist eine Nachbildung des Realen. Da aber die Franzosen seit fünfzig Jahren so Viel erleben und sehen konnten, so sind ihre Kunstwerke durch die Nachbildung des Erlebten und Gesehenen viel bedeutender, als die Werke deutscher Künstler, die nur durch Seelentraum zu ihren Anschauungen gelangten.

Nur in der Architektur, wo die Natur nicht nachgebildet werden kann, sind die Franzosen zurück.

In der Musik geben sie den Ton ihrer Nationalität: Verstand und Sentimentalität, Geist und Grazie; — im Drama: Passion. Der Eklekticismus in der Musik wurde durch Meyerbeer eingeführt.

*

Meyerbeer ist der musikalische maître de plaisir der Aristokratie.

!*

Meyerbeer ist ganz Jude geworden. Wenn er wieder nach Berlin in seine früheren Verhältnisse zurücktreten will, muß er sich erst taufen lassen.

*

Rossini's „Othello“ ist ein Besuch, der strahlende Blumen speit.

Der Schwan von Pesaro hat das Gänsegeschnatter nicht mehr ertragen können.

Aufhören der Poesie im Künstler — der Franz schwindet ihm vom Haupte.

Seine Pasticcio hat für mich von vornherein etwas Unheimliches, mahnend an den heiligen Hieronymus in der spanischen Galerie, der als Leiche die Psalmen schreibt. Es fröstelt Einen, wie beim Anfühlen einer Statue.

*

Alle Bilder Ary Scheffer's zeigen ein Heraussehen aus dem Diesseits, ohne an ein Jenseits recht zu glauben — vaporöse Skepsis.

*

Lessing sagt: „Hätte man Rafael die Hände abgeschnitten, so wär' er doch ein Maler gewesen.“ In derselben Weise können wir sagen: Schütte man Herrn ** den Kopf ab, er bliebe doch ein Maler, er würde weiter malen, ohne Kopf, und ohne daß man merkte, daß er keinen Kopf hätte.

*

Shakspeare hat die dramatische Form von den Zeitgenossen; Unterscheidung dieser Form von der französischen.

Den Stoff seiner Dramen hat er immer bis ins Detail entlehnt; sogar die rohen Umrisse, wie die ersten Ausmeißelungen des Bildhauers, behält er.

Ist die Theilung der Arbeit auch im geistigen Producieren vortheilhaft? Das Höchste wird nur dadurch erreicht.

Wie Homer nicht allein die Ilias gemacht, hat auch Shakspeare nicht allein seine Tragödien geliefert — er gab nur den Geist, der die Vorarbeiten beseelte.

Bei Goethe sehen wir Ähnliches — seine Plagiate.

*

Junius ist der Ritter der Freiheit, der mit geschlossenem Visier gekämpft.

*

Dante ist der öffentliche Ankläger der Poesie.

IV. Staat und Gesellschaft.

Die Gesellschaft ist immer Republik — die Einzelnen streben immer empor, und die Gesammtheit drängt sie zurück.

*

Bei den Alten rühmen sich die Patrioten beständig, z. B. Cicero. Auch die Neueren machen es zur Zeit der höchsten Freiheit eben so, z. B. Robespierre, Camille Desmoulins u. Kommt bei uns diese Zeit, so werden wir uns gleichfalls rühmen. Die Ruhmlosen haben gewiß Recht, wenn sie die Bescheidenheit predigen. Es wird ihnen so leicht, diese Tugend auszuüben, sie kostet ihnen keine Überwindung, und durch ihre Allgemeinheit bemerkt man nicht ihre Thatenlosigkeit.

*

■ Man muß ganz Deutschland kennen, ein Stück ist gefährlich. Es ist die Geschichte vom Baume, dessen Blätter und Früchte wechselseitiges Gegengift sind.

*

Luther erschütterte Deutschland — aber Franz Drake beruhigte es wieder: er gab uns die Kartoffel.

*

Das Öl, das auf die Köpfe der Könige gegossen wird, stillt es die Gedankenstürme?

*

Es giebt kein deutsches Volk: Adel, Bürgerstand, Bauern sind heterogener, als bei den Franzosen vor der Revolution.

*

Der preussische Adel ist etwas Abstraktes, er bezieht sich rein auf den Begriff der Geburt, nicht auf Eigenthum. Die preussischen Junker haben kein Geld.

*

Die hannövrischen Junker sind Esel, die nur von Pferden sprechen.

*

Bediente, die keinen Herrn haben, sind darum doch keine freie Menschen — die Dienstbarkeit ist in ihrer Seele.

*

Der Deutsche gleicht dem Sklaven, der seinem Herrn gehorcht ohne Fessel, ohne Peitsche, durch das bloße Wort, ja durch einen Blick. Die Knechtschaft ist in ihm selbst, in seiner Seele; schlimmer als die materielle Sklaverei ist die spiritualisierte. Man muß die Deutschen von innen befreien, von außen hilft Nichts.

*

Der Hund, dem man einen Maulkorb anlegt, bellt mit dem S n — Das Denken auf Umweg äußert sich noch mißdustiger, durch Verfidie des Ausdrucks.

*

Die Deutschen arbeiten jetzt an der Ausbildung ihrer Nationalität, kommen aber damit zu spät. Wenn sie dieselbe fertig haben, wird das Nationalitätswesen in der Welt aufgehört haben und sie werden auch ihre Nationalität gleich wieder aufgeben müssen, ohne wie Franzosen oder Britten Nutzen davon gezogen zu haben.

*

Ich betrachtete den Dombau immer als ein Spielzeug; ich dachte: ein Riesenkind, wie das deutsche Volk, bedarf ebenfalls eines so kolossalen Spielzeugs wie der Kölner Dom ist — aber jetzt denk' ich anders. Ich glaube nicht mehr, daß das deutsche Volk ein Riesenkind; jedenfalls ist es kein Kind mehr, es ist ein großer Junge, der viel natürliche Anlagen hat, aus dem aber doch nichts Ordentliches wird, wenn er nicht ernsthaft die Gegenwart benutzt und die Zukunft ins Auge faßt. Wir haben keine Zeit mehr zum Spielen, oder die Träume der Vergangenheit auszubauen.

*

Politische Wetterfahnen.

Sie beschwören Stürme und verlassen sich auf ihre Beweglichkeit — sie vergessen, daß ihnen ihre Beweglichkeit Nichts helfen wird, wenn mal der Sturmwind den Thurm stürzt, worauf sie stehen.

*

Demagogie, die heilige Allianz der Völker.

*

Wenn ich von Böbel spreche, nehme ich davon aus: erstens Alle, die im Adreßbuch stehen, und zweitens Alle, die nicht drin stehen.

*

Die neubürgerliche Gesellschaft will im Taumel der Vergnügungen hastig den letzten Becher leeren, wie die altadlige vor 1789 — auch sie hört schon im Korridor die marmornen Tritte der neuen Götter, welche ohne anzuklopfen in den Festsaal eintreten werden und die Tische umstürzen.

*

Der junge Schweinehirt will als Reicher seine Schweine zu Pferde hüten — Diese Bankiers haben sich aufs hohe Pferd gesetzt und treiben noch immer das alte schmutzige Handwerk.

*

** liebt die Juden nicht. Als ich ihn darüber befragte, sagte er: „Sie sind schlecht ohne Grazie, flößen Abscheu ein gegen die Schlechtigkeit, und schaden mir mehr, als sie nutzen.“

*

Auch Rothschild könnte eine Walhalla bauen, — ein Pantheon aller Fürsten, die bei ihm Anlehen gemacht.

*

Die Hauptarmee der Feinde Rothschild's besteht aus Allen, die Nichts haben; sie denken Alle: was wir nicht haben, hat Rothschild. Hinzu fließt die Masse Derer, die ihr Vermögen verlieren; statt ihrer Dummheit diesen Verlust zuzuschreiben, glauben sie, die Pffiffigkeit Derer, die ihr Vermögen behalten, sei daran Schuld. So wie Einer kein Geld mehr hat, wird er Rothschild's Feind.

*

Der Kommunist, welcher mit Rothschild seine 300 Millionen theilen will; Dieser schickt ihm seinen Theil, 9 Sous — „Nun laß mich zufrieden!“

*

Die Kommunisten hegen einen achselzuckenden Widerwillen gegen Patriotismus, Ruhm und Krieg.

*

Nach den fetten Kühen kommen die mageren, nach den mageren gar kein Fleisch.

*

Ich will prophezeien: Ihr werdet einmal im Winter eine Revolution erleben, die wird schrecklicher als alle früheren sein! Wenn das Blut im Schnee rinnt....

*

Der Volksstrom gleicht dem empörten Meere: die Wolken darüber geben ihm nur die Färbung, weiße Wellen (Müller und Brauer) dazwischen; Schriftsteller färben mit dem Wort die vorhandenen Empörungselemente.

*

Eine Association der Ideen, in dem Sinne wie Association in der Industrie, z. B. Verbündung philosophischer Gedanken mit staatswirthschaftlichen, würde überraschende neue Resultate ergeben.

*

Das alte Märchen der drei Brüder realisiert sich. Der eine läuft hundert Meilen in einigen Stunden, der andre sieht hundert Meilen weit, der dritte schießt so weit, der vierte bläst Armeen fort — Eisenbahn, Fernrohr, Kanonen, Pulver oder Presse.

*

Place de la concorde. |

Ich möchte wissen, wenn man auf diesen Ort säet, ob Korn wachsen wird?

*

Die Hinrichtungen in Masse auf dem Grèveplatze und dem Platze Ludwig's XV. waren ein argumentum ad hominem: Jeder konnte hier sehen, daß das adlige Blut nicht schöner war, als das Bürgerlicher. Der wahnsinnige Bürger, der jeder Exekution beivohnt, wie einem praktischen Experimente zum Beweis der idealen Theorie.

*

Vision.

Der Platz Ludwig's XVI. — Eine Leiche, der Kopf dabei — der Arzt macht Versuche, ob er wieder zusammen zu heilen, schüttelt das Haupt: „Unmöglich!“ und geht seufzend fort — Hölflinge versuchen das todte Haupt fest zu binden, es fällt aber immer herunter.

Wenn ein König den Kopf verloren, ist ihm nicht mehr zu helfen.

*

Der Wahnsinnige will nicht in den Tuilerien spazieren gehn; er sieht die Bäume zwar schön grün, aber die Wurzel in der Erde blutroth.

*

Je näher die Leute bei Napoleon standen, desto mehr bewunderten sie ihn — bei sonstigen Helden ist das Umgekehrte der Fall.

*

Napoleon war nicht von dem Holz, woraus man

die Könige macht — er war von jenem Marmor,
woraus man Götter macht.

*

Napoleon haßt die Boutiquiers und die Advokaten
— er mitrailliert Jene und jagt Diese zum Tempel
hinaus. Sie unterwerfen sich, aber sie hassen ihn
(sie glauben die Revolution für sich gemacht zu haben,
und Napoleon benutzt sie für sich und für das Volk).
Sie sehen die Restauration mit Vergnügen.

*

Der Kaiser war keusch wie Eisen.

Seine Feinde die Nebelgespenster, die des Nachts
die Vendomesäule umtanzen und hinein beißen.

*

Sie schimpfen auf ihn, aber doch immer mit einem
gewissen Respekt — während sie mit der rechten Hand
Noth auf ihn werfen, halten sie in der linken den Hut.

*

Die Verfertiger des Code Napoléon hatten glück-
licherweise in Revolutionszeiten gelebt, wo sie die Leiden-
schaften und höchsten Lebensfragen mitfühlen lernten.

*

Eine Nation kann nicht regeneriert werden, wenn
ihre Regierung keine hohe moralische Kraft zeigt. Diese
Kraft regeneriert. Daher war die fünfzehnjährige Re-
gierung Napoleon's nothwendig — er heilte durch Feuer
und Eisen die kranke Nation, seine Regierung war eine
Kurzeit. Er war der Moses der Franzosen; wie Dieser
sein Volk durch die Wüste herum zieht, um es durch
diese Kurzeit zu heilen, so trieb er die Franzosen durch
Europa. — Dieser Regierung steht die Partei der

Pourris gegenüber als Opposition, und zu ihr gehörte Frau von Staël. Ihre Koterie ist geistreich, witzig, liebenswürdig — aber faul: Talleyrand, der Doyen der Putrifaktion, der Nestor der Lüge, le parjure des deux siècles. Chateaubriand — wir ehren, wir lieben ihn, aber er ist le grand inconséquent, ein unsterblicher Dupe, ein Dichter, ein Pilger mit einer Flasche Jordanwasser, eine wandelnde Elegie, un esprit d'outre tombe, aber kein Mann. Ihre andern Freunde einige Edelleute des edlen Faubourg, ritterliche Schatten, liebenswürdig, aber krank, leidend, ohnmächtig. Benjamin Constant war der Beste, und Der hat noch auf dem Todtbette Geld genommen von Ludwig Philipp!

*

Le style c'est l'homme — c'est aussi la femme! Frau von Staël's Unwahrheit: ein ganzes Katalier unwahrer Gedanken und Redebäumen, welche bösen Dünsten gleichen. — Sie rühmt Wellington ce héros de cuir avec un coeur de bois et un cerveau de papier-maché!

Frau von Staël war eine Schweizerin. Die Schweizer haben Gefühle, so erhaben wie ihre Berge, aber ihre Ansichten der Gesellschaft sind so eng wie ihre Thäler.

Ihr Verhältnis zu Napoleon: sie wollte dem Cäsar geben, was des Cäsars war; als Dieser aber Dessen nicht wollte, frondierte sie ihn, gab sie Gott das Doppelte.

Sie hatte keinen Witz, sie beging den Unsinn, Napoleon einen Robespierre zu Pferde zu nennen. Robespierre war nur ein aktiver Rousseau, wie Frau von Staël ein passiver Rousseau, und man könnte sie selber viel eher einen Robespierre in Weibskleidern nennen.

Überall spricht sie von Religion und Moral — nirgends aber sagt sie, was sie darunter versteht.

Sie spricht von unserer Ehrlichkeit und unserer Tugend und unserer Geistesbildung — sie hat unsere Zuchthäuser, unsere Bordelle und unsere Kasernen nicht gesehen, sie sah nicht unsere Buchhändler, unsere Claren, unsere Leutnants.

*

Pozzo di Borgo und Stein — saubere Helden! Der Eine ein Renegat, der für ein paar Rubel sein Vaterland, seine Freunde und sein eignes Herz verkaufte, der Andre ein hochnasiger Krautjunker, der unter dem Mantel des Patriotismus den Wappenrock der Vergangenheit verbarg — Verrath und Haß.

*

Man weiß nicht, warum unsere Fürsten so alt werden — sie fürchten sich zu sterben, sie fürchten in der anderen Welt den Napoleon wieder zu finden.

*

Wie im Homer die Helden auf dem Schlachtfeld ihre Rüstungen, so tauschten die Völker dort ihre Haut: die Franzosen zogen unsre Bärenhaut, wir ihre Affenhaut an. Jene thun nun gravitatisch, wir klettern auf Bäume. Jene schelten uns Voltairianer — seid ruhig, wir haben nur eure Haut an, wir sind doch Bären im Herzen.

*

Was man nicht erlebt in unserer Wunderzeit! sogar die Bourbonen werden Eroberer!

*

Das Volk von Paris hat die Welt befreit, und nicht mal ein Trinkgeld dafür angenommen.

*

Ja, wieder errang sich Paris den höchsten Ruhm. Aber die Götter, neidisch ob der Größe der Menschen, suchten sie herabzudrücken, demüthigen sie, durch erbärmliche Ereignisse zum Beispiel.

*

Die Presse gleicht jenem fabelhaften Baume: genießt man die Frucht, so erkrankt man; genießt man die Blätter, so geneßt man von dieser Krankheit, und umgekehrt. So ist es mit der Lektüre der legitimistischen und der republikanischen Blätter in Frankreich.

*

Die französischen Journale tragen sämmtlich eine ganz bestimmte Partefarbe: sie weisen jeden Artikel zurück, der sich nicht mit den augenblicklichen Tagesinteressen, den sogenannten Aktualitäten, beschäftigt. — In Deutschland ist just das Gegentheil der Fall, und wenn ich auch zuweilen darüber lächeln muß, daß die deutschen Blätter so viele Gegenstände, die mit den zeitlichen Landesfragen in keiner entferntesten Berührung stehen, so gründlich behandeln, z. B. die chinesischen oder ostindischen Kulturbezüge: so muß ich dennoch mich freuen über diesen Kosmopolitismus der deutschen Presse, die sich selbst für die abenteuerlichsten Nöthen auf dieser Erde interessiert und alle menschentümlichen Besprechungen so gastlich aufnimmt! (Vgl. H. Heine's Werke, Bd. IX, S. 100.)

*

Lafayette.

Die Welt wundert sich, daß einmal ein ehrlicher Mann gelebt, — die Stelle bleibt vakant.

*

Der Engländer, welcher von Amburgh nachreist, allen seinen Vorstellungen beiwohnt, überzeugt, daß der Löwe ihn doch am Ende zerreißt, und dieses Schauspiel durchaus betrachten will, gleicht dem Historiker, der in Paris darauf wartet, bis das französische Volk endlich den Ludwig Philipp zerreißt, und der nun diesen Löwen inzwischen täglich beobachtet.

*

Wenn ein Prix Monthyon für Könige gestiftet würde, so wäre Ludwig Philipp der beste Kandidat. Unter ihm herrschte Glück und Freiheit — er war der Roi d'Yvetot der Freiheit.

*

Guizot ist kein Engländer, sondern ein Schotte, er ist Puritaner, aber für sich, weil's sein Naturell. Da er aber die entgegengesetztesten Naturen begreift, ist er tolerant selbst gegen die Frivolität.

Die hervorragendste Eigenschaft ist sein Stolz: Wenn er in den Himmel zum lieben Gott kommt, wird er Diesem ein Kompliment darüber machen, daß er ihn so gut erschaffen.

*

Durch die Eisenbahnen werden plötzliche Vermögenswechsel herbei geführt. Dieses ist in Frankreich gefährlicher, als in Deutschland. Deshalb geht die Regierung mit Scheu an die Eisenbahnen.

*

Nicht der Vortrefflichkeit ihrer Lehre wegen, sondern wegen der Vulgarität derselben, und weil die große Menge unfähig ist eine höhere Doktrin zu fassen, glaube ich, daß die Republikaner, zunächst in Frankreich, allmählich die Oberhand gewinnen und für einige Zeit ihr Regiment befestigen werden. Ich sage: für einige Zeit, denn jene plebejischen Republiken, wie unsere Radikalen sie träumen, können sich nicht lange halten. . . Indem wir mit Gewißheit ihre kurze Dauer voraussehen, trösten wir uns ob der Fortschritte des Republikanismus. Er ist vielleicht eine nothwendige Übergangsform, und wir wollen ihm gern den verdrießlich eingepuppten Raupenzustand verzeihen, in der Hoffnung, daß der Schmetterling, der einst daraus hervor bricht, desto farbenreicher besflügelt seine Schwingen entfalten und im süßen Sonnenlichte mit allen Lebensblumen spielen wird! — Wir sollten euch eigentlich wie griesgrämige Väter behandeln, deren zugeknöpft pedantisches Wesen zwar unbequem für weltlustige Söhne, aber dennoch nützlich ist für deren künftiges Etablissement. Aus Pietät, wenn nicht schon aus Politik, sollten wir daher nur mit einer gewissen Zurückhaltung über jene trüben Ränze unsere Glossen aussprechen. Wir wollen euch sogar ehren, wo nicht gar unterstützen, nur verlangt nicht zu Viel, und werdet keine Brutusse an uns, wenn etwa eure allzu einfache Suppen uns nicht munden und wenn wir manchmal zurück schmachten nach der Küche der Tarquinier!

Sonderbar! wir wiegen und trösten uns mit dieser Hypothese von einer kurzen Dauer des republikanischen Regiments in derselben Weise, wie jene greisen An-

hänger des alten Regimes, die aus Verzweiflung über die Gegenwart nur in dem Siege der Republikaner ihr Heil sehen, und um Heinrich V. auf den Thron zu bringen, mit Todesverachtung die Marseillaise anstimmen . . .

Où allez-vous, monsieur l'abbé?

Vous allez vous casser le nez!

(Vgl. Heine's Werke, Bd. XII, S. 259.)

*

Für die Güte der Republik könnte man denselben Beweis anführen, den Boccaccio für die Religion anführt: sie besteht trotz ihrer Beamten.

*

Der geheime Haß der höchsten Republikbeamten gegen die Republik gleicht dem geheimen Hasse der vornehmen Römer, die als Bischöfe und Prälaten ihre alte Auctoritas fortsetzen mußten.

*

Die Franzosen sind sicherer im Umgang, eben weil sie positiv und traumlos — der träumende Deutsche schneidet dir eines Morgens ein finsternes Gesicht, weil ihm geträumt, du hättest ihn beleidigt, oder sein Großvater hätte von dem deinigen einen Fußtritt bekommen.

*

Die Franzosen sind allem Traumwesen so entgegen gesetzt, daß man selbst von ihnen nie träumt, sondern nur von Deutschen.

*

Die Deutschen werden nicht besser im Ausland, wie das exportierte Bier.

*

Unter den hier lebenden kleinen Propheten sind wenige Deutsche — die meisten kommen nach Frankreich, um zu zeigen, daß sie auch in der Fremde keine Propheten sind.

*

Das junge Mädchen sagte: „Der Herr muß sehr reich sein, denn er ist sehr häßlich.“ Das Publikum urtheilt in derselben Weise: „Der Mann muß sehr gelehrt sein, denn er ist sehr langweilig.“ Daher der Succesß vieler Deutschen in Paris.

*

Es scheint die Mission der Deutschen in Paris zu sein, mich vor Heimweh zu bewahren.

*

Wie im Schattenspiel ziehen die durchreisenden Deutschen mir hier vorbei, Keiner entwickelt sich.

*

Gefährliche Deutsche! Sie ziehen plötzlich ein Gedicht aus der Tasche, oder beginnen ein Gespräch über Philosophie.

*

Deutsche und französische Frauen.

Die deutschen Öfen wärmen besser, als die französischen Kamine, aber daß man hier das Feuer lodern sieht, ist angenehmer; ein freudiger Anblick, aber Frost im Rücken — Deutscher Ofen, wie wärmst du treu und scheinlos!

*

Eine Allianz zwischen Frankreich und Rußland hätte, bei der Affinität beider Länder, nichts so gar Unnatür-

liches. In beiden Ländern herrscht der Geist der Revolution: hier in der Masse, dort konzentriert in einer Person; hier in republikanischen, dort in absolutistischen Formen; hier die Freiheit, dort die Civilisation im Auge haltend; hier idealen Principien, dort der praktischen Nothwendigkeit huldigend, an beiden Orten aber revolutionär agierend gegen die Vergangenheit, die sie verachten, ja hassen. Die Schere, welche die Bärte der Juden in Polen abschneidet, ist dieselbe, womit in der Konciagerie dem Ludwig Capet die Haare abgeschnitten wurden, es ist die Schere der Revolution, ihre Censurschere, womit sie nicht einzelne Phrasen oder Artikel, sondern den ganzen Menschen, ganze Bünde, ja ganze Völker aus dem Buche des Lebens schneidet. Nikolaus war gegen Frankreich, weil dieses seiner Regierungsform, dem Absolutismus, propagandistisch gefährlich war, nicht seinen Regierungsprincipien; ihm mißfiel an Ludwig Philipp das beschränkt Bürgerkönigliche, das ihm eine Parodie der wahren Königsherrlichkeit dünkte, aber dieser Unmuth weicht in Kriegsfällen vor der Nothwendigkeit, die ihm das höchste Gesetz — die Zaren unterwerfen sich demselben immer, und müssen sie dabei auch ihre persönlichen Sympathien opfern. Das ist ihre Force, sie sind deßhalb immer so stark, und ist einer schwach, so stirbt er bald an der Familienkrankheit und macht einem Stärkeren Platz.

Richtig beobachtete Custine ihre Gleichgültigkeit gegen die Vergangenheit, gegen das Alterthümliche. Er bemerkte auch richtig den Zug der Aillerie bei den Vornehmen; diese muß auch im Zar ihre Spitze finden: von seiner Höhe sieht er den Kontrast der kleinen Ver-

hältnisse mit den großen Phrasen, und im Bewusstsein seiner kolossalen Macht muß er jede Phraseologie bis zur Verwundung verachten. (Der Marquis verstand Das nicht.) Wie kläglich müssen ihm die chevaleresken Polen erscheinen, diese Leichen des Mittelalters mit modernen Phrasen im Munde, die sie nicht verstehen; er will sie zu Russen machen, zu etwas Lebendigem; auch die Mumien, die Juden, will er beleben; und was sind die gemeinen Russen, als zweibeiniges Vieh, das er zu Menschen heran knetet? Sein Wille ist edel, wie schrecklich immer seine Mittel sind.

*

In Rußland zeigt sich die Tendenz, die Einheit der Autorität durch politische, nationale und sogar religiöse Gleichheit zu stärken. Die Autorität, geübt durch die höchste Intelligenz, verfährt terroristisch gegen sich selbst, jede Schwäche von sich ausscheidend: Peter III. stirbt, Paul stirbt, Konstantin tritt ab, und eine Reihe der ausgezeichnetsten Herrscher tritt auf seit Peter I., z. B. Katharina II., Alexander, Nikolas. Die Revolution trägt hier eine Krone und ist gegen sich selbst so unerbittlich, wie das Comité du salut public nur jemals sein konnte.

*

Nikolas ist, so zu sagen, ein Erbdiktator. Er zeigt die vollständigste Gleichgiltigkeit gegen das Herkömmliche, das Verjährte, das Geschichtliche.

*

Es war grausam von den Russen, den polnischen Juden das Schubbez zu nehmen — sie brauchten kein

Hemd darunter zu tragen, es war so bequem zum
Krazen! — und die Bärte — die Hauptsache war:
er selber ging so hinterher! — und die Brajes, die hei-
ligen Schlaflocken, ihren einzigen Stolz!

*

Wir sollen uns jetzt auf Rußland stützen, auf den
Stock, womit wir einst geprügelt worden!

V. Frauen, Liebe und Ehe.

Wo das Weib aufhört, fängt der schlechte Mann an.

*

Wenn ich Weltgeschichte lese, und irgend eine That oder Erscheinung mich frappiert, so möchte ich manchmal das Weib sehen, das als geheime Triebfeder dahinter steckt (als Agens mittel- oder unmittelbar) — Die Weiber regieren, obgleich der „Moniteur“ nur Männernamen verzeichnet — sie machen Geschichte, obgleich der Historiker nur Männernamen kennt — Herodot's Anfang ist ingenios.

*

Bei der Erklärung der Liebe muß ein physikalisches Phänomen oder ein historisches Faktum angenommen werden. Ist es Sympathie, wie der dumme Magnet das rohe Eisen anzieht? Oder ist eine Vorgeschichte vorhanden, deren dunkles Bewußtsein uns blieb und in unerklärlicher Anziehung und Abstoßung sich ausspricht?

*

In der Jugend ist die Liebe stürmischer, aber nicht so stark, so allmächtig wie später. Auch ist sie in der Jugend nicht so dauernd, denn der Leib liebt mit, lechzt nach leiblichen Offenbarungen in der Liebe, und leihet der Seele allen Ungestüm seines Blutes, die Überfülle seiner Sehnenkraft. Später, wo diese aufhört, wo das Blut langsamer in den Adern sintert, wo der Leib nicht mehr verliebt ist, liebt die Seele ganz allein, die

unsterbliche Seele, und da ihr die Ewigkeit zu Gebote steht, da sie nicht so gebrechlich ist wie der Leib, nimmt sie sich Zeit und liebt nicht mehr so stürmisch, aber dauernder, noch abgrundtiefer, noch übermenschlicher.

*

Daß der Gatte Xanthippe's ein so großer Philosoph geworden, ist merkwürdig. Während allem Gezänk noch denken! Aber schreiben konnte er nicht, Das war unmöglich: Sokrates hat kein einziges Buch hinterlassen.

*

Wie viel höher steht die Frau bei Moses, als bei den andern Orientalen, oder als noch bis auf den heutigen Tag bei den Mahomedanern! Diese sagen bestimmt, daß die Frau nicht einmal ins Paradies kommt; Mahomed hat sie davon ausgeschlossen. Glaubte er etwa, daß das Paradies kein Paradies mehr sei, wenn Jeder seine Frau dort wiederfände?

*

Jeder, wer heirathet, ist wie der Doge, der sich mit dem adriatischen Meere vermählt — er weiß nicht, was drin, was er heirathet: Schätze, Perlen, Ungethüme, unbekante Stürme.

*

Die Musik beim Hochzeitsgeleite erinnert mich immer an die Musik bei in die Schlacht ziehenden Soldaten.

*

Die deutschen Frauen sind gefährlich wegen ihrer Tagebücher, die der Mann finden kann.

*

Die deutsche Ehe ist keine wahre Ehe. Der Ehemann hat keine Ehefrau, sondern eine Magd, und

lebt sein isoliertes Hagestolzleben im Geiste fort, selbst im Kreis der Familie. Ich will darum nicht sagen, daß er der Herr sei, im Gegentheil er ist zuweilen nur der Bediente seiner Magd, und den Servilismus verleugnet er auch im Hause nicht.

VI. Vermischte Einfälle.

Weise erdenken die neuen Gedanken, und Narren verbreiten sie.

*

Neben dem Denker ein prosaischer Mensch, der ruhig sein Geschäft treibt — neben jeder Krippe, worin ein Heiland, eine welterlösende Idee, den Tag erblickt, steht auch ein Ochse, der ruhig frisst.

*

Radmus bringt die phöniciſche Buchſtabenſchrift, die Schriftkunſt, nach Griechenland — dieſe ſind die Drachenzähne, die er geſäet; die avocierten geharniſchten Männer zerſtören ſich wechſelſeitig.

*

Es giebt hohe Geiſter, die über alle materielle Herrlichkeit erhaben ſind und den Thron nur für einen Stuhl anſehen, der bedeckt mit rothem Sammet — Es giebt niedere Geiſter, denen alles Zeale unbedeutend

dünkt und denen der Pranger nur ein Halsband von Eisen ist. Sie haben keine Scheu vor der eisernen Kravatte, wenn sie nur dadurch ein Publikum um sich versammeln können; diesem imponieren sie durch Frechheit, welche durch die Routine der Schande erlangt worden.

*

Die Zeit übt einen mildernden Einfluß auf unsre Gefinnung, durch beständige Beschäftigung mit dem Gegensatz. Der Garde municipal, welcher den Kanton überwacht, findet denselben am Ende gar nicht mehr so unanständig und möchte wohl gar mittanzen. Der Protestant sieht nach langer Polemik mit dem Katholicismus ihn nicht mehr für so greuelhaft an, und hörte vielleicht nicht ungern eine Messe.

*

Wir begreifen die Ruinen nicht eher, als bis wir selbst Ruinen sind.

*

De mortuis nil nisi bene — man soll von den Lebenden nur Böses reden.

*

Kourtoisie.

Wenn man einen König prügelt, muß man zugleich aus Leibeskräften „Es lebe der König!“ rufen.

*

Es giebt Leute, welche den Vogel ganz genau zu kennen glauben, weil sie das Ei gesehen, woraus er hervorgetrohen.

*

Der Giftbereiter muß gläserne Handschuh anziehen.

*

Ein Talent können wir nach einer einzigen Manifestation anerkennen — für die Anerkennung eines Charakters bedürfen wir aber eines langen Zeitraums und beständiger Öffentlichkeit. „Vor seinem Tode,“ sagt Solon, „ist Niemand glücklich zu schätzen“ — und wir dürfen auch sagen: Vor seinem Tode ist Niemand als Charakter zu preisen. Herr ** ist noch jung und es bleibt ihm Zeit genug zu künftigen Schustereien — wartet nur einige Jährchen, er taucht sich in der * Kirche, er wird der Advokat für Schelmenstreiche — vielleicht aber hat er schon die Muße dazu angewendet, und wir kennen nur seine Thaten nicht, wegen seiner obsturen Weltstellung.

*

Wie kommt es, daß der Reichthum seinem Besitzer eher Unglück bringt als Glück, wo nicht gar das fürchterliche Verderben? Die uralten Mythen vom goldenen Fließ und vom Nibelungshort sind sehr bedeutungsvoll. Das Gold ist ein Talisman, worin Dämonen haufen, die alle unsre Wünsche erfüllen, aber uns dennoch gram sind ob des knechtischen Gehorsams, womit sie uns dienen müssen, und diesen Zwang tränken sie uns ein durch geheime Tücke, indem sie eben die Erfüllung unserer Wünsche zu unserem Unheil verkehren und uns daraus alle möglichen Nöthen bereiten.

*

Wie die Theater mehrmals abbrennen müssen, ehe sie als ganz prachtvoll gebaut hervor steigen, wie ein Phönix aus der Asche, so gewisse Bankiers. Jetzt glänzt das Haus **, nachdem es drei bis vier Mal falliert, am glänzendsten. Nach jedem Brande erhob

es sich prunkvoller — Gläubiger waren nicht ver-
affekuriert.

*

„Gebt Gotte, was Gottes, dem Cäsar, was des
Cäsars ist!“ — Aber Das gilt nur vom Geben, nicht
vom Nehmen.

*

Wie vernünftige Menschen oft sehr dumm sind, so
sind die Dummen manchmal sehr gescheit.

*

Ich las das langweilige Buch, schließ drüber ein,
im Schlafe träumte ich weiter zu lesen, erwachte vor
Langeweile, und Das dreimal.

*

Fräulein ** bemerkt, daß der Anfang der Bücher
immer so langweilig, erst in der Mitte amüsiere man
sich, man sollte Jemand dafür haben, der für uns die
Bücher zu lesen anfängt, wie man Stickerinnen dafür
bezahlt, daß sie die Teppiche anfangen zu brodieren.

*

Die schöne junge ** heirathet den alten A. Der
Hunger trieb sie dazu — sie hatte zu wählen zwischen
ihm und dem Tod, der noch magerer und noch grauen-
hafter. A., sei stolz darauf, daß sie deinem Skelett
den Vorzug gab!

*

Wenn das Laster so großartig, wird es minder
empörend. Die Engländerin, die sonst eine Scheu
vor nackten Statuen hatte, war beim Anblick eines
ungeheuren Herkules minder chokiert: „Bei solchen

Dimensionen scheint mir die Sache nicht mehr so unanständig.“

*

In Hamburg hat man die Steuern erhöht wegen der Entfestigung und der Promenaden, die sehr schön sind, wie sich denn Hamburg überhaupt gern ein schönes Außere geben will, und Promenaden anlegt, damit Der, welcher im Innern der Stadt Nichts mehr zu essen hat, während der Mittagsstunden eine Promenade um die Stadt machen kann; — auch Bänke zum Lesen, z. B. eines Kochbuchs, und elegische Trauerweiden.

*

Philologie in Handelsstädten.

Handwerker oder Philologe soll man werden — man wird zu allen Zeiten Hosen brauchen, und es wird immer Schulknaben geben, welche Declinationen und Konjugationen gebrauchen.

*

Die Brittinnen tanzen, als wenn sie auf Eseln ritten.

*

Die Affen sehen auf die Menschen herab, wie auf eine Entartung ihrer Race, so wie die Holländer das Deutsche für verdorbenes Holländisch erklären.

*

E. ist mehr ein Freund der Gedanken als der Menschen. Er hat Etwas von Abelard — hat er seine Heloise gefunden?

*

** gehört zu jenen Engeln, die Jakob im Traume

gesehen und die eine Leiter nöthig hatten, um vom Himmel auf die Erde herab zu steigen — ihre Flügel sind nicht stark genug.

*

Ehe ** Mystiker wurde, war er ein schlichter verständiger Mensch.

Wie Mahomed nur ein Kameeltreiber war, ehe ihn der Engel zum Propheten erleuchtete, so war ** zwar nicht ein Kameeltreiber, aber ein Kameel selbst, ehe ihm das neue Licht gekommen.

*

Der Autor hält sich ängstlich in dem Kreis des Kirchenglaubens, er kennt die Schrecknisse, die außerhalb desselben die begabtesten Geister überwältigt. Er gleicht dem Zauberer, der nicht den Kreis zu überschreiten wagt, wo er sich selbstwillig gebannt und sicher ist.

*

Man nennt ** einen zweiten Duprez — man wird bald Herrn Duprez einen zweiten ** nennen, so schlecht singt er schon.

*

Ob sie tugendhaft war, weiß ich nicht; aber sie war immer häßlich, und Häßlichkeit bei einem Weibe ist schon der halbe Weg zur Tugend.

*

Im Dorfe war ein Ochse, der so alt war, daß er endlich kindisch ward, und als man ihn schlachtete, schmeckte sein Fleisch wie bejahrtes Kalbfleisch.

*

☼ Sonne und Mond sind die Fußschemel Gottes, ihm die alternden Füße zu wärmen. Der Himmel ist seine grauwollene Jacke, mit Sternen gestickt.

*

Mr. Colombe, entdecken Sie uns noch eine neue Welt!

Mlle. Thais, stecken Sie noch ein Persepolis in Brand!

Mr. Jesus Christ, lassen Sie sich nochmals kreuzigen!

*

. Gefährlicher Gedanke.

Ich hatte ihn out-side of a stage-coach.

*

Da und da hatte ich einen großen Gedanken, hab' ihn aber vergessen. Was mag es wohl sein? Ich plage mich mit Errathen.

*

Der Diamant könnte sich Etwas drauf einbilden, wenn ihn ein Dichter mit einem Menschenherzen vergliche.

*

Nach der Erzählung einer edlen That, der Ausruf: Größer als alle Pyramiden, als der Himalaya, als alle Wälder und Meere, ist das menschliche Herz — es ist herrlicher als die Sonne und der Mond und alle Sterne, strahlender und blühender — es ist unendlich in seiner Liebe, unendlich wie die Gottheit, es ist die Gottheit selbst.

VII. Bilder und Farbenstriche.

Die alte Harfe liegt im hohen Gras. Der Harfner ist gestorben. Die talentvollen Affen kommen herab von den Bäumen und klimpern drauf — die Eule sitzt mürrisch recensierend — die Nachtigall singt der Rose ihr Lied; sobald es ganz dunkel wird, überwältigt sie die Liebe und sie stürzt auf den Rosenstrauch, und zerrissen von den Dornen verblutet sie — Der Mond geht auf — der Nachtwind säufelt in den Saiten der Harfe — die Affen glauben, es sei der todtte Harfner, und entfliehen.

(Vgl. Heine's Werke, Bd. II, S. 33.)

*

Traum Metternich's: Er sieht sich im Sarg mit einer rothen Jakobinermütze.

Traum Rothschild's: Er träumt, er habe 100,000 Franks den Armen gegeben, und wird krank davon.

*

Bild.

Haushalt Joseph's und Maria's. Ersterer sitzt an der Wiege des Kindes und schaukelt es, singt auch Ciapopeia — Prosa. Maria sitzt am Fenster zwischen Blumen und streichelt ihre Taube.

*

Zur „Himmelfahrt“.

Der Direktor zeigt mir sein Kuriositätenkabinett, z. B. der erste Zahn von Ahasverus.

Die kleinen Engel, welche rauchen.

*

Ein blinder Charlatan auf dem Markte verkauft Augenwasser, das gegen Blindheit schützt. Er hat selbst nicht dran geglaubt und ist blind geworden. Tragische Schilderung der Blindheit.

*

Die wahnsinnige Jüdin, die das Jahrzeitlämpchen des Kindes wiegt.

*

Eindruck bei der Rückkehr in Deutschland.

Zuerst das weiße Haar — Weiß giebt immer die Idee des Märchenhaften, Gespenstischen, des Visionären: weiße Schatten, Puder, Todtenlaken.

Die Korpulenz — dicke Gespenster, weit unheimlicher als dünne.

Kirchhof, wo geliebte Gräber.

Bei dem ersten „Werda!“ ruf ich: Alle guten Geister loben Gott.

*

In den Flaschen sehe ich Greuel, die ihr Inhalt erzeugen wird — ich glaube im Naturalienkabinett Flaschen mit Mißgeburten, Schlangen und Embryos zu sehen.

*

Der Engländer, der mit seiner Miß immer an den Badestrand geht, damit der Anblick der nackten Männer sie gegen Sinnlichkeit abstumpfe.

*

Die Parabel vom Schauspieler. Der Hund, der Esel: „Du sollst bellen, du sollst Stroh fressen!“ — Der arme **, er bellt schon!

*

Calmonius.

Seine Sucht nach Ordensbändern, dieser nagende Bandwurm seiner Seele. Sein Leib laboriert an einem minder lächerlichen Bandwurme.

*

Wenn ** wiederkommt, die Grisetten werden ihn zerreißen, wie die thrakischen Weiber seinen Kollegen, den Orpheus.

*

Fanny Elsler, die Tänzerin beider Welten.

*

Tragödienkritik, wo angenommen wird, der Held wolle ganz etwas Anderes, als er sagt. Durchführung des Verschweigens.

*

Die Hoffnung ist eine schöne Jungfrau mit kindlichem Gesicht, aber welken Brüsten, woran

*

Ich finde in einem einsamen Gärtchen eine Rose, die allerlei Erinnerungen weckt — ihr Mund en coeur, ihr ganzes graciöses Wesen, ihr Leichtsinn, ihre Innigkeit.

*

Ihr Lächeln ist wie ein strahlendes Netz, sie warf es aus und meine Seele verfang sich darin, und zappelt in den holden Maschen, wie ein Fisch, seit Jahren.

*

Ein gefühlvoll helles Auge, ruhige sinnreiche Lippen
— eine schöne, lächelnde Blume — eine tieffinnige
Stimme.

*

Ein süßlich zerquetschtes, eingemachtes Gesicht mit
ängstlich kleinlichen Augen.

*

Ein lächelnder Gang.

*

Er sprudelte von Dummheit.

*

Ein Gesicht wie ein Fötus in Weingeist.

*

Eine Dame, welche schon anfing, nicht mehr jung
zu sein.

*

Sie blinzelte mit den Augen wie eine Schildwache,
der die Sonne ins Gesicht scheint.

*

Sie schrieb anonyme Briefe, unterschrieben: „Eine
schöne Seele.“

*

Er lobt sich so stark, daß die Räucherkerzchen im
Preise steigen.

*

Er hat es in der Ignoranz am weitesten gebracht.

*

Was ** betrifft, so sagt man, daß er von mehre-
ren Juden abstamme.

*

Ein fetter Mastbrette.

*

Schön gekämmte, frisierte Gedanken.

*

Es steigt herab die große Nacht mit ihren kühnen
Sternen.

*

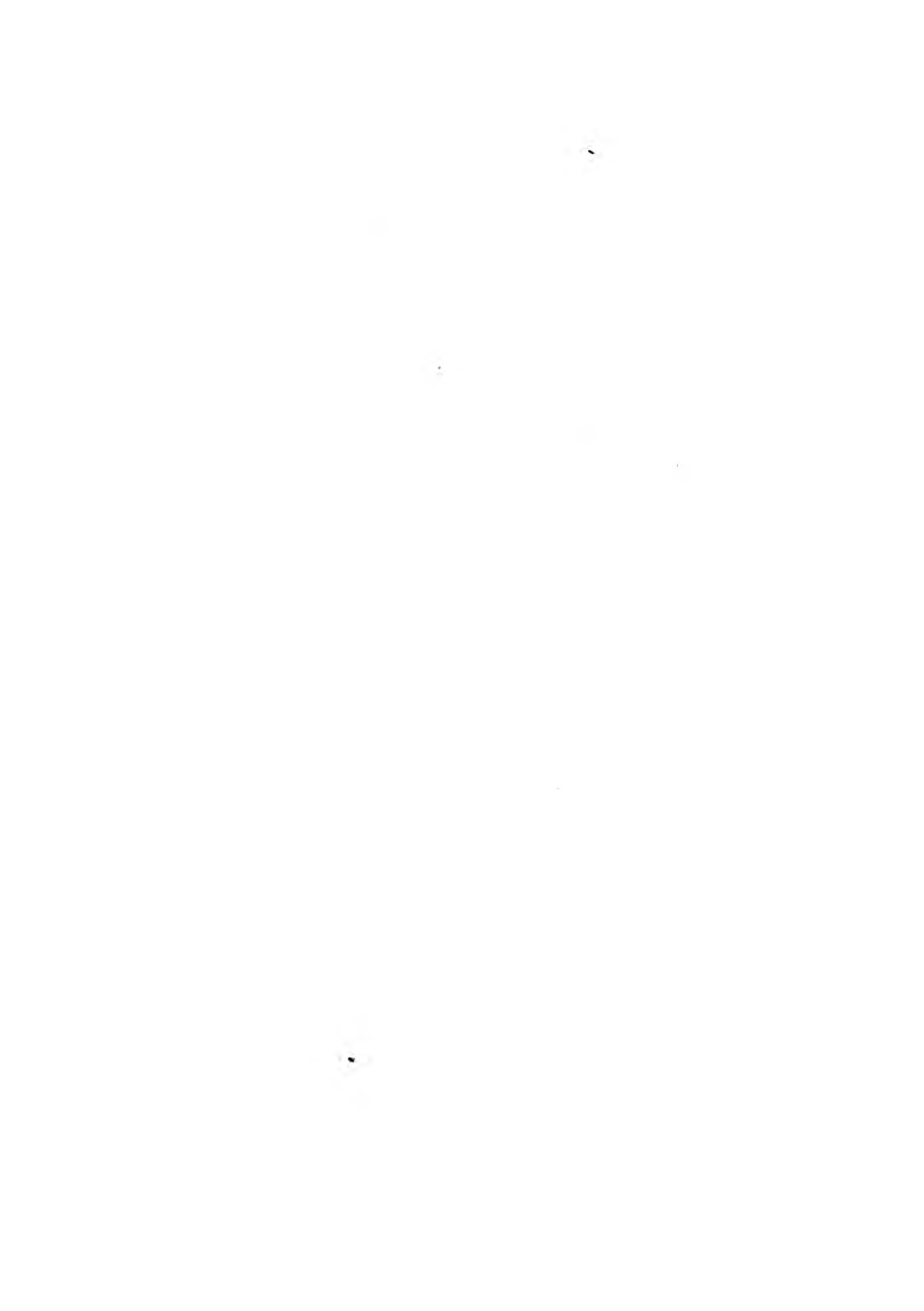
Ich sah einen Wolf, der leckte an einem gelben
Stern, bis seine Zunge blutete.

*

Den Mond, dessen Glanz bleich und fahl war, um-
gab eine Masse gelblicher Wolken, ähnlich dem bleifar-
benen Ringe, welcher Augen, die viel von Thränen be-
nezt worden, zu umsäumen pflegt.

*

Die Felsen, minder hart als Menschenherzen, die ich
vergebens anslehte, öffnen sich und der schmerz-
lindernde Quell rieselt hervor.



Vermischte Aufsätze und Briefe.

Albert Methfessel.

Hamburg, Mitte Oktober 1823.

Unsre gute Stadt Hamburg, die vor einigen Jahren durch das Ableben des braven, groben, herzensbiedern, kenntnisvollen und anticatalanistischen Schwenke einen noch unvergessenen Verlust erlitt, scheint jetzt hinlänglichen Ersatz dafür zu finden, indem sich einer der ausgezeichnetsten Musiker hier niederlassen will. Das ist Albert Methfessel, dessen Liedermelodien durch ganz Deutschland verbreitet sind, von allen Volksklassen geliebt werden, und sowohl im Kränzchen sanftmüthiger Philisterlein als in der wilden Kneipe zechender Bursche klingen und wiederklingen. Auch Referent hat zu seiner Zeit manches hübsche Lied aus dem Methfessel'schen Kommersbuche ehrlich mitgesungen, hat schon damals Mann und Buch hochgeschätzt. Wahrlich, man kann jene Komponisten nicht genug ehren, welche uns Liedermelodien geben, die von der Art sind, daß sie sich Eingang bei dem Volk verschaffen, und rechte Lebenslust und wahren Frohsinn verbreiten. Die meisten Komponisten sind innerlich so verkünstelt, versumpft und verschroben, daß sie nichts Reines, Schlichtes, kurz nichts Natürliches hervorbringen können — und das

Natürliche, das organisch Hervorgegangene und mit dem unnachahmlichen Stempel der Wahrheit Gezeichnete ist es eben, was den Liedermelodien jenen Zauber verleiht, der sie allen Gemüthern einprägt und sie populär macht. Einige unserer Komponisten sind zwar der Natur noch immer nahe genug geblieben, daß sie dergleichen schlichte Liederkompositionen liefern könnten; aber theils dünken sie sich zu vornehm dazu, theils gefallen sie sich in absichtlichen Naturabweichungen, und fürchten, daß man sie nicht für wirkliche Künstler halten möchte, wenn sie nicht musikalische Kunststücke machen. Das Theater ist die nächste Ursache, warum das Lied vernachlässigt wird; Alles, was nur den Generalbaß studiert oder halb studiert oder gar nicht studiert hat, stürmt nach den Brettern. Leidige Nachahmerei, Untergang mancher wirklich Talentvollen! Weichmüthige Blüthen-seelen wollen kolossale Elephanten-Musik hervorposaunen und pauken; handfeste Kraftkerle wollen süße Rossini'sche Rosinen-Musik oder gar noch überzuckerte Rosinen-Musik hervorhauchen. Gott besser's! — Wir wollen daher Komponisten wie Methfessel ehren — und ihn ganz besonders — und seine Liedermelodien dankbar anerkennen.

Nachträge zu den „Reisebildern“.

(H. Heine's sämtliche Werke, Band II, S. 88 und 89.)

Die Kleine mochte wohl bemerkt haben, daß ich, während sie sang und spielte, mehrmals nach ihrer Rose hingesehen, und sie lächelte mit schlauem Blick, als ich hernach ein nicht allzu kleines Geldstück auf den zinnernen Teller warf, womit sie ihr Honorar einsammelte.

Die Nacht war unterdessen herein gebrochen, und das Dunkel brachte Einheit in meine Gefühle. Die Straße wurde leer, und der Himmel füllte sich mit Sternen. Diese blickten herab so düstig, so keusch, so rein, daß mir selbst zu Muthe wurde wie einem reinen Stern. Da nahte sich mir unversehens die kleine Harfenistin, und halb schüchtern, halb feck frug sie: ob ich ihre Rose haben wolle.

Ich war gestimmt wie ein reiner Stern, und ich antwortete Nein. Die Rose aber wurde bleich, das Mädchen erröthete, aus der Harfe erklang ein leiser, ein einzelner Ton, so schmerzlich wie aus der Tiefe einer todwunden Seele — und ich hatte schon einmal diesen Ton gehört, eben so vorwurfsvoll. Eine traurige Erinnerung überschauerte mich plötzlich. Es war wieder

die dämmernd braune Stube, die Lampe flimmerte wieder so ängstlich, ich hob die blau gestreifte Gardine von dem stillen Bette, küßte die Lippen der todten Maria, und aus ihrem Winkel ertönte von selbst die verlassene Harfe, und es war derselbe Ton —

Erschrocken sprach ich zu der kleinen Harfenistin: Na, na! liebes Kind, gib mir deine Rose. Wenn sie auch schon zur Welklichkeit übergegangen und nicht mehr ganz so frisch duftet, und wenn auch eine Rose ohne Duft einem Weibe ohne Keuschheit zu vergleichen ist, so hat Das doch Nichts zu sagen bei einem Manne, der schon seit Jahren den Stodschnupfen hat.

Da lachte die Kleine und gab mir ihre Rose, und Das geschah auf der Straße zu Trient, vor der Botega, der Albergo della Grande Europa gegenüber, im Angesicht von vielen tausend entdeckten und noch mehreren unentdeckten Sternen, die mir alle bezeugen müssen, daß die Geschichte nicht auf meinem Zimmer passiert und keine Allegorie ist.

Ja, denk' dir nichts Böses, theurer Leser — die Sterne sahen so hell und keusch vom Himmel herab, und schienen mir so tief ins Herz. Im Herzen selbst aber zitterte die Erinnerung an die todte Maria. Ich hatte lange nicht an sie gedacht, und jetzt in Trient, wo ich eben den Fuß auf italiänischen Boden gesetzt, tauchte ihr Bild, mit wundersamem Schauer, in meiner Seele wieder hervor, und es war mir, als träte sie leibhaftig vor mich hin und spräche: „Warum haben Sie mich nicht mitgenommen nach Italien, wie Sie mir einst versprochen?“ — Liebes Kind, Sie sind ja tot, sprach ich träumend. — „Süßer Freund, das bischen

Todtsein hat ja Nichts zu bedeuten.“ — Aber wie kommen Sie hierher? Ich glaubte erst nach vielen Millionen Jahren das Vergnügen zu haben, Sie wieder zu sehen. Oder sind diese vielen Jahre schon verflossen? Gott, wie vergeht die Zeit!

Ach nein, lieber Leser, es war nicht Maria selber, die im Dome gebeichtet; ich bin nicht so abergläubisch, als daß ich glauben könnte, die Todten stiegen aus den Gräbern, um die letzten geringen Liebessünden, die sie nicht einmal selbst verschuldet, abzubeichten. Auf jeden Fall aber ist es sonderbar, daß deutsche Liebe selbst dem vernünftigsten Menschen bis in Italien nachspukt, und daß ich eben, lieber Leser, gleich bei meiner Ankunft im warmen, blühenden Italien dir eine Geschichte erzählen muß, die an einem deutschen Winterabend passiert, wo kalter Nordwind im Schornstein pfeift und Schneegestöber an die Fenster schlug. Aber das Gemach, worin die Geschichte passiert und worin ich mich allein mit Maria befand, ach! da war es duftig warm, der Kamin flackerte traulich, dämmernde Blumenköpfe ragten aus blanken Vasen, nickende Heiligenbilder bedeckten die Wände, Maria aber saß am Flügel und spielte eine altitaliänische Melodie. Ihr Haupt war niedergebeugt, das Licht, das vor ihr stand, warf einen gar süßen Schein auf ihre kleine Hand, und ich stand ihr gegenüber, betrachtete die bewegte Hand, jedes Grübchen, jedes Geäder der Hand — Unterdessen zogen die Töne so warm und innig in mein Herz, ich stand und träumte einen Traum von unaussprechlicher Seligkeit, die Töne wurden immer steigend gewaltiger, dann und

wann wieder hinab schmelzend in besiegter Hingebung, ich starb, ich lebte und starb wieder, Ewigkeiten rauschten vorüber, und als ich erwachte, stand sie milde vor mir und bat mich mit schauernder Stimme, daß ich ihr die Ringe, die sie wegen des Klavierspielens abgelegt hatte, wieder an die Finger stecken möchte. Ich that es, und sagte ihr ein Denkwort bei jedem Ring. Bei dem Rubinerring sagte ich: Lieben Sie mich nur unbedingt; bei dem Saphir sagte ich: Sein Sie mir nur immer treu; bei dem Diamanten sagte ich: Sein Sie nur immer rein wie jetzt, und endlich drückte ich die ganze Hand an meine Lippen und sprach: Maria, warum sind Sie mir gestern im Concerte beständig ausgewichen, und haben nie nach mir hingesehen? Und sie antwortete mit weicher Stimme: „Lassst uns gute Freunde sein.“

Was ich dir aber, lieber Leser, hier erzählt, Das ist kein Ereignis von gestern und vorgestern, und Jahrtausende, viele tausend Jahrtausende werden dahin rollen, ehe sie ihren Schluß erhalten, einen gewiß guten Schluß! Denn wisse, die Zeit ist unendlich, aber die Dinge in dieser Zeit, die faßlichen Körper, sind endlich; sie können zwar in die kleinsten Theilchen zerstioben, doch diese Theilchen, die Atome, haben ihre bestimmte Zahl, und bestimmt ist auch die Zahl der Gestaltungen, die sich gottselbst aus ihnen hervor bilden; und wenn auch noch so lange Zeit darüber hingehet, so müssen doch, nach den ewigen Kombinationsgesetzen dieses ewigen Wiederholungspiels, alle Gestaltungen, die auf dieser Erde schon gewesen sind, sich wieder begegnen, anziehen, abstoßen, küssen, ver-

derben, vor wie nach — Und so wird es einst geschehen, daß wieder ein Mann geboren wird ganz wie ich, und ein Weib geboren wird ganz wie Maria, nur daß hoffentlich der Kopf des Mannes etwas weniger Thorheit enthalten mag, und in einem besseren Lande werden sie sich Beide begegnen, und sich lang betrachten, und das Weib wird endlich dem Manne die Hand reichen und mit weicher Stimme sprechen: „Lassst uns gute Freunde sein.“

Aber ach! es geht doch dabei viel Zeit verloren, dacht' ich schon damals, als ich vor dem Bette stand, worauf die todte Maria lag, der schöne, blasse Leib, die sanften, stillen Lippen. Ich bat die alte Frau, die bei der Leiche wachen sollte, sich im Nebenzimmer schlafen zu legen, und mir unterdessen ihr Amt zu überlassen; denn es war schon über Mitternacht, und so eine alte Frau mit rothen Augenlidern bedarf der Ruhe. Ich weiß nicht, was der Seitenblick bedeutete, den sie mir zuwarf, als sie zur Thür hinaus ging; aber ich erschrak darob im tiefsten Herzen. Die kleine Flamme der Lampe zitterte, die Nachtwiolen, die auf dem Tische im Glase standen, dufteten immer ängstlicher —

Ich muß mich heut durchaus dazu bequemen, ein Materialist zu sein; denn sollte ich anfangen zu denken, daß die Todten nicht so viel' Millionen Jahre nöthig haben, ehe sie wieder kommen können, und daß sie uns schon in diesem Leben nachreisen, und daß es wirklich die todte Maria war, die im Dome zu Trient die letzte Sünde gebeichtet — Genug davon! ich will ein neu Kapitel anfangen und dir erzählen, was ich noch außerdem in Trient geträumt habe.

(H. Heine's Werke, Bd. II, S. 53.)

Ich liebe keine Republiken — (ich habe einige Zeit in Hamburg, Bremen und Frankfurt gelebt) — ich liebe das Königthum — (ich habe Ludwig von Baiern gesehen) — außerdem werde ich als Poet eher bestochen von Thaten der Treue, als von Thaten der Freiheit, die minder poetisch sind, da jene im dämmernden Gemüthe, diese im mathematisch lichten Gedanken ihre Wurzel haben. Dennoch liebe ich die Schweizer mehr, als die Tyroler. Jene fühlen mehr die Würde der Persönlichkeit.

(H. Heine's Werke, Bd. II, S. 372.)

Ich weiß nicht, aber mich dünkt: wenn Despotismus und Sklaverei zusammen kommen, so hört man deutsche Worte und sieht man deutsche Geduld. Diese Geduld ist wohl Ursache, daß durch deutsche Soldaten immer am meisten ausgerichtet worden; die Italiäner sind gewiß eben so stark und muthig wie die Östreicher, werden aber jeder Zeit von Diesen unterjocht werden. Denn nicht der Muth, sondern die Geduld regiert die Welt.

(H. Heine's Werke, Band II, Seite 375, und Band XII, Seite 165 und 166.)

Wenn die Könige aus Faulheit oder durch anderweitige Beschäftigungen, Jagd, Maitressen, Kongresse, Bälle, Paraden und Dergleichen, lange nicht regiert haben, und plötzlich in der Angst vor den Demagogen wieder geschwind die Königsuniform anziehen und zum Regierprügel greifen, dann wollen sie in der ge-

schwindendsten Geschwindigkeit Alles wieder einholen, und sie strengen sich dann aus Leibeskräften an, und nehmen sich noch obendrein einige geübte Scharfrichter und dergleichen Expedienten zu Gehilfen, und es wird drauf los regiert, daß Einem angst und bange wird. So machte es auch der König von Sardinien, und diejenigen Demagogen, die nicht geköpft wurden, schickte er auf die Galeren; ich sah deren einige im Hafen von Genua, und ich lobte in meinem Herzen Gott, meinen Schöpfer, und die noch gnädigere preussische Regierung. Ach, in meinem Herzen mußte ich gestehen, unsre deutschen Demagogen verdienten weit eher die Galere, als die italiänischen, und zwar wegen ihrer Dummheit und Pedanterei. Die Italiäner wußten, was sie wollten, und wollten etwas Ausführbares und Gerechtes. Sie wollten jene Ideen realisieren, die von den weisesten Menschen dieser Erde als wahr befunden worden, und wofür die besten geblutet. Sie wollten Gleichheit der Rechte aller Menschen auf dieser Erde, keinen bevorrechteten Stand, keinen bevorrechteten Glauben, und keinen König des Adels, keinen König der Pfaffen, nur einen König des Volks. Zu einer Zeit, wo fast alle Nationalitäten aufhören, wo es keine Nationen mehr giebt in Europa, sondern nur Parteien, und wo diese große Wahrheit nirgends tiefer verstanden wird, als in dem vielseitigen, kosmopolitischen Deutschland, in dem Lande, das die Humanität am ersten und tiefsten gefühlt hat, just da entstand eine schwarze Sekte, die von Deutschheit, Volksthum und Uereichskraftthum die närrischsten Träume ausheckte und durch noch närrischere Mittel auszuführen dachte. Sie waren nicht unwissend, denn sie hatten Alles

gelesen. Sie waren vielseitig in der Beschränktheit. Sie waren durchaus keine französisch oberflächliche Demagogen. Sie waren gründlich, kritisch, historisch — sie konnten genau den Abstammungsgrad bestimmen, der dazu gehörte, um bei der neuen Ordnung der Dinge aus dem Weg geräumt zu werden; nur waren sie nicht einig über die Hinrichtungsmethode, indem die Einen meinten, das Schwert sei das Altdeutsche, die Andern hingegen behaupteten, die Guillotine könne man immerhin anwenden, da sie eine deutsche Erfindung sei und sonst „die welsche Falle“ heißen habe. Nichts war abgeschmackter als ihre blutdürstige Bedanterei, ich hörte sie einst disputieren, ob ein gewisser deutscher Gelehrter, der mal gegen Fries, den feinen Anstifter des Kobenue'schen Meuchelmords, etwas Hartes geschrieben, ebenfalls auf die Proskriptionsliste gesetzt werden müsse, und das Resultat war, daß man den Mann durchaus nicht köpfen oder welschfallen dürfe, ehe der letzte Theil seines großen philosophischen Werks herausgekommen sei, da man dann erst sein ganzes System systematisch beurtheilen könne.

(H. Heine's Werke, Bd. II, S. 150.)

Auch die politische Reformation, die französische Revolution, hat ihre Bilderstürmer gehabt, und nicht ohne Unmuth sieht der Reisende jene zerbrochenen Kunstwerke, die nicht so leicht wie das alte System restauriert werden können, und vielleicht mehr werth waren als dieses. Nicht bloß die adligen Wappen, sondern auch die Statuen der Ahnen wurden zertrümmert, marmorne Meisterbilder wurden ironisch verstümmelt, und die heiligsten

Gemälde wurden mit frechem Pinsel geschändet. Diese Greuel findet man auch im nördlichen Italien, absonderlich in Genua. Im Rathssaal des herzoglichen Palastes hat der Pöbel am sündbarsten gewirthschaftet, und fragt man jetzt nach jenen Standbildern der Dogen, die einst in langer Reihe dort ernsthaft gewaltig den Reisenden anblickten, so zuckt man die Achsel und gesteht, daß sie ein Opfer der Zeit geworden.

Ich kann es daher dem bairischen Adel nicht verdenken, wenn ihn die Fortschritte demokratischer Gesinnung so gewaltig beunruhigen. Ihre großen Stimmführer hätten Recht, wenn sie ihre geheimsten Besorgnisse ganz laut aussprächen. Sie zittern für ihre Kunstschätze, für ihre Gemäldegalerien, für ihre Bibliotheken, für all' jene Meisterwerke, die sie, eben so wie ihre italienischen Kollegen, durch ihren gebildeten Sinn befördert und gesammelt, und die bürgerliches Gesindel nimmermehr zu schätzen und zu schonen wüßte. Das Entsetzliche sehen sie schon im Geiste, sie sehen die Jakobiner stürmen nach dem Palazzo Bassenheim, von den Wänden gerissen werden die Gemälde, worauf die Heldenthaten des weltberühmten Geschlechtes von den großen Malern gemalt sind, zertrümmert werden die Statuen aller jener großen Bassenheime, die in allen Jahrhunderten den Ruhm Deutschlands verbreitet haben und dafür von Deutschlands Dichtern gefeiert wurden, in Liedern und Sagen, mit Sang und Klang. Und haben sie solchermaßen alle historischen Denkmale vernichtet, so sind jene Jakobiner sogar im Stande zu lachen und zu leugnen, daß es jemals Bassenheime gegeben habe.

Scherz und Bassenheims bei Seite, ich darf, der

Wahrheit wegen, nicht unerwähnt lassen, daß sich der italienische Adel vom deutschen sehr vortheilhaft unterscheidet. Wenn ich irgend einen deutschen Baron in italienischer Gesellschaft beobachtete, so mußte mir jener Unterschied recht auffallen. Dieser besteht aber nicht bloß darin, daß der Italiäner von seinen Dichtern und Künstlern, der deutsche hingegen nur von seinen Pferden und noch dümmere Ahnen spricht, sondern daß Letzterer wirklich Nichts als ein Stallknecht ist, der von Stallknechten stammt und nach dem Stalle riecht, während Jener seinen Dante, Rafael und Michel Angelo nicht bloß bespricht, sondern auch fühlt, so daß der Italiäner, wenn er auch jetzt an produktiver Poesie sehr arm ist, doch noch den alten Kunstsinne bewahrt und den Fremden damit lieblich anweht, gleich einem Bettler, der ein Fläschchen mit Rosenöl in den Händen gehabt hat und noch immer nach Rosen duftet.

Charakteristischer ist jene Thätigkeitsliebe, die den italienischen Adel von dem deutschen unterscheidet. . .

.
.

(G. Heine's Werke, Bd. II, S. 179.)

Wie alt halten Sie sie?

Ungefähr elf und zwanzig.

Was will Das sagen? Meinen Sie etwa ein und dreißig?

Gott bewahre! Er giebt gar keine Frau, die dreißig Jahr' alt wäre. Aus den Zwanzigen geht's gleich in die Vierzig. Auch habe ich noch keine Frau gefun-

den, die fünfzig Jahr' alt war; aus den Bierzigen geht's gleich in die Sechzig.

Ist Mylady jetzt von Mylord geschieden?

Ich weiß nicht, aber so Viel weiß ich, der kalte, gährende, schwerfällige Engländer passte nicht zu einer ätherischen Irländerin, die mit ihrem Herzen voll Sonne und ihrem Kopfe voll Blumenwitz die ganze Welt als ihr Spielzeug betrachtete. Da entstand viel Kummer, und es ist wunderbar, wie Viel so ein zartes Bild ertragen kann, dessen Anblick schon uns so tief rührt, daß wir die Natur grausam nennen, die ein solches Wesen, das nur auf indischem Blumenboden wandeln sollte, dem nebelkalten England und dessen plumpen Fäusten preisgegeben.

(H. Heine's Werke, Bd. II, S. 180.)

Es ist Schade, Herr Doktor, daß Sie keinen bessern Titel haben, von wegen der Präsentation. Ich wollte, Sie wären von Adel.

O, edler Marchese! Sein Sie deswegen nur außer Sorge. Sie dürfen mich immerhin für einen Edelmann ausgeben. Etwaigen Mangel an Ahnen ersetze ich durch desto mehr Schulden, und was meinem Adel auf der einen Seite fehlt, Das wird also anderseitig wieder vollauf kompensiert. Ich will mir nächstens einen Stammbaum von lauter Gläubigern anfertigen lassen. Wüßte ich nur, wie die Kerls alle heißen und wo sie sich jetzt aufhalten. Nur die zudringlichen Gesichter und äußern Mißformen stehen mir noch im Gedächtnis, die Namen selbst aber habe ich rein vergessen. Und doch möcht' man zuweilen wissen, wo die Seinigen auf dieser Erde

weilen! Da ich jetzt auch die Namen urkundlich haben muß, so weiß ich mir wahrlich nicht anders zu helfen, als daß ich eine Personalbeschreibung meiner Gläubiger in den Hamburger Korrespondenten setze, daß ich sie gleichsam mit Steckbriefen verfolge, und darin ganz genau ihre Gestalten, Gesichter und sonstige Gebrechen beschreibe und sogar die Kleidung, welche sie bei meiner Abreise getragen.

(H. Heine's Werke, Bd. II, S. 185.)

Hätt' ich aber doch Rothschild sein Geld! Was hilft's ihm? Er hat doch keine Bildung, er versteht so Viel von Musik wie ein neugeborenes Kalb, und von Malerei wie eine Katze, und von Poesie wie Apollo — so heißt mein Hund. Wenn solche Menschen mal ihr Geld verlieren, existieren sie nicht mehr. Ich habe innerlich mein Vergnügen, wie sich der Mensch bei mir perfektioniert. Dann und wann gebe ich ihm selbst Unterricht in der Bildung. Ich sage ihm oft: Was ist Geld? Geld ist rund und rollt weg, aber Bildung bleibt. Ich zeige ihm als Exempel seinen Freund Nebbich Adolf Goldschmidt; der Junge hatte Geld verdient und hat noch mehr haben wollen und so viel wie Rothschild, und hat wieder Alles verloren und ist wieder ein gemeiner Mensch, ein ganz todter Mensch, der den Leuten weißmachen möchte, er lebe noch ein bißchen, und sich Nachts vor den Spiegel stellt und sich selber erzählt, wie viel Millionen er einst besessen — denn kein Andern will die alte Geschichte mehr anhören.

Ja, Marchese, wenn so ein Starus der Sonne Rothschild zu nahe kommt, dann verbrennt er sich die staats-

papiernen Flügel und stürzt hinab ins Meer der Nichtigkeit.

Mit dem Geld, Doktor, geht bei solchen Leuten Ehre und Charakter verloren. Wenn ich aber, was Gott verhüte, mein Geld verliere, so bin ich doch noch immer ein großer Kunstkenner, ein Kenner von Malerei, Musik, und Poesie.

(H. Heine's Werke, Bd. II, S. 222.)

Gedichte? Gott behüte mich vor Gedichten und vor allerlei Gedanken, die bloß Gedanken sind — ich bin ein Praktikus, ein Weltmensch — Verzeihen Sie, ich dachte nicht dran, daß Sie selbst Gedichte machen, schöne Gedichte, ich habe sie sogar gelesen, um mir ein paar Devisen für Lotterieloos daraus abzuschreiben, doch, aufrichtig gestanden, es sind wenig' Gedanken drin, die ich brauchen kann; mein Schwager Mendel und mein Bruder Moritz haben mir sogar geholfen beim Lesen und wir haben oft gesagt: Wenn der Doktor Heine seinen Verstand auf etwas Besseres legte und ein ordentlich Geschäft anfinge, so könnte er ein großer Mann werden, — und, aufrichtig gesagt, was besingen Sie immer die See? Ich bin selbst in Cuxhaven gewesen und hab' mir die See angesehen. Was kann man Viel davon sagen? Es ist ja Nichts als Wasser und wieder Wasser.

Es ist etwas Wahres in Ihren Worten, Herr Hyacinthos; jenseits des Jordans denken viele Leute wie Sie — Aber sagen Sie mir, was haben Sie eben geschrieben?

(G. Heine's Werke, Bd. II, S. 228, und Bd. XII, S. 16—18.)

Solche Bücher läßt du drucken!
Theurer Freund, du bist verloren!
Willst du Geld und Ehre haben,
Mußt du dich gehörig ducken.

Nimmer hätt' ich dir gerathen,
So zu sprechen vor dem Volke,
So zu sprechen von den Pfaffen
Und von hohen Potentaten!

Theurer Freund, du bist verloren!
Fürsten haben lange Arme,
Pfaffen haben lange Zungen,
Und das Volk hat lange Ohren.

Diese Verse, die eigentlich der Extrait eines sechs Bogen langen Briefes sind, den mir, kurz nach Erscheinung des zweiten Bandes der „Reisebilder“, ein Freund geschrieben hat, hüpfen mir eben durchs Gedächtnis, und sind Schuld, daß ich den ehrlichen Hirsch Hyacinthos nicht weiter sprechen lasse. Ich pflege sonst Nichts zu fürchten; die Pfaffen begnügen sich, an meinem guten Namen zu nagen, und glauben auf diese Weise der Macht meines Wortes entgegen zu wirken; vor dummen Fürsten schütze ich mich, indem ich nie einen Fuß auf ihr Gebiet setze und ihnen dadurch keine Gelegenheit zu dummen Streichen gebe; aber vor Nathan Rothschild empfinde ich zitternde Angst. Ehe ich mich Dessen versehe, schickt er mir einige Könige, ein paar Mäler und einen Gendarm auf die Stube und läßt mich nach der ersten, besten Festung abführen. Ich kriege Angst — bin ich in diesem Augenblick auch ganz sicher? Ich

glaube: ja, denn ich befinde mich in Preußen, in einem freien, rechtsinnigen, klugen Staate, den ich ehemals in jugendlicher Beschränktheit nicht genug zu schätzen wusste, den ich jetzt aber, nachdem ich andre Länder gesehen habe, täglich mehr achten und sogar lieben lerne, so daß es mir ordentlich schmerzlich wäre, wenn er jemals den Mißgriff beginge, mich einzustecken und sich dadurch zu blamieren — ja wahrlich, ich gebe hiermit der preussischen Regierung den Wink, im Fall sie es mal für dienlich halten sollte, mich einzustecken, bei Leibe keinen öffentlichen Skandal zu machen, sondern sich direkt an mich selbst zu wenden, und ich werde mich dann unverzüglich freiwillig nach derjenigen Festung, die man mir nur zu bestimmen hat, hinbegeben, ohne im mindesten dem Publikum den wahren Grund meines dortigen Aufenthalts merken zu lassen. Kann man mehr von mir verlangen? Kann man zarter fühlen, als ich? Das ist wahrer Patriotismus, wenn man lieber sich selber als Volontär auf die Festung setzt, ehe man dem Staat Gelegenheit giebt, sich zu blamieren!

Ich sehe in diesem Augenblick, wie den ältesten Staatsmännern die Thränen der Rührung aus den Augen stürzen; nein, rufen sie Alle aus, wie sehr haben wir diesen Menschen verkannt! Welch ein Gemüth! Ja, ihr kennt noch nicht den ganzen Umfang dieses Gemüthes; denn wisst, aus patriotischer Vorsorge habe ich sogar jetzt schon meine Freunde darauf vorbereitet, daß ich nächsten Sommer einige Monate in Spandau zubringen würde, und Das that ich, damit ich ganz sicher bin, daß die wirklichen Ursachen eines etwaigen Aufenthalts daselbst nimmermehr errathen würden. Ihr seid gerührt,

auch ich bin es, die Thränen rinnen, ich höre euch weinend ausrufen: „Dieser edle Mensch, dieser zweite Regulus, soll nicht auf die Festung kommen, lieber wollen wir selbst statt seiner dort sitzen“ — Aber ich, ich sage euch, ich will hin, ich habe mich auf diese großmüthige That schon ganz eingerichtet, ihr verderbt mir das edelste Aufopferungsvergnügen — „Nein, nein, hör' ich euch wieder entgegenen und schluchzen: Keine Festung, sondern tausend Thaler Zulage!“ — Welch ein Zeitalter! werden einst die Nachkommen, die dieses Buch lesen, mit Staunen ausrufen, welches ein Zeitalter, wo die Regierungen und die armen Schriftsteller sich wechselseitig an Großmuth zu überbieten suchten! —

Du siehst jetzt, lieber Leser, wie gut ich mich mit der Regierung stehe. Sei also nicht gleich ängstlich, wenn ich mal laut herausfrage, was Andre so gar heimlich verschweigen. Sei nur ohne Sorge, wir Beide haben Nichts zu riskieren. Du, lieber Leser, kannst sagen, du habest es, sobald du es ausgelesen, mit Unwillen fortgeworfen, es sei ein schlechtes Buch ohne Salz und Geheimrath Schmalz, voll Immoralität und Gefährlichkeit — du verstehst mich. Man kann dir dann Nichts anhaben. Was mich selbst betrifft, so habe ich eben so Wenig zu riskieren, ich sage, wie Luther in seinem Briefe an Neuchlin: nihil timeo, quia nihil habeo. Gottlob! sie haben mir Nichts gegeben auf dieser Welt, und ich habe daher Nichts zu verlieren. Es wäre sehr politisch gewesen, wenn sie mich unter einer Last von Staatswürden niedergebeugt hätten; jetzt flattere ich ihnen über die Häupter weg, sorglos und leicht wie ein Vogel, und singe Freiheitslieder, selbst ein Lied und ein

Bild der Freiheit. Freilich, obgleich man bei unserer jetzigen Civilisation überall keine Bequemlichkeit findet, so möchte ich mir doch zuweilen ein eignes Sofa und eignes liebes Weib anschaffen; aber es könnte mich im Nothfall genieren, ich hätte zu viel Sorge für mein Gepäck, und mit dem Besizthum käme auch die Furcht und die Knechtschaft. Es verdrießt mich schon genug, daß ich mir vor Kurzem ein Theeservice angeschafft habe — die Zuckerdose war so lockend schön vergoldet, und auf einer der Tassen war mein Liebling, der König von Baiern, und auf einer andern Tasse war ein Sofa und eheliches Glück ganz vorzüglich gemalt. Ich hab' wahrhaftig schon Sorge, was ich mit all dem Porzellan anfange, wenn mir plötzlich die Regierung eine Mission ins Ausland gäbe und ich über Hals und Kopf abreisen sollte; — oder gar wenn ich aus eignem Triebe einer festen Anstellung entfliehen müßte. Ich fühle jetzt schon, wie mich das verdammte Porzellan im Schreiben hindert, ich werde so zahn vorsichtig, ich schmeichle oft aus Angst — am Ende glaube ich noch, der Porzellanhändler war ein österreichischer Polizeiaгент und Metternich hat mir das Porzellan auf den Hals geladen, um mich zu zähmen. Ja, ja, das Bild des Königs von Baiern sah mich so lockend an, und eben Er, der lebenswürdigste der Könige, war der Köder, womit man mich fing. Aber noch bin ich stark genug, meine Porzellanfesseln zu brechen, und macht man mir den Kopf warm, wahrhaftig, das ganze Service, außer der Königstasse, wird zum Fenster hinausgeschmissen, und wer just vorbei geht, mag sich vor den Scherben hüten.

Je mehr ich mein Porzellan betrachte, desto wahr-

scheinlicher wird mir immer der Gedanke, daß es von Metternich herrührt. Ich verdanke es ihm aber nicht im mindesten, daß er mir auf solche Weise beizukommen sucht. Wenn man fluge Mittel gegen mich anwendet, werde ich nie unmuthig; nur die Plumpheit und die Dummheit ist mir fatal. Auch hab' ich außerdem ein gewisses *tendre* für Metternich. Ich lass' mich nicht täuschen durch seine politischen Bestrebungen, und ich bin überzeugt: der Mann, der den Berg besitzt, wo der flammende, liberale Johannisberger wächst, kann im Herzen den Servilismus und den Obskurantismus nimmermehr lieben. Es ist vielleicht eine Weinlaune von ihm, daß er der einzige freie und gescheite Mann in Osterreich sein will. Nun, Jeder hat seine Laune, und ich will auch Metternich die seinige hingehen lassen. Auf keinen Fall will ich es mit ihm verderben; ich will nächstens in Wien gebratene Hähnchenl essen.

Auch mit den Rothschilden will ich es nicht verderben, und ich will nächstens in einem besonderen Buche ihren Werth noch besonders anerkennen und ihre Verdienste preisen.

In der That, wenn ich über die Staatsökonomie dieser letzten Zeiten nachdenke, so wird es mir immer klarer, daß ohne die Hilfe jener Menschen die allgemeine Finanzverlegenheit in den meisten Staaten von den Revolutionären benutzt worden wäre, um die Masse des Volks zum Umsturz der bestehenden Ordnung oder Unordnung zu verleiten. Denn der Ausbruch von Revolutionen wird gewöhnlich durch Geldnoth herbeigeführt, und dieser abhelfend hat das Rothschild'sche System vielleicht die Ruhe Europas erhalten. Ja, dieses System,

oder vielmehr Nathan Rothschild, dessen Erfinder, scheint jene Ruhe noch in sofern zu begründen, daß zwar die einzelnen Staaten nicht dadurch abgehalten werden, gegen einander nach wie vor Krieg zu führen, aber nimmermehr das Volk so leicht im Stande sein wird, sich gegen seine Regierungen aufzulehnen. Freilich, die frommen Diener der Religion behaupten täglich: wenn man ihnen wieder ihre Abteien, Zehnten und sonstigen Gerechtsame zurückgäbe und ihnen überhaupt freie Hand ließe, würden sie durch ihre Erziehungsmethode und bekannten Hausmittelchen die neue Generation zu solch legitimer Dummheit erziehen, daß es dem dümmsten Minister leicht sein sollte sie zu regieren, und folglich die Ruhe von Europa auf immer gesichert sein würde. Aber diese schwarzen Pädagogen lügen oder irren sich, wir lassen uns nicht mehr dumm machen, und nicht mehr in unserer Dummheit, sondern vielmehr in unserer Klugheit findet die Regierung jetzt die besten Garantien ihrer Sicherheit. Die Religion ist nicht mehr im Stande, den Regierungen die Ruhe der Völker zu verbürgen, und das Rothschild'sche Anleihenystem vermag Dieses viel sicherer, es besitzt die moralische Zwangsgewalt, die in der Religion erloschen, es mag jetzt als Surrogat derselben dienen, ja es ist eine neue Religion, die beim Untergang der älteren Religion die praktischen Segnungen derselben ersetzen wird. Wundersam genug, sind es wieder die Juden, die auch diese neue Religion erfunden

. Das gemeuchelte Judäa war listig wie der sterbende Nessus, und sein vergiftetes, mit dem eignen

Blute vergiftetes Gewand verzehrte so wirksam die Kraft jenes Herkules, daß die gewaltigen Glieder ermatteten, daß ihm Panzer und Helm abfiel von dem welken Leib, daß seine mächtige Schlachtstimme herabsiedhte zu betendem Gewimmer — so elend, eines langsamen Jahrtausendtodes stirbt Rom durch das judäische Gift.

(G. Heine's Werke, Bd. II, S. 353.)

Endlich kam der große Tag, dem noch ein größerer Abend folgen sollte. Ich stand schon um acht Uhr auf, und eilte nach dem Garten Boboli, wo ich jeder Cypressen- und jeder Statue zuflüsterte: Heute ist Francesca's Benefiz, heute wird sie tanzen — Aber die dunkeln Bäume blieben unbeweglich und die weißen Marmorbilder verzogen keine Miene. Nachher, um die Zeit zu tödten, machte ich die Runde durch alle Kirchen. Meine Brust war so voll, daß selbst der Dom mir heute zu eng erschien. In San Lorenzo mußte ich laut lachen über die Verschwendungssprache der Medicis — O ihr Armen, was nützen euch all' die reichen Grabsteine! Ihr könnt Francesca nicht tanzen sehen! In Santa Croce ging ich lange auf und ab und las vor Langeweile die Inschriften der Grabmäler — ich suchte den Namen Voccaccio, aber ich fand ihn nirgends. Warum findet man ihn nicht in Santa Croce? Gleichviel! diese Frage ehrt ihn mehr als das glänzendste Denkmal. Ist Aretino da? Ja, er ist da, denn Keiner läßt sich das Vergnügen nehmen, das Grab eines obskuren frommen Geistlichen, Namens Aretino, für das Grab des lustigen Spötters zu halten, und so hat Diesem der

weise Zufall ein Monument gesetzt, das ihm die bedenkliche Klugheit versagt hätte. Michel Angelo, Dante, Galileo — diese Namen konnten mich heute nicht rühren.

Die Verzweiflung der Unruhe trieb mich nach der Galerie Uffizi. In der Tribüne, vor der Statue der medicaischen Venus, saß in einem hohen Sessel mein Freund, der Marchese di Gumpelino, ganz versunken in Kunstbetrachtungen, die er dann und wann seinem Bedienten, der hinter ihm stand, zuflüsterte. Da mich Beide nicht bemerkten, so erhörte ich folgendes Gespräch:

Hirsch, betrachte mal die Beine!

Herr Gumpel, was thu' ich mit den Beinen?

Es geschieht Alles zu deiner Bildung! Betrachte mal die Beine! Gott! Gott! die Beine —

Ich finde sie sehr schmutzig —

Die Arme sind neu, auch der Kopf ist wahrscheinlich neu, und Einige sagen: viel zu klein. Aber Gott! Gott! die Beine — Da oben hängt die Venus von Tizian, da kannst du gleich sehen, daß die Malerei nicht so Viel leisten kann wie die Bildhauerkunst. Aber das Fleisch! Gott! Gott! was für Fleisch! — Tizian, mit dem Zunamen Vercelli, ist geboren in Venedig im Jahre 1477, gestorben im Jahre 1576.

Und Das soll ich Alles im Kopf behalten, Herr Gumpel? Was soll ich thun! Ich muß auf meinen alten Tagen noch die Beine von der Venus auswendig lernen, damit ich mich im Nothfall als ein gebildeter Mensch prostituieren kann. Ich sag' im Nothfall, denn so lange ich in Hamburg bleibe, hab' ich es nicht nöthig — aber, man kann nicht wissen, ich komme vielleicht nach einem andern Ort — —

Um einem Kunstgespräch zu entgehen, schlich ich wieder fort, ohne daß weder der Herr noch der Diener mich bemerkten, und ergab mich andern Versuchen, die Zeit zu morden, worunter auch das Mittagessen gehörte, sowie auch ein Besuch bei Signora Laura, wohin mich ihr eigner Liebhaber, mein Freund William, der mich am Arno traf, mit Gewalt hinschleppte. Aber alle Entfaltungen ihrer Schönheit, ja sogar ihre kleinen Unartigkeiten konnten meine Gedanken von Francesca nicht abwenden, und als es Sechs schlug, küßte ich William und seine Geliebte und eilte von dannen.

Sei mir nicht böse, William, daß ich dich so unbarmherzig verließ. Nächst Francesca und Mathilde, bist du mir die liebste Erinnerung aus Italien. Wie oft, wie süß oft lachten wir über unsre wechselseitigen Persidien! Wie glücklich war ich, wenn ich deine schöne Stirn küssen und ganz freundschaftlich mit einem allerliebsten Geweih verziern konnte! Weißt du noch, wie du auf dem Ponte Vecchio, just auf der Stelle, wo einst der große Buondelmonte erstochen worden, mit Bewunderung bemerktest, daß ich deine Stiefel trüge? Du warst aber ganz zufrieden mit meiner Ausrede: daß sie neben Laura's Sofa gestanden, wo ich sie im Dunkeln statt der meinigen angezogen. Noch jetzt trage ich diese le-
dernen spolia opima —

Genug davon, ich habe jetzt zu erzählen, wie mich die Ungeduld nach Signora Francesca's Wohnung trieb. Ich rieche wieder Duft von Signora Lätizia's Pomaden, ich höre wieder Guitarrentöne und den seufzenden Gesang des Professors:

Ach, dieser Busen öffnet der Freude sich wieder,
Amenaide! du mein einzig Sehnen!
Du meiner heißen Thränen
Und meiner Wünsche einziges Ziel!

Signora Lätizia stand vor ihrem kleinen Spiegel und machte große Toilette, ließ sich von dem armen Bartolo statt des Spucknäpfchens heute das Schminktöpfchen vorhalten, und stieß dann und wann einige wilde Recitative hervor, die der Professor mit Guitarrensturm begleitete.

Auf dem Sofa aber lag die schöne Francesca, noch ganz in ihrem schwarzseidenen Negligé, und lächelnd wie ein Kind an seinem Geburtstag.

.
.
.

(H. Heine's Werke, Bd. II, S. 217.)

Wir spielten alte Zeit, oder vielmehr junge Zeit, da die unsre alt und grau ist, und selbst unser Amor greise Haare und müde Augen hat — Ich hatte den Himmel in meinen Armen und vergaß der Erde und des Vaterlandes und der lieben Landsleute, die da oben am Eispol saßen, bis an den Nabel im Schnee, und folglich sehr tugendhaft waren, und Moralkompendien, Erbauungsbücher und Dogmatiken schrieben.

(H. Heine's Werke, Bd. II, S. 377.)

„Was hat er gethan?“ riefen wir alle Drei, als ein ziemlich wohlgekleideter junger Mensch, mit Ketten beladen, vorbei geführt wurde. Auf seinem blassen Gesichte lag Adel und Betrübniß, und mehr gleich

einem Märtyrer, als gleich einem Verbrecher, schritt er ruhig zwischen zwei Sbirren, die wie Banditen aussahen, rothe Mützen auf den Häuptern, in den Händen eine Art schäbiger Stutzlinten, die alte Jacke von olivenfarbigem Manchester wie ein Dolman über die Schultern geworfen.

Er hat Jemanden umgebracht, berichtete uns Einer der Vorübergehenden.

Der arme Mensch! seufzte Signora.

Du mußt aber nicht glauben, lieber Leser, als ob dieser Seufzer dem Ermordeten gegolten, sondern er galt bloß dem Mörder, indem Dieser in Italien als Gegenstand des Mitleids betrachtet wird. Der Mord ist hier nicht sowohl eine That, als vielmehr ein Ereignis, und wessen Hände daran Schuld waren, wird bedauert. Sogar der prämeditierte Meuchelmord wird entschuldigt. Man scheint Dergleichen als eine Art Justizpflege zu betrachten, und wirklich, in einem Lande, wo die Gesetze so mangelhaft sind und so schlecht verwaltet werden, ist eine solche Selbsthilfe, als eine letzte Personalinstanz, mehr als bei uns zu verzeihen. Der Mord ist bei den Italiänern in den meisten Fällen gleichsam ein Gewohnheitsrecht, und unsre historische Schule müßte ihn hier, wenn sie ihren Principien treu bleibt, ganz in Schutz nehmen und als das beste, vollgültigste Recht zu sanctionieren suchen, wie manche andre Gewohnheitsrechte, die ebenfalls mit Vernunft und Religion in Widerspruch stehen.

Es ist ein Dieb, verbesserte ein anderer Vorüber-

gänger, und Signora sagte ruhig: So mag er in Gottes Namen hängen.

Wundre dich nicht über diese Härte, lieber Leser. Die Italiäner, bei ihrem civilisirten Gefühl, verabscheuen den eigentlichen Diebstahl, obgleich sie, von Armuth gedrängt, auf alle mögliche Weise den Fremden zu beeinträchtigen suchen, und so voll List und Trug sind, daß Mhlady einst sehr richtig bemerkte: „Wenn Europa der Kopf der Erde ist, so ist Italien daran das Diebsorgan.“ Aber ich wiederhole nochmals: sie sind Diebe, die nicht stehlen, ja ihre Liebenswürdigkeit raubt uns sogar allen Unmuth, wenn sie uns das Geld aus der Tasche locken.

Hängen? sagte Mhlady mit einem bitteren Tone und warf einen tadelnden Blick auf Signora, die schon gleich vergessen, was sie gesagt, und wieder träumerisch in die Welt hinein lächelte. Hängen? Wenn ich König wäre, ließe ich keinen Menschen hängen, dessen ganzes Verbrechen darin besteht, daß er eigenhändig den Leuten die Kehle abgeschnitten oder ihnen eigenhändig die Taschen geleert, ohne sich hierzu eines Feldmarschalls oder eines Finanzministers zu bedienen.

Aber der arme Mensch war weder Mörder noch Dieb, im Gegentheil, er war ein Karbonaro, wie uns ein Abbate nähere Auskunft gab.

Er ist ein Feind des Thrones und des Altars, sagte uns dieser geistliche Herr; er ist einer jener gefährlichen Menschen, die sich gegen ihren Fürsten und selbst gegen Gott verschworen. Man sollte hier in Toskana sie nicht zu milde behandeln, sondern sie, wo man sie ergreift, gleich köpfen lassen oder gebrand-

markt auf die Galere schicken, wie in Piemont und Neapel.

Ich verstehe Sie, antwortete ich ihm; da er aber mich nicht verstanden, sagte er noch einige salbungsvolle Worte und reichte mir beim Abschied die Hand.

Es war eine weiche, wurmweiche Hand, und so faulend nachgiebig, daß ich fast fürchtete, sie bliebe mir in Händen.

O du Schuft Gottes! rief ich, du bist nicht werth, auf toskanischem Boden zu wandeln. Ich weiß nicht, ob der Herzog von Lucca, welches doch mitten im Toskanischen liegt, so edel denkt wie der Großherzog in Florenz; aber ich habe doch im Luccesischen Nichts von jenen Hinrichtungsschreknissen und Regierungsschandthaten gehört, deren Kunde uns täglich aus andern Theilen Italiens zu Ohren kam. Der Großherzog von Toskana selbst ist einer der humansten und liberalsten Menschen, die es giebt, im Florentinischen fühlte ich mich so frei, als wäre ich in Baiern, und zahllose politische Flüchtlinge und Exilierte finden dort ein ungestörtes Asyl. Wie sehr die Feinde des österreichischen Principis Unrecht haben, wenn ihr Unmuth auch das österreichische Regentenhaus trifft, sieht man hier in Toskana, indem der Großherzog ein österreichischer Prinz ist, eben so wie einst Joseph II., einer der größten Menschen der Welt, und Das ist doch gewiß noch Mehr, als ein großer Kaiser. Bei der Kinderlosigkeit ihres Fürsten sind die Florentiner sehr in Angst, daß ihr schönes, freies Land an die österreichischen Erbstaaten und der Metternich'schen Politik anheim fallen möge. Wenn ich letztere mit empörter

Seele verabscheue, so unterscheide ich ebenfalls wieder die Politik von dem Manne selbst. Kann ich mir's doch nicht denken, daß ein Mann, dem der Johannisberg gehört, der beste Wein der Welt, auch im Herzen ein Freund des Obskurantismus und der Sklaverei sein sollte!

(G. Heine's Werke, Bd. II, S. 354.)

Nur in der Dunkelheit kann der Katholicismus uns bezwingen; der lichte Tag verscheucht den Eindruck seiner trüben Schatten.

(G. Heine's Werke, Bd. II, S. 343.)

Ich habe jetzt die Gesichter gesehen, die zum Katholicismus gehören, und zwar in der besten Beleuchtung. Was ich darauf entdeckt, läßt sich schwerlich wieder erzählen, denn jeder Mönch und Priester, wie jeder Mensch überhaupt, hat ein anderes Gesicht, und da sich die Menschen so wenig gleich sehen, möchte es mich sogar bedünken, als ob man irrig und folglich sündlich handele, wenn man sie nach äußeren Abzeichen in Klassen theilt und über diese Klassen nun ein bestimmtes Kompendiurtheil ausspricht — wie vielleicht ich selbst in einem der früheren Kapitel. Die Kutte macht nicht den Mönch — eben so wenig wie die Uniform eines Generaladjutanten den Helden macht. Wechseln Beide ihre Kleidung, so mag mancher Mönch wie ein Held und mancher Generaladjutant wie ein Mönch aussehen, und in diesem Fall gäbe es vielleicht bessere Gebete und größere Heldenthaten.

(G. Heine's Werke, Bd. II, S. 380.)

§ Alle Religionen sind heilig, denn bei aller Verschiedenheit der äußeren Formen hegen sie doch ein und denselben heiligen Geist. Das ist die Religion der Religionen.

Verschiedenartige Geschichtsauffassung.

Das Buch der Geschichte findet mannigfaltige Auslegungen. Zwei ganz entgegengesetzte Ansichten treten hier besonders hervor. — Die Einen sehen in allen irdischen Dingen nur einen trostlosen Kreislauf; im Leben der Völker wie im Leben der Individuen, in diesem, wie in der organischen Natur überhaupt, sehen sie ein Wachsen, Blühen, Welken und Sterben: Frühling, Sommer, Herbst und Winter. „Es ist nichts Neues unter der Sonne!“ ist ihr Wahlspruch; und selbst dieser ist nichts Neues, da schon vor zwei Jahrtausenden der König des Morgenlandes ihn hervor gesetzt. Sie zucken die Achsel über unsere Civilisation, die doch endlich wieder der Barbarei weichen werde; sie schütteln den Kopf über unsere Freiheitskämpfe, die nur dem Aufkommen neuer Tyrannen förderlich seien; sie lächeln über alle Bestrebungen eines politischen Enthusiasmus, der die Welt besser und glücklicher machen will, und der doch am Ende erkühle und Nichts ge-

fruchtet; — in der kleinen Chronik von Hoffnungen, Nöthen, Mißgeschicken, Schmerzen und Freuden, Irrthümern und Enttäuschungen, womit der einzelne Mensch sein Leben verbringt, in dieser Menschengeschichte sehen sie auch die Geschichte der Menschheit. In Deutschland sind die Weltweisen der historischen Schule und die Poeten aus der Wolfgang=Goethe'schen Kunstperiode ganz eigentlich dieser Ansicht zugethan, und Letztere pflegen damit einen sentimentalen Indifferentismus gegen alle politischen Angelegenheiten des Vaterlandes allersüßlichst zu beschönigen. Eine zur Genüge wohlbekannte Regierung in Norddeutschland weiß ganz besonders diese Ansicht zu schätzen, sie läßt ordentlich Menschen darauf reisen, die unter den elegischen Ruinen Italiens die gemüthlich beschwichtigenden Fatalitätsgedanken in sich ausbilden sollen, um nachher, in Gemeinschaft mit vermittelnden Predigern christlicher Unterwürfigkeit, durch kühle Journalaufschläge das dreitägige Freiheitsfieber des Volkes zu dämpfen. Immerhin, wer nicht durch freie Geisteskraft emporsprießen kann, Der mag am Boden ranken; jener Regierung aber wird die Zukunft lehren, wie weit man kommt mit Ranken und Ränken.

Der oben besprochenen, gar fatalen fatalistischen Ansicht steht eine lichtere entgegen, die mehr mit der Idee einer Vorsehung verwandt ist, und wonach alle irdischen Dinge einer schönen Vervollkommenheit entgegen reifen, und die großen Helden und Heldenzeiten nur Staffeln sind zu einem höheren gottähnlichen Zustande des Menschengeschlechtes, dessen sittliche und politische Kämpfe endlich den heiligsten Frieden, die reinste Verbrüderung, und die ewigste Glückseligkeit zu Folge haben.

Das goldne Zeitalter, heißt es, liegt nicht hinter uns, sondern vor uns; wir seien nicht aus dem Paradiese vertrieben mit einem flammenden Schwerte, sondern wir müßten es erobern durch ein flammendes Herz, durch die Liebe; die Frucht der Erkenntnis gebe uns nicht den Tod, sondern das ewige Leben. — „Civilisation“ war lange Zeit der Wahlspruch bei den Jüngern solcher Ansicht. In Deutschland huldigte ihr vornehmlich die Humanitätsschule. Wie bestimmt die sogenannte philosophische Schule dahin zielt, ist männiglich bekannt. Sie war den Untersuchungen politischer Fragen ganz besonders förderlich, und als höchste Blüthe dieser Ansicht predigt man eine idealische Staatsform, die, ganz basiert auf Vernunftgründen, die Menschheit in letzter Instanz veredeln und beglücken soll. — Ich brauche wohl die begeisterten Kämpen dieser Ansicht nicht zu nennen. Ihr Hochstreben ist jedenfalls erfreulicher, als die kleinen Windungen niedriger Ranken; wenn wir sie einst bekämpfen, so geschehe es mit dem kostbarsten Ehrenschwerte, während wir einen rankenden Knecht nur mit der wahlverwandten Knute abfertigen werden.

Beide Ansichten, wie ich sie angedeutet, wollen nicht recht mit unseren lebendigsten Lebensgefühlen überein klingen; wir wollen auf der einen Seite nicht umsonst begeistert sein und das Höchste setzen an das unnütz Vergängliche; auf der anderen Seite wollen wir auch, daß die Gegenwart ihren Werth behalte, und daß sie nicht bloß als Mittel gelte, und die Zukunft ihr Zweck sei. Und in der That, wir fühlen uns wichtiger gestimmt, als daß wir uns nur als Mittel zu einem Zwecke betrachten möchten; es will uns über-

haupt bedünken, als seien Zweck und Mittel nur konventionelle Begriffe, die der Mensch in die Natur und in die Geschichte hinein gegrübelt, von denen aber der Schöpfer Nichts wusste, indem jedes Erschaffnis sich selbst bezweckt und jedes Ereignis sich selbst bedingt, und Alles, wie die Welt selbst, seiner selbst willen da ist und geschieht. — Das Leben ist weder Zweck noch Mittel; das Leben ist ein Recht. Das Leben will dieses Recht geltend machen gegen den erstarrenden Tod, gegen die Vergangenheit, und dieses Geltendmachen ist die Revolution. Der elegische Indifferentismus der Historiker und Poeten soll unsere Energie nicht lähmen bei diesem Geschäfte; und die Schwärmerei der Zukunftsbeglücker soll uns nicht verleiten, die Interessen der Gegenwart und das zunächst zu verfechtende Menschenrecht, das Recht zu leben, aufs Spiel zu setzen. — *Le pain est le droit du peuple*, sagte Saint-Just, und Das ist das größte Wort, das in der ganzen Revolution gesprochen worden.

In den „Göttern im Eril.“

(H. Heine's Werke, Band VII, S. 262.)

Über die Schicksale des alten Kriegsgottes Mars seit dem Siege der Christen weiß ich nicht Viel zu vermelden. Ich bin nicht abgeneigt zu glauben, daß er in der Feudalzeit das Faustrecht benutzt haben mag. Der lange Schimmelpennig, Neffe des Scharfrichters von Münster, begegnete ihm zu Bologna, wo sie eine Unterredung hatten, die ich an einem andern Orte mittheilen werde. Einige Zeit vorher diente er unter Frundsberg in der Eigenschaft eines Landsknechts, und war zugegen bei der Erstürmung von Rom, wo ihm gewiß bitter zu Muthe war, als er seine alte Lieblingsstadt und die Tempel, worin er selbst verehrt worden, so wie auch die Tempel seiner Verwandten, so schmähtlich verwüsten sah. Ebenfalls hieß es, daß er lange Zeit als Scharfrichter in Padua gehaust. Die darauf bezügliche Tradition will ich mit wenigen Worten hier mittheilen.

Ein junger Westfale, welcher Hans Werner hieß und um zu studieren nach Padua gereist war, hatte bei seiner Ankunft dort spät in der Nacht mit seinen Landsleuten pokuliert. Als er nach der Herberge zurück kehrend über den Marktplatz schritt, ergriff ihn eine so

ü bermüthige Laune, daß er sein Schwert aus der Scheide zog, es an den Steinen wegte und laut ausrief: „Wer mit mir fechten will, Der komme!“ Der menschenleere Marktplatz glänzte still im Mondschein und die Glocke schlug Mitternacht. Hans Werner wegte immerfort sein Schwert, daß es klang und klirrte, und rief nochmals seine Ausforderung. Als er zum dritten Male die freveln Worte gerufen, nahte sich ein Mann von hoher Gestalt, der unter einem rothen Mantel ein breites, blankes Schwert hervor zog und schweigend damit einhieb auf den fecken Westfalen. Dieser setzte sich gleich zur Wehr, schlug seine besten Quartan und noch besseren Quinten, aber vergebens; er konnte seinen Gegner weder verwunden, noch entwaffnen. Des unnützen Kampfes müde, hielt Hans Werner endlich inne und sprach: „Du bist kein lebender Mensch, denn meine Mutter hat einen so guten Segen über meine Waffen gesprochen, daß mir kein lebender Mensch widerstehen kann, du bist also entweder ein Teufel oder ein Todter.“ — „Ich bin weder das Eine noch das Andre,“ antwortete Jener. „Ich bin der Gott Mars, und stehe als Scharfrichter im Dienste der Republik Venedig. Dieses ist mein Nichtschwert. Es ist mir ganz Recht, daß man eine abergläubische Scheu hegt vor jeder Berührung mit mir, und das langweilige Tagesvolk bleibt mir vom Leibe. Es fehlt mir jedoch nicht an Umgang, und gar heute Nacht habe ich den Vorsitz bei einem Bankett, welches die schönsten Damen mit ihrer Gegenwart beehren werden. Komm mit, wenn du keine Furcht hast!“ — „Ich habe keine Furcht,“ antwortete Jener, „und nehme die Einladung mit Vergnügen an.“

Arm in Arm schritten nun Beide durch die öden Gassen, hinaus vors Thor, und nachdem sie eine Strecke gewandert, gelangten sie zu einem erleuchteten Garten. Als sie hinein traten, gewahrte Hans Werner gepuzte Gruppen, die unter den Bäumen sich ergingen und wisperten. Manche hatten einen ganz eigenthümlichen Gang, und da war besonders ein langer Mensch, dessen Beine beständig krampfhaft zuckten, als hätte er das Zipperlein, und auch den Kopf immer schief auf einer Seite trug. „Ist Das Spaß oder Krankheit?“ frug der Westfale seinen Gefährten, indem er darauf hindeutete. „Das kommt vom Gehentwerden,“ antwortete Letzterer ganz trocken. „Was fehlt aber jenen beiden Personen,“ fuhr Hans Werner fort, „die so mühsam, wie mit gebrochenen Gliedern, einher schwanken?“ — „Es fehlt ihnen gar Nichts,“ erhielt er zur Antwort; „wenn man gerädert worden ist, behält man auch nach dem Tode eine gewisse schlottrige Bewegung.“ Auch die Damen hatten ein sonderbares Ansehen. Sie waren außerordentlich kostbar gekleidet, nach den bunten Moden damaliger Zeit, nur etwas abenteuerlich übertrieben, und ihr Putz und ihr ganzes Wesen offenbarte eine frevelhafte, verruchte Üppigkeit. Manche waren darunter von außerordentlicher Schönheit, die Gesichter mehr oder minder roth geschminkt. Doch bei einigen kam eine kreideweiße Blässe zum Vorschein, und um die Lippen schwebte ein Lächeln, das zugleich schmerzlich und höhnisch. Der junge Westfale ergötzte sein Herz an dem Anblick dieser schönen Weiber, und als man zu Tische ging, gab er einer jungen Blondine, die ihm besonders wohlgefiel, den Arm. Man speiste auf einer Terrasse, oder vielmehr

auf einem hohen Biered, welches von Lampen- und Blumenguirlanden eingefasst; die Gesellschaft bestand aus einigen fünfzig Personen, und der Gefährte des jungen Deutschen saß gleichsam als Wirth am Oberende der Tafel. Er selber saß an der Seite der jungen Blondine, die sehr witzig war und durchaus nicht spröde schien, wenn auch seine Galanterien sehr stark gefärbt. Auch hier finden wir wieder den unheimlichen Umstand, daß das Salz fehlte. Auch noch andre Sonderbarkeiten mußten dem jungen Deutschen bei Tische auffallen. Er sah nämlich viele schwarze Vögel, Raben und Dohlen, umher flattern, die sogar auf die Häupter der Gäste herab schossen und ihnen die Frisur zerpickten; nur mit vieler Mühe wurden sie verschucht. Bei mehreren Damen, deren Krause sich verschoben, bemerkte der junge Westfale einen breiten blutrothen Streif, der sich rund um den Hals zog. „Was ist Das?“ frug er seine Nachbarin. Diese öffnete die Häkchen ihres Mieders, und an ihrem Halse kam ein ähnlicher blutrother Streif zum Vorschein, und sie antwortete: „Das kommt vom Geköpftwerden.“ — Ich übergehe das grauenhaft wolüstige Ereignis, womit das Fest schloß, und den blutigen Spaß, womit der heidnische Gott seine Gäste zuletzt regalierte. Die Geschichte endigt ungefähr wie die, welche ich zuerst erzählte: der Held, welcher in den Armen seiner Schönen eingeschlafen, erwacht des Morgens auf der Schädelstätte des Hochgerichts.

Briefe über Deutschland.

Erster Brief.

Sie, mein Herr, haben unlängst in der Revue des deux Mondes, bei Gelegenheit einer Kritik gegen Ihre Frankfurter Landsmännin Bettina Arnim, mit einer Begeisterung auf die Verfasserin der „Corinna“ hingewiesen, die gewiß aus wahrhaften Gefühlen hervor ging; denn Sie haben zeigen wollen, wie sehr sie die heutigen Schriftstellerinnen, namentlich die Mères d’Eglise und die Mères des compagnons überragt. Ich theile in dieser Beziehung nicht Ihre Meinungen, die ich hier nicht widerlegen will, und die ich überall achten werde, wo sie nicht dazu beitragen können, in Frankreich irrige Ansichten über Deutschland, seine Zustände und ihre Repräsentanten, zu verbreiten. Nur in dieser Absicht trat ich bereits vor zwölf Jahren dem Buche der Frau von Staël „De l’Allemagne“ in einem eignen Buche entgegen, welches denselben Titel führte. An dieses Buch knüpfte ich eine Reihe von Briefen, deren erster Ihnen gewidmet sein soll.

Ja, das Weib ist ein gefährliches Wesen. Ich weiß ein Lied davon zu singen. Auch Andre machen diese bittere Erfahrung, und noch gestern erzählte mir ein Freund in dieser Beziehung eine furchtbare Geschichte. Er hatte in der Kirche Saint-Méry einen jungen deutschen Maler gesprochen, der geheimnisvoll zu ihm sagte: „Sie haben Madame la Comtesse de** in einem deutschen Artikel angegriffen. Sie hat es erfahren, und Sie sind ein Mann des Todes, wenn es wieder geschieht. Elle a quatre hommes, qui ne demandent pas mieux que d'obéir à ses ordres.“ Ist Das nicht schrecklich? Klingt Das nicht wie ein Schauer- und Nachtstück von Anna Radcliffe? Ist diese Frau nicht eine Art Tour de Nesle? Sie braucht nur zu nicken, und vier Spadassins stürzen auf dich zu und machen dir den Garaus, wenn auch nicht physisch, doch gewiß moralisch. Wie kommt aber diese Dame zu einer solchen düstern Gewalt? Ist sie so schön, so reich, so vornehm, so tugendhaft, so talentvoll, daß sie einen so unbedingten Einfluß auf ihre Seiden ausübt, und Diese ihr blindlings gehorchen? Nein, diese Gaben der Natur und des Glücks besitzt sie nicht in allzu hohem Grade. Ich will nicht sagen, daß sie häßlich sei; kein Weib ist häßlich. Aber ich kann mit Fug behaupten, daß, wenn die schöne Helena so ausgesehen hätte wie jene Dame, so wäre der ganze trojanische Krieg nicht entstanden, die Burg des Priamus wäre nicht verbrannt worden, und Homer hätte nimmermehr besungen den

Zorn des Peliden Achilles. Auch so vornehm ist sie nicht, und das Ei, woraus sie hervor getrochen, hatte weder ein Gott gezeugt, noch eine Königstochter ausgebrütet; auch in Bezug auf die Geburt kann sie nicht mit der Helena verglichen werden; sie ist einem bürgerlichen Kaufmannshause zu Frankfurt entsprungen. Auch ihre Schätze sind nicht so groß wie die, welche die Königin von Sparta mitbrachte, als Paris, welcher die Zither so schön spielte (das Piano war damals noch nicht erfunden), sie von dort entführte; im Gegentheil, die Fournisseurs der Dame seufzen, sie soll ihr letztes Katelier noch schuldig sein. Nur in Bezug auf die Tugend mag sie der berühmten Madame Menelaus gleichgestellt werden.

Ja, die Weiber sind gefährlich; aber ich muß doch die Bemerkung machen, daß die schönen lange nicht so gefährlich sind wie die häßlichen. Denn Jene sind gewohnt, daß man ihnen die Cour mache, Letztere aber machen jedem Manne die Cour und gewinnen dadurch einen mächtigen Anhang. Namentlich ist Dies in der Literatur der Fall. Ich muß hier zugleich erwähnen, daß die französischen Schriftstellerinnen, die jetzt am meisten hervor ragen, alle sehr hübsch sind. Da ist George Sand, der Autor des Essai sur le développement du dogme catholique, Delphine Girardin, Madame Merlin, Louise Collet — lauter Damen, die alle Witzeleien über die Grazienlosigkeit der bas bleux zu Schanden machen, und denen wir, wenn wir ihre Schriften des Abends im Bette lesen, gern persönlich die Beweise unseres Respekts darbringen möchten. Wie schön ist George Sand und wie wenig

gefährlich, selbst für jene bösen Katzen, die mit der einen Pfote sie gestreichelt und mit der andern sie gekragt, selbst für die Hunde, die sie am wüthendsten anbellten; hoch und milde schaut sie auf diese herab, wie der Mond. Auch die Fürstin Belgiojoso, diese Schönheit, die nach Wahrheit lechzt, kann man ungestraft verletzen; es steht Jedem frei, eine Madonna von Rafael mit Roth zu bewerfen, sie wird sich nicht wehren. Madame Merlin, die nicht bloß von ihren Feinden, sondern sogar von ihren Freunden immer gut spricht, kann man ebenfalls ohne Gefahr beleidigen; gewohnt an Huldigungen, ist die Sprache der Rohheit ihr fast fremd, und sie sieht dich an verwundert. Die schöne Muse Delphine, wenn du sie beleidigst, ergreift ihre Leier, und ihr Zorn ergießt sich in einem glänzenden Strom von Alexandrinern. Sagst du etwas Mißfälliges über Madame Collet, so ergreift sie ein Küchenmesser und will es dir in den Leib stoßen. Das ist auch nicht gefährlich. Aber beleidige nicht die Comtesse **! Du bist ein Kind des Todes. Vier Vermummte stürzen auf dich ein — vier *souteneurs littéraires* — Das ist die *Tour de Nesle* — du wirst erstochen, erwürgt, ersäuft — den andern Morgen findet man deine Leiche in den *Entrefilets* der Presse.

Ich kehre zurück zu Frau von Staël, welche nicht schön war, und dem großen Kaiser Napoleon sehr viel Böses zusügte. Sie beschränkte sich nicht darauf, Bücher gegen ihn zu schreiben, sondern sie suchte ihn auch durch nicht-literarische Mittel zu befehden, sie war einige Zeit die Seele diplomatischer Intrigen, welche der Koalition gegen Napoleon voran gingen: auch sie wusste

ihrem Feinde einige Spadassins auf den Hals zu jagen, welche freilich keine Balets waren, wie die Champions der erwähnten Dame, sondern Könige. Napoleon unterlag, und Frau von Staël zog siegreich ein in Paris mit ihrem Buche „De l'Allemagne“ und einigen hunderttausend Deutschen, die sie gleichsam als eine lebendige Illustration ihres Buches mitbrachte.

Seit der Zeit sind die Franzosen Christen geworden, und Romantiker, und Burggrafen. Das ginge mich am Ende Nichts an, und ein Volk hat wohl das Recht, so langweilig und lauwarm zu werden, wie ihm beliebt, um so mehr, da es bisher das geistreichste und heldenmüthigste war, das jemals auf dieser Erde geschanzet und gekämpft hatte. Aber ich bin doch bei jener Umwandlung etwas interessiert, denn als die Franzosen dem Satan und seiner Herrlichkeit entsagten, haben sie auch die Rheinprovinzen abgetreten, und ich ward bei dieser Gelegenheit ein Preuße. Ja, so schrecklich das Wort klingt, ich bin es, ich bin ein Preuße, durch das Recht der Eroberung. Nur mit Noth, als es nicht länger auszuhalten war, gelang es mir, meinen Bann zu brechen, und seitdem lebe ich als Prussien liberé hier in Paris, wo es gleich nach meiner Ankunft eine meiner wichtigsten Beschäftigungen war, dem herrschenden Buche der Frau von Staël den Krieg zu machen.

Ich that Dieses in einer Reihe Artikel, welches ich bald darauf als vollständiges Buch unter dem Titel „De l'Allemagne“ herausgab. Es fällt mir nicht ein, durch diese Titelwahl mit dem Buche der berühmten Frau in eine literarische Rivalität treten zu wollen.

Ich bin einer der größten Bewunderer ihrer geistigen Fähigkeiten, sie hat Genie, aber leider hat dieses Genie ein Geschlecht, und zwar ein weibliches. Es war meine Pflicht als Mann, jenem brillanten Kankan zu widersprechen, der um so gefährlicher wirkte, da sie in ihren deutschen Mittheilungen eine Masse von Dingen vorbrachte, die in Frankreich unbekannt, und durch den Reiz der Neuheit die Geister bezauberte. Ich ließ mich auf die einzelnen Irrthümer und Fälschungen nicht ein, und beschränkte mich, zunächst den Franzosen zu zeigen, was eigentlich jene romantische Schule bedeutete, die Frau von Staël so sehr rühmte und feierte. Ich zeigte, daß sie nur aus einem Haufen Würmern bestand, die der heilige Fischer zu Rom sehr gut zu benutzen weiß, um damit Seelen zu fördern. Seitdem sind auch vielen Franzosen in dieser Beziehung die Augen aufgegangen, und sogar sehr christliche Gemüther haben eingesehen, wie sehr ich Recht hatte, ihnen in einem deutschen Spiegel die Umtriebe zu zeigen, die auch in Frankreich umher schlichen, und jetzt kühner als je das geschorene Haupt erheben.

Dann wollte ich auch über die deutsche Philosophie eine wahre Auskunft geben, und ich glaube, ich hab' es gethan. Ich hab' unumwunden das Schulgeheimnis ausgeplaudert, das nur den Schülern der ersten Klasse bekannt war, und hier zu Lande stuzte man nicht wenig über diese Offenbarung. Ich erinnere mich, wie Pierre Leroux mir begegnete und mir offen gestand, daß auch er immer geglaubt habe, die deutsche Philosophie sei ein gewisser mystischer Nebel, und die deutschen Philosophen seien eine Art frommer Seher, die nur Gottes-

furcht athmeten. Ich habe freilich den Franzosen keine ausführliche Darstellung unserer verschiedenen Systeme geben können — auch liebte ich sie zu sehr, als daß ich sie dadurch langweilen wollte — aber ich habe ihnen den letzten Gedanken verrathen, der allen diesen Systemen zu Grunde liegt, und der eben das Gegentheil ist von Allem, was wir bisher Gottesfurcht nannten. Die Philosophie hat in Deutschland gegen das Christenthum denselben Krieg geführt, den sie einst in der griechischen Welt gegen die ältere Mythologie geführt hat, und sie erfocht hier wieder den Sieg. In der Theorie ist die heutige Religion eben so aufs Haupt geschlagen, sie ist in der Idee getödtet, und lebt nur noch ein mechanisches Leben, wie eine Fliege, der man den Kopf abgeschnitten, und die es gar nicht zu merken scheint, und noch immer wohlgemuth umher fliegt. Wie viel' Jahrhunderte die große Fliege, der Katholicismus, noch im Bauche hat (um wie Cousin zu reden), weiß ich nicht, aber es ist von ihm gar nicht mehr die Rede. Es handelt sich weit mehr von unserem armen Protestantismus, der, um seine Existenz zu fristen, alle möglichen Concessionen gemacht, und dennoch sterben muß: es half ihm Nichts, daß er seinen Gott von allem Anthropomorphismus reinigte, daß er ihm durch Ueberlässe alles sinnliche Blut auspumpfte, daß er ihn gleichsam filtrirte zu einem reinen Geiste, der aus lauter Liebe, Gerechtigkeit, Weisheit und Tugend besteht — Alles half Nichts, und ein deutscher Porphyrius, genannt Feuerbach (auf Französisch fleuve de flamme) moquiert sich nicht wenig über diese Attribute des „Gott-Reiner-Geist“, dessen Liebe kein besonderes Lob verdiene, da er ja keine menschliche Galle

habe; dem die Gerechtigkeit ebenfalls nicht Viel koste, da er keinen Magen habe, der gefüttert werden muß per fas et nefas; dem auch die Weisheit nicht hoch anzurechnen sei, da er durch keinen Schnupfen gehindert werde im Nachdenken; dem es überhaupt schwer fallen würde, nicht tugendhaft zu sein, da er ohne Leib ist! Ja, nicht bloß die protestantischen Rationalisten, sondern sogar die Deisten sind in Deutschland geschlagen, indem die Philosophie eben gegen den Begriff „Gott“ alle ihre Katapulte richtete, wie ich eben in meinem Buche „De l'Allemagne“ gezeigt habe.

Man hat mir von mancher Seite gezürnt, daß ich den Vorhang fortriß von dem deutschen Himmel und Jedem zeigte, daß alle Gottheiten des alten Glaubens daraus verschwunden, und daß dort nur eine alte Jungfer sitzt mit bleiernen Händen und traurigem Herzen: die Nothwendigkeit. — Ach! ich habe nur früher gemeldet, was doch später Jeder erfahren mußte, und was damals so befremdlich klang, wird jetzt auf allen Dächern gepredigt jenseits des Rheines. Und in welchem fanatischen Tone manchmal werden die antireligiösen Predigten abgehalten! Wir haben jetzt Mönche des Atheismus, die Herrn von Voltaire lebendig braten würden, weil er ein verstoßter Deist sei. Ich muß gestehen, diese Musik gefällt mir nicht, aber sie erschreckt mich auch nicht, denn ich habe hinter dem Maëstro gestanden, als er sie komponierte, freilich in sehr undeutlichen und verschörkelten Zeichen, damit nicht Jeder sie entziffre — ich sah manchmal, wie er sich ängstlich umschaute, aus Furcht, man verstünde ihn. Er liebte mich sehr, denn er war sicher, daß ich

ihn nicht verrieth; ich hielt ihn damals sogar für servil. Als ich einst unmutig war über das Wort: „Alles, was ist, ist vernünftig“, lächelte er sonderbar und bemerkte: „Es könnte auch heißen: „Alles, was vernünftig ist, muß sein.““ Er sah sich hastig um, beruhigte sich aber bald, denn nur Heinrich Beer hatte das Wort gehört. Später erst verstand ich solche Redensarten. So verstand ich auch erst spät, warum er in der Philosophie der Geschichte behauptet hatte: das Christenthum sei schon deshalb ein Fortschritt, weil es einen Gott lehre, der gestorben, während die heidnischen Götter von keinem Tode Etwas wußten. Welch ein Fortschritt ist es also, wenn der Gott gar nicht existiert hat!

Mit dem Umsturz der alten Glaubensdogmen ist auch die ältere Moral entwurzelt. Die Deutschen werden doch noch lange an letztere halten. Es geht ihnen wie gewissen Damen, die bis zum vierzigsten Jahre tugendhaft waren, und es nachher nicht mehr der Mühe werth hielten, das schöne Laster zu üben, wenn auch ihre Grundsätze laxer geworden. Die Vernichtung des Glaubens an den Himmel hat nicht bloß eine moralische, sondern auch eine politische Wichtigkeit: die Massen tragen nicht mehr mit christlicher Geduld ihr irdisches Elend, und legen nach Glückseligkeit auf Erden. Der Kommunismus ist eine natürliche Folge dieser veränderten Weltanschauung, und er verbreitet sich über ganz Deutschland. Es ist eine eben so natürliche Erscheinung, daß die Proletarier in ihrem Ankampf gegen das Bestehende die fortgeschrittensten Geister, die Philosophen der großen Schule, als Führer besitzen; Diese gehen über von

der Doktrin zur That, dem letzten Zweck alles Denkens, und formulieren das Programm. Wie lautet es? Ich hab' es längst geträumt und ausgesprochen in den Worten: „Wir wollen keine Sanskülotten sein, keine frugale Bürger, keine wohlfeile Präsidenten; wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeseligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödien.“ Diese Worte stehen in meinem Buche „De l'Allemagne“, wo ich bestimmt voraus gesagt habe, daß die politische Revolution der Deutschen aus jener Philosophie hervor gehen wird, deren Systeme man so oft als eitel Scholastik verschrien. Ich hatte leicht prophezeien! Ich hatte ja gesehen, wie die Drachenzähne gesät wurden, aus welchen heute die geharnischten Männer empor wachsen, die mit ihrem Waffengegimmel die Welt erfüllen, aber auch leider sich unter einander würgen werden!

Seitdem das mehrerwähnte Buch erschienen, habe ich für das Publikum Nichts über Deutschland veröffentlicht. Wenn ich heute mein langes Stillschweigen breche, so geschieht es weniger, um die Bedürfnisse des eignen Herzens zu befriedigen, als vielmehr um den dringenden Wünschen meiner Freunde zu genügen. Diese sind manchmal weit mehr, als ich, indigniert über die brillante Unwissenheit, die in Bezug auf deutsche Geistergeschichte hier zu Lande herrscht, eine Unwissenheit, die von unseren Feinden mit großem Erfolg ausgebeutet wird. Ich sage: von unseren

Feinden, und verstehe darunter nicht jene armseligen Geschöpfe, die von Zeitungsbüreau zu Zeitungsbüreau haustieren gehen, und rohe, absurde Verleumdungen feilbieten, und einige sogenannte Patrioten als Allumeurs mit sich schleppen: diese Leute können auf die Länge nicht schaden, sie sind zu dumm, und sie werden es noch dahin bringen, daß die Franzosen am Ende in Zweifel ziehen, ob wir Deutschen wirklich das Pulver erfunden haben. Nein, unsere wahrhaft gefährlichen Feinde sind jene Familiaren der europäischen Aristokratie, die unter allerlei Vermummungen, sogar in Weiberröcken, uns überall nachschleichen, um im Dunkeln unsern guten Reumund zu meucheln. Die Männer der Freiheit, die in der Heimat dem Kerker, der geheimen Hinrichtung oder jenen kleinen Verhaftsbefehlen, welche das Reisen so unsicher und unbequem machen, glücklich entronnen sind, sollen hier in Frankreich keine Ruhe finden, und die man leiblich nicht mißhandeln konnte, sollen wenigstens ihren Namen tagtäglich beschimpft und gekreuzigt sehen.

.
.
.



Die Februarrevolution.

Paris, den 3. März 1848.

Ich habe Ihnen über die Ereignisse der drei großen Februartage noch nicht schreiben können, denn der Kopf war mir ganz betäubt. Beständig Getrommel, Schießen und Marseillaise. Letztere, das unaufhörliche Lied, sprengte mir fast das Gehirn, und ach! das staatsgefährlichste Gedankengesinde, das ich dort seit Jahren eingekerkert hielt, brach wieder hervor. Um den Aufruhr, der in meinem Gemüthe entstand, einigermaßen zu dämpfen, summt' ich zuweilen vor mich hin irgend eine heimatlich fromme Melodie, z. B. „Heil dir im Siegerkranz“ oder „Üb du nur Treu und Redlichkeit“ — vergebens! der welsche Teufelsgesang überdröhnte in mir alle bessern Laute. Ich fürchte, die dämonischen Freveltöne werden in Bälde auch euch zu Ohren kommen und ihr werdet ebenfalls ihre verlockende Macht erfahren. So ungefähr muß das Lied geklungen haben, das der Rattenfänger von Hameln piff. Wiederholt sich der große Autor? Geht ihm die Schöpfungskraft aus? Hat er das Drama, das er uns vorigen Februar zum Besten gab, nicht schon vor achtzehn Jahren ebenfalls zu Paris aufführen lassen unter dem Titel „die Juliusrevolution“? Aber ein gutes Stück kann man zweimal sehen. Jedenfalls ist es verbessert und vermehrt, und zumal der Schluß ist neu und ward mit

rauschendem Beifall aufgenommen. Ich hatte einen guten Platz, um der Vorstellung beizuwohnen, ich hatte gleichsam einen Sperrsiß, da die Straße, wo ich mich befand, von beiden Seiten durch Barrikaden gesperrt wurde. Nur mit knapper Noth konnte man mich wieder nach meiner Behausung bringen. Gelegenheit hatte ich hier vollauf, das Talent zu bewundern, das die Franzosen bei dem Bau ihrer Barrikaden beurfunden. Jene hohen Bollwerke und Verschanzungen, zu deren Anfertigung die deutsche Gründlichkeit ganze Tage bedürfte, sie werden hier in einigen Minuten improvisiert, sie springen wie durch Zauber aus dem Boden hervor, und man sollte glauben, die Erdgeister hätten dabei unsichtbar die Hand im Spiel. Die Franzosen sind das Volk der Geschwindigkeit. Die Heldenthaten, die sie in jenen Februartagen verrichteten, erfüllen uns ebenfalls mit Erstaunen, aber wir wollen uns doch nicht davon verblüffen lassen. Auch andere Leute haben Muth: der Mensch ist seiner Natur nach eine tapfere Bestie. Die Todesverachtung, womit die französischen Duvriers gekochten haben, sollte uns eigentlich nur deshalb in Verwunderung setzen, weil sie keineswegs aus einem religiösen Bewusstsein entspringt und keinen Halt findet in dem schönen Glauben an ein Jenseits, wo man den Lohn dafür bekommt, daß man hier auf Erden für's Vaterland gestorben ist. Eben so groß wie die Tapferkeit, ich möchte auch sagen eben so uneigennützig, war die Ehrlichkeit, wodurch jene armen Leute in Kittel und Lumpen sich auszeichneten. Ja, ihre Ehrlichkeit war uneigennützig, und dadurch verschieden von jener krämerhaften Berechnung, wonach durch ausdauernde Ehr-

lichkeit mehr Kunden und Gewinn entsteht, als durch die Befriedigung diebischer Gelüste, die uns am Ende doch nicht weit fördern — ehrlich währt am längsten. Die Reichen waren nicht wenig darüber erstaunt, daß die armen Hungerleider, die während drei Tagen in Paris herrschten, sich doch nie an fremdem Eigenthum vergriffen. Die Reichen zitterten für ihre Geldkassen und machten große Augen, als nirgends gestohlen wurde. Die Strenge, womit das Volk gegen etwelche Diebe verfuhr, die man auf der That ertappte, war Manchen sogar nicht ganz recht, und es ward gewissen Leuten beinahe unheimlich zu Muth, als sie vernahmen, daß man Diebe auf der Stelle erschiesse. Unter einem solchen Regimente, dachten sie, ist man am Ende doch seines Lebens nicht sicher. Zerstört ward Vieles von der Volkswuth, zumal im Palais-royal und in den Tuileries, geplündert ward nirgends. Nur Waffen nahm man, wo man sie fand, und in jenen königlichen Pallästen ward auch dem Volk erlaubt, die vorgefundenen Lebensmittel sich zuzueignen. Ein Junge von fünfzehn Jahren, der in unserm Hause wohnte und sich mitgeschlagen, brachte seiner kranken Großmutter einen Topf Konfitüren mit, die er in den Tuileries eroberte. Der kleine Held hatte Nichts davon genascht und brachte den Topf unerbrochen nach Haus. Wie freute er sich, als die alte Frau die Konfitüren Ludwig Philipp's, wie er sie nannte, so äußerst wohlschmeckend fand! Armer Ludwig Philipp! In so hohem Alter wieder zum Wanderstab greifen! Und in das nebelkalt England, wo die Konfitüren des Exils doppelt bitter schmecken!

Waterloo.

Unterdrückte Blätter aus den „Geständnissen“.

(S. Heine's Werke, Bd. XIV, S. 234.)

Es sind nicht bloß die Franzosen und der Kaiser, welche zu Waterloo unterlagen — die Franzosen stritten dort freilich für ihren eignen Herd, aber sie waren zu gleicher Zeit die heiligen Kohorten, welche die Sache der Revolution vertraten, und ihr Kaiser kämpfte hier nicht sowohl für seine Krone, als auch für das Banner der Revolution, das er trug; er war der Gonfaloniere der Demokratie, wie Wellington der Fahnenjunker der Aristokratie war, als Beider Heere auf dem Blachfelde von Waterloo sich gegenüber standen — Und diese letztere siegte, die schlechte Sache des verjährten Vorrechts, der servile Knechtsinn und die Lüge triumphierten, und es waren die Interessen der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderschaft, der Wahrheit und der Vernunft, es war die Menschheit, welche zu Waterloo die Schlacht verloren. Wir in Deutschland, wir waren nicht die Düpés jener plenipotentiarischen Tartüffe, welche, mit der rohen Übermacht die feige Heuchelei verbindend, in ihren Proklamationen erklärten, daß sie nur gegen einen einzigen

Menschen, der Napoleon Bonaparte heiße, den Krieg führten: wir wußten sehr gut, daß man, wie das Sprichwort sagt, auf den Sack schlägt und den Esel meint, daß man in jenem einzigen Mann auch uns schlug, auch uns verhöhnte, uns kreuzigte, daß der „Bellerophon“ auch uns transportierte, daß Hudson Lowe auch uns quälte, daß der Marterfelsen von Sanct Helena unser eignes Golgatha war, und unsre erste Leidensstation Waterloo hieß!

Waterloo! fataler Name! Es vergingen viele Jahre, und wir konnten diesen Namen nicht nennen hören, ohne daß alle Schlangen des ohnmächtigen Zorns in unsrer Brust aufzischten, und uns die Ohren gellten wie vom Hohngelächter unsrer Feinde. Ihren Speichel fühlten wir alsdann auf den erröthenden Wangen — Gottlob, der schöne Zauber ist jetzt gebrochen, und die herzerreißende, verzweiflungsvolle Bedeutung jenes Namens ist jetzt verschwunden!

Welchem miraculösen Ereignisse wir die Befreiung vom Waterloo=Alp verdanken, ist bekannt. Schon durch die Juliusrevolution ward uns eine große Satisfaction gewährt, sie war jedoch nicht komplet; es war nur Balsam für die alte Wunde, die aber noch nicht vernarben konnte. Die Franzosen hatten freilich die ältere Bourbonenlinie weggejagt, welche mit dem doppelten Unglück behaftet war, daß sie den Besiegten von den fremden Siegern aufgedrungen worden, nachdem dieses alte, abgelebte Königsgeschlecht vorher die schrecklichste Beleidigung in Frankreich erduldet hatte. Die schmachvolle Hinrichtung des gutmüthigen und menschenfreundlichen Ludwig's XVI., dieses schauderhafte Vergehen,

konnte zwar bei den Beleidigten Verzeihung finden, aber nimmermehr bei den Beleidigern; denn der Beleidiger verzeiht nie. Der 21. Januar war in der That ein zu unvergeßliches Datum, als daß ein Franzose ruhig schlafen konnte, so lange ein Bourbone von der ältern Linie auf dem Throne Frankreichs saß; diese Linie war unmöglich geworden, und mußte früh oder spät, gleich einem Geschwür, aus dem französischen Staatskörper ausgeschnitten werden, ganz so wie es den Stuarts in England geschah, als dort ähnliche Ursachen der Scham und des Mißtrauens obwalteten. Ludwig Philipp und seine Familie war möglich, weil sein Vater an dem Nationalvergehen Theil genommen, und er selbst zu den Vorkämpfern der Revolution einst gehörte. Ludwig Philipp war ein großer und edler König. Er besaß alle bürgerlichen Tugenden eines Bourgeois und kein einziges Laster eines Grand Seigneur. Er saß gut zu Pferd, und hatte zu Jemappes und Valmy gefochten. Frau von Genlis leitete seine Erziehung, und er war wissenschaftlich gebildet wie ein Gelehrter; auch konnte er im Falle der Noth durch Unterricht in der Mathematik sein Brot verdienen, oder einen Bedienten, den der Schlag getroffen, gleich zur Ader lassen, weshalb er auch ein Feldscherer-Etui beständig bei sich trug. Er war höflich, großmüthig, und verzieh eben so wohl seinen legitimistischen Verleumdern, wie seinen republikanischen Meuchelmördern; er fürchtete nicht die Kugeln, womit die eigne Brust bedroht war, doch als es galt, auf das Volk schießen zu lassen, überschlich ihn die alte philanthropische Weichherzigkeit, und er warf die Krone von sich, ergriff seinen Hut und nahm seinen alten Regenschirm

und seine Frau unter den Arm, und empfahl sich. Er war ein Mensch. Fabelhaft groß war sein Reichthum, und doch blieb er arbeitsam wie der ärmste Handwerker. Er war vacciniert; ist auch nie von den Pocken heimgesucht worden. Er war gerecht, und brach nie den Eid, den er den Gesetzen geschworen. Er gab den Franzosen achtzehn Jahre Frieden und Freiheit. Er war genügsam, keusch, und hatte nur eine einzige Geliebte, welche Marie Amalie hieß. Er war tolerant und liebte die Jesuiten nicht. Er war das Muster eines Königs, ein Marc Aurel mit einem modernen Toupet, ein gekrönter Weiser, ein ehrlicher Mann — Und dennoch konnten ihn die Franzosen auf die Länge nicht behalten, denn er war nicht nationalen Ursprungs, er war nicht der Erwählte des Volks, sondern einer kleinen Koterie von Geldmenschen, die ihn auf den vakanten Thron gesetzt, weil er ihnen die beste Garantie ihrer Besitzthümer dünkte, und weil bei dieser Besetzung keine große Einrede von Seiten der europäischen Aristokratie zu befürchten stand, die ja einst nicht so sehr aus Liebe für Ludwig XVIII., als vielmehr aus Haß gegen Napoleon, den Einzigen, gegen den sie Krieg zu führen vorgab, die Restauration betrieben hatte. Ganz recht war es freilich den Fürsten des Nordens nicht, daß ihre Protegés so ohne Umstände fortgejagt wurden, aber sie hatten Dieselben nie wahrhaft geliebt; Ludwig Philipp's Quasi-Legitimität, seine erlauchte Geburt und sein sanftes Dulden erweichte endlich die hohen Unzufriedenen, und sie ließen sich den gallischen Hahn gefallen — weil er kein Adler war.

Obgleich wir gern zugeben, daß man dem König

Ludwig Philipp großes Unrecht gethan, daß man ihn mit dem unwürdigsten Undank behandelt, daß er ein wahrer Märtyrer war, und daß die Februarrevolution überhaupt sich als ein beklagenswerthes Ereignis auswies, das unsäglich viel Unheil über die Welt brachte, so müssen wir nichtsdestoweniger gestehen, daß sie wieder für die Franzosen, deren Nationalgefühl dadurch erhoben worden, so wie auch für die Demokratie im Allgemeinen, deren ideales Bewusstsein sich daran stärkte, eine große Genugthuung war. Doch vollständig war diese letztere noch nicht, und sie schlug bald über in eine klägliche Demüthigung. Dieses verschuldeten jene ungetreuen Mandatare des Volks, die den großen Akt der Volkssouveränität, der ihnen die unumschränkste Macht verlieh, durch ihr Ungeschick oder ihre Feigheit oder ihr Doppelspiel verzettelten. Ich will nicht sagen, daß sie schlechte Menschen waren; im Gegentheil, es wäre uns besser ergangen, wenn wir entschiedenen Böfewichtern in die Hände gefallen wären, die energisch und konsequent gehandelt und vielleicht viel Blut vergossen, aber etwas Großes für das Volk gethan hätten. Ein ungeheures Verbrechen begingen jene guten Leute und schlechten Musikanten, die sich aus Ehrgeiz im Augenblick des entsetzlichsten Sturmes ans Steuerruder des Staates drängten, und, ohne die geringsten Kenntnisse politischer Nautik, das Kommando des Schiffes übernahmen, als einzige Boussole nur ihre Eitelkeit konsultierend. Unvermeidlich war der Schiffbruch.

Gleich in der ersten Stunde der provisorischen Regierung, die sich eben diesen Namen gab, offenbarte sich das Unvermögen der kleinen Menschen. Schon dieser

Name „Provisorische Regierung“ bekundete officiell ihr Zagnis und annullierte von vornherein Alles, was sie etwa Tüchtiges für das vertrauende Volk, das ihnen die höchste Gewalt ertheilte und sie mit einer Leibgarde von 300,000 Mann beschützte, thun konnten. Nie hat das Volk, das große Waisenkind, aus dem Glückstopf der Revolution miserablere Nieten gezogen, als die Personen waren, welche jene provisorische Regierung bildeten. Es befanden sich unter ihnen miserable Komödianten, die bis aufs Haar, bis auf die Farbe des Barthaars, jenen Heldenspielern des Liebhabertheatres glichen, das uns Shakespeare im „Sommernachtstraum“ so ergötzlich vorführt. Diese täppischen Gesellen hatten in der That vor Nichts mehr Angst, als daß man ihr Spiel für Ernst halten möchte, und Snug der Tischler versicherte im Voraus, daß er kein wirklicher Löwe, sondern nur ein provisorischer Löwe, nur Snug der Tischler sei, daß sich das Publikum vor seinem Brüllen nicht zu fürchten brauche, da es nur ein provisorisches Brüllen sei — und dabei, in seiner Eitelkeit, hatte er Lust, alle Rollen zu spielen, und die Hauptsache war für ihn die Farbe des Bartes, womit eine Rolle tragiert werden müsse, ob es ein zindelrother oder ein trifolorer Bart sei.

Wahrlich, die auswärtigen Mächte hatten keinen Grund, sich vor diesen provisorischen Löwen zu fürchten — sie waren wohl im Beginn etwas verduzt, aber sie faßten sich bald, als sie sahen, welche Thiere in der Löwenhaut steckten, und sie brauchten keineswegs die Februarrevolution als eine politische Beleidigung, als eine patzige Herausforderung anzusehen — denn sie konnten mit Recht sagen: „Es ist uns gleich, wer in

Frankreich regiert. Wir haben zwar Anno 1815 die ältern Bourbonen auf den Thron gesetzt, aber es geschah nicht aus Zärtlichkeit für Diese, sondern aus Haß gegen den Napoleon Bonaparte, mit welchem wir damals Krieg führten, und den wir bei Waterloo erschlugen, und zu Sankt Helena, Gott sei Dank! begruben — So lange er lebte, hatten wir keine ruhige Stunde — Nun da Dieser todt ist, und unter den provisorischen Regierungslöwen Keiner sich befindet, der uns wieder unsre liebe Nachtruhe rauben könnte, so ist es uns gleichgültig, wer in Frankreich herrscht. Es kümmert uns gar nicht, wer dort regiert, ob Louis Blanc oder der General Tom Pouce, der Zwerg beider Welten, der noch weit berühmter ist als Ersterer, aber freilich eben so wenig wie sein Nitzwerg Louis Blanc in der Winzigkeit einen Vergleich aushalten könnte mit dem seligen Bogulawski, den man in eine Pastete buk und auf die Tafel des Kurfürsten von Sachsen setzte — der tapfere Pole biß und hieb sich aber mit seinen Zähnen und seinem kleinen Säbel aus dem Backwerk heraus und spazierte auf der kurfürstlichen Tafel als Sieger einher, ein Heldenstück, welches vielleicht eurem Homunkulus Louis Blanc nicht gelingen dürfte, der sich schwerlich so heroisch aus der Februarpastete wieder herausfrisst.“

Ich bemerke ausdrücklich, daß es die auswärtigen Fürsten sind, die sich in so wegwerfender Weise über Louis Blanc äußern. Mit größerer Anerkennung würde ich selbst von diesem Tribunen reden, der während seiner ephemeren Machthaberei sich zwar nicht durch Intelligenz, aber desto mehr durch eine fast deutsche Sentimentalität auszeichnete. In allen seinen Reden

war er immer von den schönen Gefühlswallungen seines Herzens überwältigt, er wiederholte darin beständig, daß er bis zu Thränen gerührt sei, und er fiennte dabei so beträchtlich, daß diese wässrigte Gemüthlichkeit ihm auch jenseits des Rheins eine gewisse Popularität erwarb, indem nämlich die deutschen Ammen und Kindermägde ihren kleinen Schreihälsen, die beständig weinen, den Namen des larmoyanten französischen Demagogen ertheilten. Es haben Viele über das kindische Außere Desselben gescherzt. Ich aber habe niemals sein Köpfchen betrachten können, ohne von einem gewissen Erstaunen ergriffen zu sein; nicht weil ich etwa das viele Wissen des Männchens bewundert hätte — nein, er ist im Gegentheil von aller Wissenschaft gänzlich entblößt — ich war vielmehr verwundert, wie in einem so kleinen Köpfchen so viel Unwissenheit Platz finden konnte; ich begriff nie, wie dieser bornierte, winzige Schädel jene kolossalen Massen von Ignoranz zu enthalten vermochte, die er in so reicher, ja verschwenderischer Fülle bei jeder Gelegenheit auskramte — da zeigt sich die Allmacht Gottes! Trotz allem Mangel an Wissenschaft und Gelahrtheit bekundet Herr Louis Blanc dennoch ein wahrhaftes Talent für Geschichtschreibung. Nur ist zu bedauern, daß er just jene Titanenkämpfe beschreiben wollte, welche wir die Geschichte der französischen Revolution nennen. Es ist Schade, daß er nicht lieber einen Stoff wählte, dem er gewachsen wäre, der seiner Statur angemessener, z. B. die Kriege der Pygmäen mit den Kranichen, wovon uns Herodot berichtet.

Sowohl in Bezug auf Talent als auch Gesinnung, so klein er war, überragte Louis Blanc dennoch mehre

seiner Kollegen von jener provisorischen Regierung, welche den nordischen Potentaten so wenig Furcht einjagte. Alles, was diese Fürsten sagten, ist reine Wahrheit. Unter den Mitgliedern der provisorischen Regierung war kein Einziger, der im Mindesten Ähnlichkeit hatte mit jenem Störefried, mit jenem Unfugstifter, jenem schrecklichen korsikanischen Taugenichts, der in allen Hauptstädten der Welt die Wache prügelte, überall die Fenster einwarf, die Laternen zerschlug und unsre ehrwürdigen Monarchen wie alte Portiers behandelte, indem er sie des Nachts aus dem Schlafe klingelte und ihr Silberhaar verlangte. Unsre gekrönten Pipelets konnten ruhig ihren Nachtschlaf genießen während der Herrschaft der provisorischen Regierung in Frankreich —

Nein, unter den Helden dieser Tafelrunde glich Keiner einem Napoleon, Keiner von ihnen war jemals so unartig gewesen, die Schlacht von Marengo zu gewinnen, Keiner von ihnen hatte die Impertinenz gehabt, bei Jena die Preußen zu schlagen, Keiner von ihnen erlaubte sich bei Austerlitz oder bei Wagram irgend einen Ueberschuss des Sieges, Keiner von ihnen gewann die Schlacht bei den Pyramiden — Was man auch dem Herrn de Lamartine, dem Flügelmann der Februarhelden, vorwerfen mag, man kann ihm doch nicht nachsagen, daß er bei den Pyramiden die Mameluken niedergemetzelt habe — Es ist wahr, er unternahm eine Reise in den Orient, und in Ägypten kam er den Pyramiden vorüber, von deren Spitze circa vierzig Jahrhunderte ihn betrachten konnten, wenn sie wollten, doch auf die Pyramiden selbst machte der Anblick seiner berühmten Personen keinen sonderlichen Eindruck, sie blieben unbewegt,

sintemalen sie fast blasiert sind in Bezug auf große Männer, deren größte ihnen zu Gesicht gekommen, z. B. Moses, Pythagoras, Plato, Julius Cäsar, Christus und Napoleon, welcher Letztere auf einem Kamel ritt — Es ist möglich, daß Herr de Lamartine ebenfalls auf einem Kamel durch das Nilthal geritten, aber sicherlich hat er dort keine Schlacht geliefert und keine Mameluken verschluckt — Nein, dieser Kamelreuter war ein Chamäleon, aber kein Napoleon, er war kein Mamelukenfresser, er war immer zahm und sanftmäulig, und als er im Februar 1848 die Rolle eines provisorischen Löwen zu spielen hatte, brüllte er so zärtlich, so süßlich, so schmachtend, wie in der Shakspeare'schen Komödie Snug der Tischler zu brüllen versprach, um nicht die Damen zu erschrecken — In den Kanzleien des Nordens erschrak wirklich Niemand beim Empfang der melodischen Manifeste des neuen französischen ministre des affaires étrangères, den man mit Recht einen ministre étranger aux affaires nannte, und seine diplomatischen Meditationen und Harmonien belustigten sehr die Fürsten der absoluten Prosa —

In der That, diese Letzteren waren sehr beruhigt über die Absichten des Löwen, welcher damals die Marfeillaise des Friedens gezwitschert hatte, und sie waren vollkommen überzeugt, daß er kein Napoleon war, kein Kanonendonnergott, kein Gott des Blitzes, kein Blitz Gottes — Sie hatten vielleicht schon lange die Bemerkung gemacht, daß jener zweideutige Mann nicht bloß kein Blitz, sondern gerade das Gegentheil, nämlich ein Blizableiter war, und sie begriffen, von welchem Nutzen ihnen ein solcher sein konnte zu einer Zeit, wo das

ungeheuerlichste Volksgewitter das alte gothische Gesellschaftsgebäude zu zerschmettern drohte —

Nicht ich habe Herrn de Lamartine einen Blitzableiter genannt; er selbst hat sich das Brandmal dieses Namens aufgedrückt. Denn wie es allen Schwätzern ergeht, denen nie die Plappermühle stille steht, entschlüpfen ihm einst die naiven Worte: man beschuldige ihn, mit den Rädelshörnern der republikanischen Partei gegen die Ordnung der Dinge konspiriert zu haben, ja, er habe mit ihnen konspiriert, aber wie der Blitzableiter mit dem Blitz konspirierte. Dieser falsche Bruder war bei all' seiner Duplicität auch die Unfähigkeit selbst, und da er für einen Dichter gilt, so konnten jetzt wieder die profaischen Weltleute darüber spötteln, was dabei herauskomme, wenn man einen Dichter die Staatsangelegenheiten anvertraue. Nein, ihr irrt euch; die großen Dichter waren oft auch große Staatsmänner; die Musen sind ganz unschuldig an der gouvernementalen Ineptie des zweideutigen Mannes, und es ist noch eine Frage, ob Das überhaupt Poesie ist, was bei ihm die Franzosen bewundern. Seine Schönrednerei, seine brillante Suade erinnert vielmehr an einen Rhetor als einen Dichter. So Viel ist gewiß, der chantre d'Eloah sündigte nicht durch Überfluß an Poesie: er ist nur ein lyrischer Ehrgeizling, der uns in Versen immer gelangweilt und in Prosa dupiert hat.

Ich brauche wohl nicht besonders zu erörtern, daß erst am 20. December 1852 das französische Volk die vollständige Genugthuung empfing, wodurch die alte Wunde seines gekränkten Nationalgefühls vernarben kann. Ich empfinde in tiefster Seele diesen Triumph, da ich

einst die Niederlage so schmerzlich mitempfunden. Ich bin selbst ein Veteran, ein Krüppel mit beleidigtem Herzen, und begreife den Jubel armer Stelzfüße. Dazu habe ich auch die Schadenfreude, daß ich die Gedanken lese auf den Gesichtern unsrer alten Feinde, die gute Wiene zum bösen Spiel machen. Es ist nicht ein neuer Mann, der jetzt auf dem französischen Thron sitzt, sondern derselbe Napoleon Bonaparte ist es, den die heilige Allianz in die Acht erklärt hat, gegen den sie den Krieg geführt und den sie entsetzt und getödtet zu haben behauptete: er lebt noch immer, regiert noch immer — denn wie einst der König im alten Frankreich nie starb, so stirbt im neuen Frankreich auch der Kaiser nicht — und eben indem er sich jetzt Napoleon III. nennen läßt, protestiert er gegen den Anschein, als habe er je aufgehört zu regieren, und indem die auswärtigen Mächte den heutigen Kaiser unter diesem Namen anerkannten, versöhnten sie das französische Nationalgefühl durch einen ebenso klugen wie gerechten Widerruf früherer Beleidigung.

Die Konsequenzen einer solchen Rehabilitation sind unendlich, und werden gewiß heilsam sein für alle Völker Europas, namentlich für die Deutschen. Es ist nur Schade, daß viele der alten Waterloo-Helden diese Zeit nicht erlebt. Ihr Achilles, der Herzog von Wellington, hatte davon schon einen Vorgeschmack, und bei dem letzten Waterloo-Dinner, daß er mit seinen Myrmidonen am Jahrestag der Schlacht feierte, soll er miserabler und tagenjämmerlicher als je ausgesehen haben. Er ist auch bald hernach verreckt, und John Bull steht an seinem Grab, kratzt sich hinter den Ohren und brummt:

„So hab' ich mich nun umsonst in die ungeheure Schuldenlast gestürzt, die mich zwingt, wie ein Galerenflave zu arbeiten — was nutzt mir jetzt die Schlacht bei Waterloo?“ Ja, diese hat jetzt ihre frühere schöne Bedeutung verloren, und Waterloo ist nur der Name einer verlorenen Schlacht, Nichts mehr, Nichts weniger, wie etwa Crecy und Azincourt, oder, um deutsch zu reden, wie Jena und Austerlitz.

Loeve-Weimars.

Als ich das Übersetzungstalent des seligen Loeve-Weimars für verschiedene Artikel benutzte, mußte ich bewundern, wie Derselbe während solcher Kollaboration mir nie meine Unkenntnis der französischen Sprachgewohnheiten oder gar seine eigne linguistische Überlegenheit fühlen ließ. Wenn wir nach langstündigem Zusammenarbeiten endlich einen Artikel zu Papier gebracht hatten, lobte er meine Vertrautheit mit dem Geiste des französischen Idioms so ernsthaftig, so scheinbar erstaunt, daß ich am Ende wirklich glauben mußte, Alles selbst übersetzt zu haben, um so mehr, da der feine Schmeichler sehr oft versicherte, er verstünde das Deutsche nur sehr wenig.

Es war in der That eine sonderbare Marotte von Loeve-Weimars, daß Derselbe, der das Deutsche eben

so gut verstand wie ich, dennoch allen Leuten versicherte, er verstehe kein Deutsch. In den eben erschienenen „Memoiren eines Bourgeois de Paris“ befindet sich in dieser Beziehung eine sehr ergötzliche Anekdote.*)

Mit großem Leidwesen habe ich erfahren, daß Loeve-Weimars, der unlängst gestorben, von seinen Kritikern in der Presse sehr unglimpflich besprochen worden, und daß sogar der alte Kamerad, der lange Zeit jeden Montag sein brillanter Nebenbuhler war, mehr Nesseln als Blumen auf sein Grab gestreut hat. Und was hatte er ihm vorzuwerfen? Er sprach von dem erschrecklichen Lärm, welchen auf dem Pavé der idyllisch ruhigen Rue des Prêtres die heran rasselnde Karosse des Baron Loeve-Weimars verursachte, als Derselbe nach seiner Rückkehr aus Bagdad einen Besuch bei der Redaktion des „Journal des Débats“ abstattete. Und die Karosse war stattlich armoiriert, die kostbar angeschirrten Pferde waren gris-pommelé, und der Jäger, der vom Hinterbrett herabspringend mit unverschämter Heftigkeit die gellende Hausklingel zog, der lange Bursche trug einen hellgrünen Rock mit goldnen Treffen, an seinem Bandelier hing ein Hirschfänger, auf dem Haupte saß ein Officierhut mit ebenfalls grünen Hahnenfedern, die feck und stolz flatterten.

*) Dr. L. Béron erzählt nämlich auf S. 97 des dritten Bandes seiner oben erwähnten Memoiren, er habe einst die berühmte Tänzerin Fanny Elsler zu Tische geladen und Herrn Loeve-Weimars den Platz neben ihr angewiesen, mit der Bemerkung: „Sie können Deutsch reden.“ Loeve-Weimars antwortete lachend: „Ich verstehe kein Wort Deutsch, aber Fräulein Elsler versteht Französisch, und ich behalte meinen Platz.“
Ann. des Herausgebers.

Ja, Das ist wahr, dieser Jäger war prächtig. Er hieß Gottlieb, trank viel Bier, roch außerordentlich stark nach Tabak, suchte so dumm als möglich auszusehen, und behauptete, der französischen Sprache unkundig zu sein, im Gegensatz zu seinem Herren, der sich, wie ich oben erwähnt, immer ein Air gab, als verstünde er kein Wort Deutsch. Nebenbei gesagt, trotz seines radebrechenden Französisch und seiner gemeinen Manieren hatte ich Monsieur Gottlieb, der durchaus ein Deutscher sein wollte, im Verdacht, niemals schwäbische Original-KlöÙe gegessen zu haben und gebürtig zu sein aus Meaux, Departement de Seine & Oise.

Ich, der ich den Lebenden selten Schmeicheleien sage, empfinde auch keinen Beruf, den Abgeschiedenen zu schmeicheln, die wir nur dadurch am besten würdigen, wenn wir die Wahrheit sagen. Und wahrlich, unser armer Loeve braucht diese nicht zu fürchten. Dazu kommt, daß seine guten Handlungen immer durch glaubwürdige Zeugnisse konstatiert sind, während alles bößliche Gerücht, das über ihn in Umlauf war, immer unerwiesen blieb, auch unerweislich war, und schon mit seinem Naturell in Widerspruch stand. Das Schlimmste, was man gegen ihn vorbrachte, war nur die Eitelkeit, sich zum Baron zu machen — aber Wem hat er dadurch Schaden zugefügt? In all' dieser adligen Ostentation sehe ich kein so großes Verbrechen, und ich begreife nicht, wie dadurch der alte Kamerad, der sonst so lebenswürdig menschlich intelligent war, einen so grämlichen Anfall von puritanischem Zelotismus bekommen konnte. Der illustre Biograph Debureau's und des todten Esels schien vergessen zu haben, daß er selber seine eigne Karosse be-

faß, daß er ebenfalls zwei Pferde hatte in seinen Ställen, auch mit einem galonierten Kutscher behaftet war, der sehr viel Hafer fraß, daß er ebenfalls ein Halbduzend Bediente, Müßigänger in Livree, besoldete, was ihn freilich nicht verhinderte, jedesmal, wenn bei ihm geklingelt ward, selbst heran zu springen und die Thüre aufzumachen — Er trug dabei auf dem Haupte eine liljenweiße Nachtmütze, das baumwollene Nest, worin die tollen Einfälle des großen französischen Humoristen lustig zwitscherten —

In der That, Letzterer hätte geringeren Geistern die posthumen Ausfälle gegen Loeve-Weimars überlassen sollen. Mancher darunter, der Demselben sein Hauptvergehen, die Baronisirung, vorwarf, würde sich vielleicht ebenfalls mit einem mittelalterlichen Titel affublirt haben, wenn er nur den Muth seiner Eitelkeit besessen hätte. Loeve-Weimars aber hatte diesen Muth, und wenn man auch heimlich lächelte, so intimidirte er doch die öffentlichen Lacher, und die Hozier unserer Tage mäkelten nicht zu sehr an seinem Stammbaum, da er immer stählerne Urkunden in Bereitschaft hielt, welche aus dem Archiv von Lepage hervorgegangen.

Ja, jedenfalls die ritterliche Bravour konnte unserem Loeve nicht abgesprochen werden, und wenn er wirklich kein Baron war — worüber ich nie nachforschte, — so war ich doch überzeugt, daß er verdiente, ein Baron zu sein. Er hatte alle guten Eigenschaften eines Grand Seigneur. In hohem Grade besaß er z. B. die der Freigebigkeit. Er übte sie bis zum Exceß, und er mahnte mich in dieser Beziehung zuweilen an die arabischen Ritter der Wüste, welche vielleicht zu seinen Ahn-

herrn gehörten, und bei denen die Freigebigkeit als die höchste Tugend gerühmt ward. Ist sie es wirklich? Ich erinnere mich immer, mit welchem Entzücken ich in den arabischen Märchen, die uns Galland übersetzt hat, die Geschichte von dem jungen Menschen las, der den großen Reichthum, den ihm sein Vater hinterlassen, durch übertriebene Freigebigkeit vergeudet hatte, so daß ihm am Ende von allen seinen Schätzen nur eine außerordentlich schöne Sklavin übrig geblieben. In Letztere war er sterblich verliebt; doch als ein unbekannter Beduine, der sie gesehen, ihre Schönheit mit Begeisterung bewunderte, überwältigte ihn die angeborne Großmuth, und höflich sagte er: „Wenn diese Dame dir so außerordentlich gefällt, so nimm sie hin als Geschenk.“ Trotz seiner großen Leidenschaft für die Sklavin, welche in Thränen ausbrach, befahl er ihr, dem Unbekannten zu folgen, doch Dieser war der berühmte Kalif Harun al Raschid, der in der Verkleidung eines Beduinen nächtlich in Bagdad umher zog, um sich infognito mit eignen Augen über Menschen und Dinge zu unterrichten, und der Kalif war von der Großmuth des freigebigen jungen Menschen so sehr erbaut, daß er ihm nicht bloß seine Geliebte zurück schickte, sondern ihn auch zu seinem Großvesier machte und mit neuen Reichthümern und einem prächtigen Ballast, dem schönsten in Bagdad, beschenkte.

Bagdad, der Schauplatz der meisten Märchen der Scheherezade, die Hauptstadt von „Tausend und eine Nacht“, diese Stadt, deren Name schon einen phantastischen Zauber ausübt, war lange Zeit der Aufenthaltsort unseres Loeve-Weimars, der von 1838 — 1848 als

französischer Konsul dort residierte. Niemand hat dort mit größerer Klugheit und Würde die Ehre Frankreichs vertreten, und eben bei den Orientalen war seine natürliche Prunksucht am rechten Platze, und er imponierte ihnen durch Verschwendung und Pracht. Wenn er in seiner Litziere, oder in einem verschlossenen, reich geschmückten Palanquin, durch die Straßen von Bagdad getragen ward, umgab ihn seine Dienerschaft in den abenteuerlichsten Kostümen, einige Duzend Sklaven aus allen Ländern und von allen Farben, Bewaffnete in den sonderbarsten Armaturen, Pauken- und Zinken- und Tamtam-Schläger, die, auf Kamelen oder reich karapaconierte Maulthieren sitzend, einen ungeheuren Lärm machten, und dem Zuge voran ging ein langer Bursche, der in einem Kasten von Goldbrokat saß, auf dem Haupte einen indischen Turban trug, der mit Perlensträngen, Edelsteinen und Maraboutfedern geschmückt, und Dieser hielt in der Hand einen langen goldenen Stab, womit er das andringende Volk fort trieb, während er in arabischer Sprache schrie: „Platz für den allmächtigen, weisen und herrlichen Stellvertreter des großen Sultan Ludwig Philipp!“ Jener Anführer des Gefolges war aber kein Anderer, als unser Monsieur Gottlieb, der diesmal nicht mehr einen Deutschen, sondern einen Ägypter oder Äthiopen vorstellte, diesmal auch vorgab, keine einzige von allen europäischen Sprachen zu verstehen, und gewiß in den Straßen von Bagdad noch weit mehr Spektakel machte, als in der friedlichen Rue des Prêtres zu Paris bei Gelegenheit jener Visite, worüber der alte Kamerad sich so mißlaunig in seinem Montagsfeuilleton vernehmen ließ.

In der That, durch seine äußere Erscheinung imponierte Loeve-Weimars minder den Orientalen, die vielmehr eine große Amtswürde gern durch eine große Korpulenz und sogar Obesität repräsentiert sehen. Diese Vorzüge mangelten aber dem französischen Konsul, der von sehr schwächtiger und eben nicht sehr großer Gestalt war, obgleich er auch durch seine Außerlichkeit den Grand Seigneur nicht verleugnete. Ja, wie er, wenn es wirklich kein Baron war, doch es zu sein verdiente durch seinen Charakter, so trug auch seine leibliche Erscheinung alle Merkmale adliger Art und Weise. Auch in seinem Außern war etwas Edelmännisches: eine feine, aalglatte, zierliche Gestalt, vornehme weiße Hände, deren diaphane Nägel mit besonderer Sorgfalt geglättet waren, eine zartes, fast weibisches Gesichtchen mit stechend blauen Augen, und Wangen, deren rosige Blüthe mehr ein Produkt der Kunst als der Natur, und blondes Haar, das äußerst spärlich die Glaze bedeckte, aber durch alle mögliche Ole, Kämmie und Bürsten sehr sorgfältig unterhalten wurde. Mit einer glücklichen Selbstzufriedenheit zeigte Loeve seinen Freunden zuweilen den Kasten, worin jene Kosmetika, die unzähligen Kämmie und Bürsten von allen Dimensionen, und die dazu gehörigen Schwämme und Schwämmchen enthalten waren. Es war die Freude eines Kindes, das seine Spielsachen mustert — aber war Das ein Grund, so bitterböse über ihn Peter zu schreien? Er gab sich für keinen Cato aus, und unsere Catonen hatten kein Recht, von ihm jene Tugenden zu verlangen, mit welchen sie in ihren Journalen sich so republikanisch drapieren. Loeve-Weimars war kein Aristokrat, seine Gesinnung war viel-

mehr demokratisch, aber seine Gefühlswaise war, wie
gesagt, die eines Gentilhomme.
.

**Vorrede zur letzten französischen Ausgabe der
„Reisebilder“.**

Die ältere, im Jahre 1846 erschienene Ausgabe der „Reisebilder“ war durch Anordnung der einzelnen Stücke und durch große Auslassungen sehr verschieden von der deutschen Originalausgabe. Dies war ein Gebrechen, dem ich in der heutigen neuen Ausgabe abzu- helfen suchte; die Folge der Stücke ist hier chronologisch, wie in der deutschen Originalausgabe, und viele Stücke dieser letzteren, die ich früher ausschied, sind heute auf- genommen worden. Dagegen habe ich mit größerem Eifer an mehreren Orten die Auswüchse getilgt, welche von jugendlicher Überspannung zeugten, und jetzt nicht mehr zeitgemäß und aufregend nützlich sind. Schon in der Vorrede von 1846 bemerkte ich, wie schon damals die grellsten revolutionären Ergüsse in der ersten fran- zösischen Ausgabe des Buches ausgemerzt worden. Da im Jahr 1853 ohne mein Vorwissen ein neuer unver- änderter Abdruck desselben veranstaltet worden, so bin ich, leicht begreiflicher Weise, nothgezwungen, keine allzu merkliche neue Milderungen vorzunehmen, und nur mit

großer Bekümmerniß denke ich an die vielen thörichten wie gottlosen Stellen, an das giftige Unkraut, das im Buche fortwuchert — Um es auszureuten, müßte man den ganzen Geisteswald, worin sie wurzeln, umhacken, und, ach! solche gedruckte Wälder sind nicht so leicht umzuhauen wie eine gewöhnliche Götzen-Eiche. Sie sollen ewig stehen bleiben, blühende Denkmäler unserer Verirrungen, und die Jugend mag sich nächtlich darin herum tummeln und ihre Spiele treiben mit den spukenden Dryaden, Satyrn und sonstigen Heidenböcken der Sinnenlust! Ich salte andachtsvoll meine Hände, wie alte Sünder thun, wenn ihnen nichts Andres übrig bleibt wie die Reue und Entsagung.

Momentanen Nothwendigkeiten gehorchend, habe ich bei der französischen Gesamtausgabe meiner Werke nicht chronologisch verfahren können. Die „Reisebilder“ hätten die Reihe eröffnen müssen. An diese schließt sich chronologisch das Buch „De la France“, das ich mit großen Ausscheidungen und noch größern Zusätzen hoffentlich schon im nächsten Monat erscheinen lasse. Es ergänzt das Buch „Lutèce“, das eine spätere Periode behandelt und leider früher als sein Vorgänger in der französischen Gesamtausgabe dem großen Publico geliefert werden mußte. Ich sage: dem großen Publico, denn keine meiner Produktionen hat jemals in so hohem Grade die Aufmerksamkeit der Menge in Anspruch genommen. Seine Vogue hat mich schier erschreckt. Vierzehn Tage lang beschäftigte sich ganz Paris mit diesem Buche. Vierzehn Tage! Kann die Eitelkeit eines Poeten mehr begehren? Ja, es wird mir unheimlich zu Muth, wenn ich daran denke, daß solche ungeheure

Succeſſe auch durch große Ananien abgebüßt zu werden pflegen. Ich habe ſo manchen Triumphator geſehen, auf deſſen belorbertes Haupt unversehens ein ignobles Geſchirr ausgegoffen worden.

Eingangsworte zur Uebersetzung eines lappländiſchen Gedichts.

Lappland bildet die äußerſte Spitze der ruffiſchen Beſitzungen im Norden, und die vornehmen oder wohlhabenden Lappländer, welche an der Schwindsucht leiden, pflegen nach St. Petersburg zu reifen, um hier die Annehmlichkeiten eines ſüdlichen Klimas zu genießen. Bei manchen dieſer franker Exulanten gefellen ſich dann zu dem phyſiſchen Siechthum auch wohl die moralischen Krankheiten der europäiſchen Civilisation, mit welcher ſie in Kontakt kommen. Sie beſchäftigen ſich jetzt mit Politik und Religion. Die Lektüre der „Soirées de St. Petersbourg“, die ſie für ein nützliches Handbuch hielten, für einen Guide dieſer Hauptſtadt, belehrt ſie, daß der Stützpunkt der bürgerlichen Geſellſchaft der Henker ſei; doch die Reaktion bleibt nicht aus, und von der Bourreaufratie des de Maistre ſpringen ſie über zum herbſten Kommunismus, ſie erklären alle Renntiere und Seehunde als Staatseigenthum, ſie leſen Hegel und werden Atheiſten; doch bei zunehmender Rückgratschwindsucht lenken ſie wieder gelinde ein und ſchlagen über in wei-

nerlichen Pietismus, werden Mucker, wo nicht gar Anhänger der Sionsmutter. — Dem französischen Leser sind diese zwei Religionssekten vielleicht wenig bekannt; in Deutschland sind sie es leider desto mehr, in Deutschland, ihrer eigentlichen Heimat. Die Mucker herrschen vorzüglich in den östlichen Provinzen der preußischen Monarchie, wo die höchsten Beamten zu ihnen gehörten. Sie huldigen der Lehre, daß es nicht hinreichend sei, sein Leben ohne Sünde zu verbringen, sondern daß man auch mit der Sünde gekämpft und ihr widerstanden haben müsse; der Sieger, und sei er auch mit Sündenwunden bedeckt, wäre gottgefälliger, als der unverwundete Rekrut der Tugend, der nie in der Schlacht gewesen. Deshalb, in ihren Zusammenkünften, oder auch in einem Tête-à-Tête von Personen beider Geschlechter, suchen sie sich wechselseitig, durch wollüstige Betastungen, zur Sünde zu reizen, doch sie widerstehen allen Anfechtungen der Sünde — Ist es nicht der Fall, je nun, so werden ein andermal die Angriffe, das ganze Manöver, wiederholt.

Die Sekte von der Sionsmutter hatte ihren Hauptsitz in einer westpreußischen Provinz, nämlich im Wupperthale des Großherzogthums Berg, und das Princip ihrer Lehre hat eine gewisse Hegel'sche Färbung. Es beruht auf der Idee: nicht der einzelne Mensch, sondern die ganze Menschheit sei Gott; der Sohn Gottes, der erwartete Heiland unserer Zeit, der sogenannte Sion, könne daher nicht von einem einzelnen Menschen, sondern er könne nur von der ganzen Menschheit gezeugt werden, und seine Gebärerin, die Sionsmutter, müsse daher nicht von einem einzelnen Menschen, sondern von

der Gesammtheit der Menschen, von der Menschheit, befruchtet werden. Diese Idee einer Befruchtung durch die Gesammtheit der Menschen suchte nun die Sionsmutter so nahe als möglich zu verwirklichen, sie substituierte ihr die Vielheit der Menschen, und es entstand eine mystische Polyandrie, welcher die preussische Regierung durch Gendarmen ein Ende machte. Die Sionsmutter im Wupperthale war eine vierzigjährige, bläßliche und krankhafte Person. Sie verschwand vom Schauplatz, und ihre Mission ist gewiß auf eine Andre übergegangen — Wer weiß, die Sionsmutter lebt vielleicht hier unter uns zu Paris, und wir, die wir ihre heilige Aufgabe nicht kennen, verlästern sie und ihren Eifer für das Heil der Menschheit.

Unter die Krankheiten, denen die Lappländer ausgesetzt sind, welche nach Petersburg kommen, um die Milde eines südlichen Klimas zu genießen, gehört auch die Poesie. Einer solchen Kontagion verdanken wir das nachstehende Gedicht, dessen Verfasser ein junger Lappländer ist, der wegen Rückenmarkschwindsucht nach Petersburg emigrierte und dort vor geraumer Zeit gestorben. Er hatte viel Talent, war befreundet mit den ausgezeichnetsten Geistern der Hauptstadt, und beschäftigte sich viel mit deutscher Philosophie, die ihn bis an den Rand des Atheismus brachte. Durch die besondere Gnade des Himmels ward er aber noch zeitig aus dieser Seelengefahr gerettet, er kam noch vor seinem Tode zur Erkenntniß Gottes, was seine Unglaubensgenossen sehr scandalisierte: der ganze hohe Klerus des Atheismus schrie Anathem über den Renegaten der Gottlosigkeit. Unterdessen aber nahmen seine körperlichen Leiden zu, seine Finanzen nahmen ab,

und die wenigen Kennthiere, welche sein Vermögen ausmachten, waren bald bis zum letzten aufgeessen. Im Hospitale, dem letzten Asyl der Poeten, sprach er zu einem der zwei Freunde, die ihm treu geblieben: „Leb wohl! Ich verlasse diese Erde, wo das Geld und die Intrige zur Alleinherrschaft gelangt — Nur Eins that mir weh: ich sah, daß man durch Geld und Intrige auch den Ruhm eines Genies erlangen, als solches gefeiert werden kann, nicht bloß von einer kleinen Anzahl Unmündiger, sondern von den Begabtesten, von der ganzen Zeitgenossenschaft und bis zum äußersten Winkel der Welt.“ In diesem Augenblicke klang unter den Fenstern des Hospitales ein Leierkasten, dudelnd: „Das Gold ist nur Chimäre,“ die berühmte Melodie von Meyerbeer — Der Kranke lächelte, verhüllte das Haupt und starb.

Briefe an Mathilde Heine.

1.

Bremen, den 28. Oktober 1843.

Lieber Schatz!

Ich bin so eben hier angelangt, nachdem ich zwei Tage und zwei Nächte durch gefahren; es ist acht Uhr Morgens, und ich werde noch heute Abend weiter reisen, so daß ich morgen in Hamburg eintreffe. Ja, morgen bin ich am Ziel meiner Pilgerfahrt, welche höchst langweilig und ermüdend war. Ich bin ganz erschöpft. Ich hatte viel Ungemach und schlechtes Wetter. Alle Welt reist hier im Mantel, ich in einem elenden Paletot, der mir nur bis an die Kniee reicht, welche steif vor Kälte sind. Bei Alledem ist mein Herz voller Sorgen: ich habe mein armes Lamm in Paris gelassen, wo es so viel Wölfe giebt. Ich bin die arme Hälfte eines Hahns. Ich habe schon über hundert Thaler verbraucht. — Adieu, ich umarme dich! — Ich schreibe dir in einem Zimmer, das voller Leute ist; das Geschrei um mich her verursacht mir die entsetzlichsten Kopfschmerzen. — Tausend Grüße von mir an Madame Darte und unsre vortreffliche, phantastische Aurecia! Von Herzen

Dein armer Mann

Henri Heine.

2.

(Hamburg, den 31. Oktober 1843.)

Schönster Schatz!

Seit zwei Tagen befinde ich mich in Hamburg, wo ich all' meine Verwandten in bestem Wohlsein angetroffen habe, mit Ausnahme meines Oheims; obgleich er sich augenblicklich etwas erholt hat, ist sein Zustand doch beunruhigend, und man fürchtet, ihn bei einem nächsten Anfalle seiner Krankheit zu verlieren. Er hat mich mit großer Herzlichkeit, ja mit zuvorkommender Artigkeit empfangen, und da er sieht, daß ich nicht nach Hamburg komme, um Geld zu verlangen, sondern einzig, um ihn und meine Mutter wieder zu sehen, so stehe ich hoch in seiner Gunst. Er hat sich bei mir sehr angelegentlich nach dir erkundigt, und stets aufs rühmlichste von dir gesprochen. Ich sehe mit Freuden, daß man im Allgemeinen gut von dir spricht, hier in Hamburg, wo man sich grimmiger als anderswo verlästert; es ist ein Nest voll Klatschereien und Schmähsucht.

Liebe Tante!

Ich habe mit vielem Vergnügen von meinem lieben Onkel gehört, daß Sie sich vollkommen wohl befinden; aber ich bedauere sehr, daß Sie nicht mitgekommen sind, uns in Hamburg zu besuchen. Jeder, der so glücklich war, Sie zu sehen, spricht mit Bewunderung von Ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit, und ich bin höchst begierig, Ihre Bekanntschaft zu machen.

Unsere ganze Familie denkt viel an Sie, und wir hoffen Alle, daß Sie uns nächstens mit Ihrem liebenswürdigen Besuche in Hamburg erfreuen werden.

Ich habe die Ehre, mich Ihnen bestens zu empfehlen, und verharre

Ihr ergebenster Neffe
Ludwig.

Obige Zeilen sind von meinem Neffen, welcher mich so eben besuchte und meinem Briefe einige Worte beizufügen wünschte. Meine Schwester befindet sich wohl, meine Nichte Madame de Voß ebenfalls; alle Beide sind zart wie Bernstein.

Was meine Mutter betrifft, so finde ich sie sehr verändert. Sie ist sehr schwach und entkräftet. Sie ist durch Alter und Sorgen zusammen geschrumpft. Ängstlich, wie sie ist, regt die geringste Kleinigkeit sie schmerzlich auf. Ihr größtes Übel ist der Stolz. Sie geht nirgendshin, da sie nicht die Mittel hat, bei sich Besuch zu empfangen. Seit dem Brande bewohnt sie zwei kleine Zimmer; es ist ein Jammer! Sie hat Viel durch den Brand verloren, da sie bei einer Gesellschaft versichert war, die nicht bezahlen konnte.

Mein neuer Neffe, Herr de Voß, ist ein sehr junger und liebenswürdiger Mann. — Karl Heine scherzt immer über meine Eifersucht und wundert sich, daß ich mich habe entschließen können, dich in Paris zu lassen! — Du bist meine arme geliebte Frau, und ich hoffe, daß du artig und vernünftig bist. Ich bitte dich inständigst, dich nicht zu viel öffentlich zu zeigen, auch nicht nach

der Heilanstalt zu gehen; ich hoffe, daß du den obersten der Tröpfe nicht bei dir empfangen wirst; glaube mir, du hast Freundinnen und ehemalige Freundinnen, welche Nichts sehnlicher verlangen, als dich mir gegenüber zu kompromittieren. — Tausend freundliche Grüße von mir an Madame Darte und Aurecia!

Dein armer Gatte

Henri Heine.

3.

Hamburg, den 2. November 1843.

Schönster Schatz! geliebte Nonotte!

Ich hoffe, daß es dir wohlgeht; mir geht es wohl. Nur leidet mein garstiger Kopf etwas an jener nervösen Krankheit, welche du kennst. Gestern dinierte ich bei meinem Oheim, der sehr verstimmt war; der arme Mann steht schreckliche Leiden aus. Es gelang mir jedoch, ihn zum Lachen zu bringen. Heute speise ich bei meiner Schwester mit dem jungen Ehepaar und meiner alten Mutter. Das Wetter ist schön und so milde, daß ich hier nur meinen kleinen Oberrock trage. — Ich denke nur an dich, meine liebe Nonotte. Es ist ein großer Entschluß, daß ich dich allein in Paris gelassen, in diesem schrecklichen Abgrund! Vergiß nicht, daß mein Auge immer auf dir ruht; ich weiß Alles, was du thust, und was ich jetzt nicht weiß, werde ich später erfahren.

Ich hoffe, daß du nicht versäumt hast, Stunden bei einem Schüler von Favarget zu nehmen, und daß du deine jetzige Muße wohl benutzest.

Ich bin überzeugt, daß du in diesem Augenblick keinen Sou mehr in deiner Geldbörse hast. Künftige Woche werde ich dir die nöthige Quittung senden, um in meinem Namen meine monatliche Pension bei Fould erheben zu lassen, und ich werde dir gleichzeitig mittheilen, wie ich über die Summe zu disponieren gedenke.

Ich habe keinen Brief von dir erhalten; wenn du noch nicht geschrieben hast, so bitte ich dich, das Schreiben nicht länger aufzuschieben. Du hast doch nicht meine Adresse verloren: „An Herrn H. H., Adv. Herren Hoffmann und Campe, Buchhändler in Hamburg.“

Ich kann noch nicht den Tag meiner Abreise bestimmen; wahrscheinlich wird sich mein Aufenthalt hier in Hamburg bis zur Mitte dieses Monats verlängern. Glaube mir, es ist keine verlorene Zeit. Meine Geschäfte mit meinem Buchhändler sind verwickelt, und ich habe hier in dieser Hinsicht Viel zu thun.

Grüße von mir Madame Darte, der ich mein Theuerstes auf der Welt anvertraut; ich habe von ihr mit mehreren Leuten gesprochen, die sich bei mir nach den französischen Pensionaten erkundigten. Meine Empfehlungen an Aurecia!

Von ganzem Herzen

Dein Mann
Henri Heine.

4.

Hamburg, den 5. November 1843.

Geliebte Nonotte!

Ich habe noch keine Nachricht von dir erhalten, und ich fange schon an, mich darüber recht zu beunruhigen.

Ich bitte dich dringend, mir so bald als möglich zu schreiben, unter der Adresse der Herren Hoffmann und Campe in Hamburg, welche ich dir schon angegeben. Ich werde hier wahrscheinlich noch vierzehn Tage bleiben, und bei meiner Abreise werde ich meine Vorsichtsmaßregeln treffen, damit deine Briefe nach Paris zurückgesandt werden, falls sie zu spät anlangen sollten. Ich werde hier von aller Welt gehätschelt. Meine Mutter ist glücklich; meine Schwester ist außer sich vor Entzücken, und mein Oheim findet an mir alle erdenklichen guten Eigenschaften. Auch bin ich sehr liebenswürdig. Welch saure Arbeit! ich muß den uninteressantesten Leuten gefallen! Bei meiner Rückkehr werde ich so sauerköpfig wie möglich sein, um mich von den Anstrengungen meiner Liebenswürdigkeit zu erholen.

Ich denke beständig an dich, und ich vermag nicht ruhig zu sein. Unbestimmte und trübe Sorgen quälen mich Tag und Nacht. Du bist die einzige Freude meines Lebens — mache mich nicht unglücklich!

All' meine Verwandten machen mir Vorwürfe, daß ich dich nicht nach Hamburg mitgebracht. Ich habe jedoch wohlgethan, das Terrain ein wenig zu studieren, bevor ich in deiner Begleitung käme. Wahrscheinlich werden wir den Frühling und Sommer hier verbringen. Ich hoffe, daß du für deine jetzige Langeweile hinreichend belohnt werden wirst. Ich werde das Mögliche thun, dich dafür schadlos zu halten. — Adieu, mein Engel, meine Liebste, mein armes Kind, mein gutes Weib!

Vergiß nicht, Madame Darte tausend Artigkeiten von mir zu sagen. Ich hoffe, daß du mit der guten Aurecia auf bestem Fuße stehst. — Ich beschwöre dich,

keine Leute zu besuchen, mit welchen ich schlecht stehe, und welche dich eines Tags verrathen würden, wenn du dich mit ihnen überworfen hast. — Morgen oder übermorgen werde ich dir die nöthigen Papiere senden, um meine Pension zu erheben.

Mein Gott! mein Gott! seit vierzehn Tagen hab' ich dich nicht zwitschern hören. Und ich bin so fern von dir! Es ist ein wahres Exil — Ich küsse dich auf das kleine Grübchen deiner rechten Wange.

Henri Heine.

5.

Hamburg, den 19. November 1843.

Geliebteste Freundin!

Ich hoffe, daß es dir wohlgeht; was mich betrifft, so spielt mein abscheulicher Kopf mir immer noch Possen und hindert mich, meine Geschäfte in Hamburg schnell zu beenden. Ich bin leidend und langweile mich, denn ich denke immer an dich; ich bin fast toll, wenn meine Gedanken die Richtung nach Chaillôt einschlagen — Was macht jetzt meine Frau, die tollste der Tollern? Es war Tollheit von mir, dich nicht mit hieher zu bringen. Um Gotteswillen, thue Nichts, worüber ich bei meiner Rückkehr böse werden könnte. Verhalte dich so still wie möglich in deinem Nestchen, arbeite, studiere, langweile dich rechtschaffen, spinne Wolle, wie die biedere Lucretia, welche du im Odeon gesehen hast. — Heute will ich dir einen Auftrag geben. Ich brauche zwei Damenhüte, einen für meine Schwester, den andern für meine Nichte. Gehe zur Modistin, und wähle dort zwei der

modernsten Hüte aus, die du findest. Wenn Nichts nach deinem Geschmacke im Magazin vorräthig ist, so bestelle die Hüte. Sie brauchen nicht allzu reich, sie brauchen nicht allzu sehr mit Spizen garniert zu sein, und selbst wenn sie nicht von Sammet sind, hat Das Nichts zu sagen, wenn sie nur recht modern und elegant sind und guten Effekt machen. Keine dunkle Farbe, sondern helle Farben: weiß oder rosa oder jede andere Farbe, ausgenommen blau, welches meine Schwester nicht liebt. Ich glaube, auch grün ist eine wenig empfehlenswerthe Farbe. Meine Nichte hat einen kleinen Kopf, und ihr Hut darf nicht zu groß sein, es muß etwas Kleines und Zierliches sein. Übrigens kannst du dich dabei auf das Gedächtnis von Aurecia verlassen, welche das kleine Persönchen gesehen hat. Meine Schwester hat einen langen und schmalen Kopf, und sie trägt Schmachtkloden, die ihr bis auf die Schultern hinab fallen. Ihr Hut muß also tiefer hinab gehen, als der meiner Nichte, und er darf, wegen ihres gelockten Haares, inwendig nicht zu viel garniert sein. — Deine Modistin muß die Verpackung und sogar die Absendung besorgen. Ich weiß nicht, ob das Dampfschiff noch jeden Sonnabend von Havre abgeht; wo nicht, so muß die Schachtel auf dem Landwege geschickt werden. Aber deine Modistin wird Das auf dem Bureau der Messageries royales erfahren, welche die Beförderung der Schachtel übernehmen, die gut verpackt sein und unten stehende Adresse tragen muß.

Nichte den Auftrag gut aus. Du kannst deiner Modistin sagen, wenn sie mich diesmal gut bediente, so würde meine ganze Familie mir ihre Kundschaft schen-

ten, und ich würde ihr viel' Hüte ablaufen. Es ist wirklich ein Versuch.

Adieu, mein geliebter Engel. Meine Empfehlung an Madame Darte! Freundliche Grüße an Aurecia!

Dein armer Mann

Henri Heine.

Folgendes ist die Adresse, welche auf die Hutschachtel gesetzt werden muß:

* An Madame Honoré de Voß.

Alter Wandrahm No. 58.

Hamburg.

6.

Hamburg, den 25. November 1843.

Mein armes Lieb!

Ohne Nachrichten von dir seit so langer Zeit! Mein Gott! Ich versichere dir, es ist schrecklich! Dennoch muß ich noch bis Ende der nächsten Woche hier bleiben (heute ist Sonnabend). Ich werde direkt nach Paris zurück kehren, ohne mich irgendwo aufzuhalten, so daß ich in vierzehn Tagen dich, mein Schatz, wiedersehen werde. Inzwischen sei ruhig, fleißig und verständig. — Ich habe meine Zeit hier gut angewandt. Meine Angelegenheiten mit meinem Buchhändler sind ins Reine gebracht. Alles ist geordnet, selbst für die Zukunft. Ich übertrage ihm das Recht, meine Werke für alle Zeit auszubeuten, statt des Termines, welcher in vier Jahren ablief. Er zahlt mir dafür seinerseits eine lebenslängliche Rente von 1200 Mark Banco (Das ist ungefähr 2400 Franks). Wenn ich vor dir sterbe, so wird

diese Rente auf dich übergehen, und mein Buchhändler muß dir alljährlich dieselbe Summe auszahlen. Diese Rente beginnt erst mit dem Jahre 1848 (nach vier Jahren); aber wenn ich in diesen vier Jahren sterbe, verpflichtet sich mein Buchhändler, schon von da ab dir deine 2400 Franks per Jahr zu bezahlen; so daß dir von heute an diese Summe für dein ganzes Leben gesichert ist. Das ist die Basis unsres Kontraktes. Es ist ein großes Geheimnis, das ich Niemandem mittheile; aber da du Details von mir zu hören wünschest, vermag ich dir dies neue Arrangement nicht zu verschweigen, das mir in vier Jahren 200 Franks monatlich mehr verschafft, um unseren Lebensunterhalt zu bestreiten. Zugleich ist es ein Anfang, deine Einnahmen nach meinem Tode zu fixieren, der übrigens nicht so bald eintreten wird, denn ich befinde mich vortrefflich. — Es ist die Pflicht jedes Mannes, für das Schicksal seiner Frau in seinem Todesfalle zu sorgen und seine Wittwe nicht Streitigkeiten ausgesetzt zu lassen. Das ist kein Verdienst, sondern eine Pflicht. — Leider hat mein Freund Chr——i nicht so gedacht, und der Wicht hat das ganze Vermögen verplempert, welches meine arme Kousine ihm als Mitgift zugebracht, 140,000 Franks, die mein Oheim ihr geschenkt hatte, und er hat unter lügnerischen Vorwänden eine andere enorme Summe meinem Oheim abgepresst, der Nichts mehr von ihm hören will. Er hat das Alles im Spiel verloren, und man hat Alles bei ihm versteigert, bis auf die Nippfachen seiner Frau herab. Welch ein Unglück! Dieser Vorfall hat die ganze Familie betrübt, und ich habe mir die Sache tief zu Herzen genommen. — Meinem

Oheim geht es besser. Unsere ganze Familie befindet sich wohl. Ich höre nicht auf, von dir mit meinen Nichten zu sprechen, die vor Begierde brennen, ihre Tante Mathilde zu sehen. Gestern war eine Tanzgesellschaft bei meinem Onkel Henry. Lieber Gott, wie glücklich hätte es mich gemacht, dich dort mit deinem dicken — herumwirbeln zu sehen! Ich muß meine Abreise beschleunigen, denn es grämt mich zu sehr, daß du nicht bei mir bist. — Adieu, mein Schatz! Übe fleißig deine Handschrift. Was die Stunden im Deutschen betrifft, so denke ich, daß du sie erst bei meiner Rückkehr nehmen wirst. — Ich bin in diesem Augenblick mit Geschäften überhäuft. — Meine freundschaftlichsten Grüße an Madame Darte, der ich nicht genug danken kann für die Sorge, welche sie dir widmen wird. Sie hat so viel Geist und Geduld, und sie weiß den Schatz unerschöpflicher Güte, den du im Herzen trägst, hinlänglich zu würdigen, um dir gern jenen Ungeßüm zu verzeihen, welcher so schnell verfliegt. Was Auréce betrifft, so sage ihr, daß ich recht oft an sie denke, und daß ich auch auf ihr gutes Herz rechne. Ich hoffe sie gesund und munter wieder zu sehen. — Verzeihe mir, wenn ich nicht oft genug an dich schreibe. Ich habe so Vielerlei im Kopfe. Vor meiner Abreise werde ich dir noch schreiben. Ich liebe dich von ganzem Herzen und ich denke, daß du mich bei meiner Rückkehr mit Freuden umarmen wirst.

Dein Mann

Henri Heine.

7.

Hamburg, den 6. December 1843.

Meine liebe kleine Frau!

Morgen reise ich ab. Ich habe nicht früher abreisen können wegen meiner Geschäfte und wegen der Grippe, an welcher ich heute noch leide. Gestern hat mein Buchhändler den Kontrakt unterzeichnet, von welchem ich dir geschrieben; du hast keine Vorstellung davon, wie viel Scherereien ich wegen dieses Kontrakts gehabt. Er ist köstlich! Ich bin entzückt davon. —

Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht, wenn ich an dich denke, die mir so lange nicht geschrieben. Ich hatte dich gebeten, mir unter allen Umständen zu schreiben, und du hast es nicht gethan. — Ich habe heute Kopfschmerzen. — Was für hübsche Geschenke ich dir von Hamburg mitbringe! Selbst meine Kousine Therese (die Tochter meines Onkels Salomon Heine) interessiert sich aufs liebenswürdigste für dich, und sie hat mir einen Schmuck für dich gegeben, den sie selbst getragen. Das freut mich doppelt, vor Allem wegen Madame Karl — — Leb wohl! Tausend Grüße an deine Freundinnen! Ich bin sehr in Eile.

Henri Heine.

8.

Bückeburg, den 12. December 1843.

Geliebter Engel!

Ich bin überzeugt, daß du nicht weißt, wo Bückeburg, eine sehr berühmte Stadt in den Annalen unsrer Familie, liegt. Aber Das thut Nichts, die Hauptsache ist, daß ich unterwegs bin, daß ich mich wohlbefinde,

daß ich dich herzlich liebe, und daß ich dich wahrscheinlich Sonnabend umarmen werde. Ich gedenke fast einen Tag in Köln zu bleiben, und ich weiß noch nicht, wie ich von Brüssel nach Paris reise. Ich werde dir schreiben, sobald ich in Brüssel eintreffe, damit du genau die Stunde meiner Ankunft wissest. Ich werde von Sorgen deinethalb gequält. So lange Zeit ohne Nachrichten von dir zu sein, o Gott, wie schrecklich! Auch bin ich dir deßhalb böse, und werde dir bei meiner Ankunft nur fünfhundert Küsse statt tausend geben.

Ich hoffe, daß du noch auf bestem Fuße mit Madame Darte und Aurecia stehst, und ich bitte dich, ihnen die schönsten Grüße zu sagen von deinem armen Manne
Henri Heiné.

9.

Hamburg, Montag, den 12. August 1844.

Meine liebe Nonotte!

Ich bin seit deiner Abreise zu Tode betrübt. Wenn du diesen Brief empfängst, wirst du dich hoffentlich schon von den Anstrengungen deiner Reise erholt haben. Du hast schönes Wetter gehabt, keinen Wind, und die Überfahrt muß weniger unangenehm als auf der Herreise gewesen sein. Alle Welt hier, besonders meine arme Mutter, ist betrübt wegen deines Fortgangs. Schon drei Tage, daß ich dich nicht gesehn habe! Diese Tage sind mir wie Schatten entschwunden. Ich weiß nicht, was ich thue, und ich denke gar Nichts. — Sonnabend erhielt ich einen Brief von meinem Oheim, worin er mich wegen seiner Anschnauzereien fast um Verzeihung

bittet; er gesteht auf eine rührende Weise, daß sein leidender Zustand und die Arbeiten, mit denen er überhäuft, die Ursachen jener schlechten Laune sind, welche bei jeder Gelegenheit losplagt. Obschon ich an meiner schrecklichen Migräne litt, mußte ich doch gestern, Sonntag, bei ihm speisen. Er war sehr liebenswürdig. Aber mein Kopf ist heute wie ein gebratener Apfel. Du kennst jenen Zustand von Stumpfsinn, in welchem ich mich am nächsten Tage befinde, wenn ich, trotz meiner Migräne, mich angestrengt habe. Ich vermag kaum zu schreiben; ich hoffe, daß du mein Gefitzel lesen kannst. Schreibe mir bald und viel; du brauchst dich vor mir nicht zu genieren. Laß mich wissen, ob du wohl und munter angekommen bist, ohne Unfall, ohne bestohlen zu sein, ob die Douane dich nicht chifaniert hat, ob du gut untergebracht bist, ob du dich wohlbefindest, und ob ich deinethalb ruhig sein kann. Halte dich still in deinem Neste bis zu meiner Rückkehr. Laß die Deutschen nicht deinen Schlupfwinkel aufspüren; sie haben vielleicht aus dem Geschwätz einiger deutschen Blätter erfahren, daß du ohne mich nach Frankreich zurückgekehrt bist. Wir kennen Einen von ihnen, der nicht allzu zartfühlend ist, und der fähig wäre, nach der Pension zu kommen; vergiß nicht, für diesen Fall deine Vorsichtsmaßregeln zu treffen. — Viele Grüße von mir an Mademoiselle Pauline, an Mademoiselle Clotilde, und vor Allem an Madame Darte. Auch an Aurecia; ich hoffe ihren Vater zu sprechen, wenn Karl zurück kommt. — Ich liebe dich mehr als je!

Von Herzen dein

Henri Heine.

10.

(Hamburg, den 16. August 1844.)

Meine liebe Nonotte!

Man hämmert neben mir, meinem Kopfe geht's noch nicht besser, ich bin trübselig wie eine Nachtmütze, ich bin dreihundert Stunden von dir entfernt, mit einem Worte, ich bin nicht glücklich. Ich erwarte mit Ungeduld Brief von dir; ich beschwöre dich, mir wenigstens zweimal die Woche zu schreiben, denn wenn ich deinetwegen nicht ruhig bin, so verliere ich den Kopf, und doch bedarf ich mehr als je dieses armen Kopfes, da der Horizont sich verfinstert und meine Angelegenheiten sich verwirren. Ich brauche zwei Monate, um meine Angelegenheiten zu ordnen — wenn ich inzwischen nicht regelmäßig Nachricht von dir erhalte, und wenn ich wild werde wie voriges Jahr, so würden daraus unberechenbare Verluste erwachsen. Vergiß nicht mir auf's genaueste zu schreiben, wie's dir geht, ob du dich wohlbefindest. Ich habe wohl nicht erst nöthig, dir recht viel Vorsicht in Allem, was du thust, anzuempfehlen — du weißt, wie sehr ich die Persidie der Deutschen und zuweilen selbst der Franzosen zu fürchten habe.

Meinem alten Oheim geht es viel schlimmer; ich hätte ihm Vielerlei zu sagen, aber es scheint, daß er nicht mehr Zeit haben wird, es in dieser Welt zu hören. O mein Gott, welches Unglück! Er wird dieses Jahr nicht überleben. Ich werde ihn heute besuchen; mir wird das Herz schwer bei dem bloßen Gedanken, ihn in demselben Zustand wie vorige Woche zu sehen.

Meine Mutter befindet sich bewunderungswürdig wohl, und sie spricht immer von dir mit ihrer Dame

d'Atour, ihrem Faktotum, ihrem weiblichen Sancho Pansa, kurz, mit Jette. Meiner Schwester und ihren Kindern geht es gut, sie erwarten mit Ungeduld Nachricht von ihrer Tante.

Ich rathe dir, Unterricht im französischen Stil zu nehmen ... Pauline kann dir Stickeri-Unterricht geben, laß dir diese Gelegenheit nicht entgehen. Lerne Etwas während meiner Abwesenheit; ich bin mit Allem einverstanden, was du für die Ausbildung deiner Anlagen ausgeben wirst; Das ist gut angewandtes Geld — Leb wohl! Tausend Grüße an deine Freundinnen und tausend Küsse für dich!

Henri Heine.

11.

Hamburg, den 20. August 1844.

Mein geliebter Schatz!

Seit deiner Abreise thue ich Nichts als seufzen. Ich denke unaufhörlich an dich. Ich leide an meinem gewöhnlichen Kopfweh, und diese Schmerzen werden immer gesteigert und genährt durch die Unruhe meines Herzens. Ich will nicht mehr von dir getrennt sein! Wie schrecklich! Ich fühle mehr als je die Nothwendigkeit, dich immer vor Augen haben. Sage dir einmal, wie es mich aufregen muß, daß ich noch keine Nachrichten von dir habe. Schreibe mir, ich beschwöre dich, so oft wie möglich, wenigstens zweimal die Woche, unter der Adresse der Herren Hoffmann und Campe; der Faktor giebt mir in Person meine Briefe, er weiß mich überall zu finden. In zwei Tagen verlasse ich

mein großes Logis, und werde ein Zimmer beziehen, das mir nicht so Viel kostet, und wo ich während der Nacht kein Hundegebell höre, wie in meiner jetzigen Wohnung. Es hat sich hier eine ganze Meute gegen meinen Schlaf verschworen; Das macht mich jede Nacht wüthend.

Schreibe mir, ob du viel an der Seekrankheit gelitten hast, ob du nicht von der Douane chikanirt worden bist, ob du unterwegs Nichts verloren hast, und vor Allem, ob du in der Pension gut aufgehoben bist. Ich bitte dich inständig, mir in dieser Hinsicht die volle Wahrheit zu sagen; denn wenn du es nicht gut hast, werde ich meine Rückkehr noch mehr beschleunigen, als ich es so schon thue. Sage mir, ob deine Lage einigermaßen erträglich ist, dann kann ich meine Geschäfte mit mehr Muße und Ruhe beenden. — Der Stand der Dinge ist hier noch derselbe. Alle Welt fragt mich nach Neuigkeiten von dir, und da ich selbst noch keine habe, bin ich um so besorgter. — Ich hoffe, daß du mein Gefrizel lesen kannst; ich habe keine Dinte mehr, und meine Feder ist abscheulich. — Meine Komplimente an Madame Darte und an deine jungen Freundinnen; ich hoffe, daß Pauline mir einen langen Brief voller Details über dich schreiben wird. Sag ihr, daß ich noch immer der Bewunderer ihres schönen Beines sei. — Bleibe ruhig in deinem Nest, mein armes Täubchen; zeige dich nicht öffentlich, damit Niemand meiner Bekannten erfährt, daß du ohne mich in Paris bist.

Dein armer Hund

Henri Heine.

Samstag, den 27. August 1844.

Meine liebe Nonotte!

Endlich, Gott sei Dank, endlich habe ich deinen Brief erhalten. Es war letzten Sonntag in dem Momente, wo ich es vor Unruhe nicht mehr aushalten konnte, wo ich in eine Abspannung versunken war, von welcher du dir keine Vorstellung machen kannst. Bei dem bloßen Anblick deines Briefes jauchzte mein Herz, ich trällerte, ich tanzte und ich ging ins Theater, um mich an Gesang und Tanz zu ergötzen. Man gab „die Stumme“, und ich verschlang vier Akte davon. Ob gut gespielt wurde, weiß ich nicht, denn ich war so mit meinen Gedanken beschäftigt, daß ich des Stücks vollständig vergaß — ich dachte nur an dich, meine arme Freundin, die eine so gefährvolle Überfahrt gehabt, die so schrecklich von dem nichtsnutzigen Neptun herum gerüttelt worden, der durchaus nicht galant gegen hübsche Frauen ist, der alte Nichtsnutz von Heidengott, an welchem ich mich durch ein Spottgedicht rächen werde. Der verruchte Bösewicht! sich an Nonotte, meinem armen Lamme, zu vergreifen! — Ich bin ebenfalls wüthend auf die schändlichen Douaniers, welche dir 20 Franks für die Strümpfe abgepreßt haben — du hast ihnen also nicht gesagt, daß einige darunter für das schönste Wein in Chaillôt bestimmt waren? Übrigens glaub' ich, daß es zum Theil meine Schuld ist, denn ich hätte die Strümpfe tiefer unten im Koffer verstecken müssen. Ich freue mich aber sehr, daß du deine Sachen nicht verloren hast, und daß man dir nicht, wie Dorn in der Rolle des Bilboquet, zugerufen hat: „Il n'y a pas de Malle!“ — Wenn

ich aber dich selbst durch einen Schiffbruch oder durch einen Korsaren verloren hätte! Dann würde mir auf all' meine Fragen: „Wo ist meine Frau?“ die Antwort gekommen sein: „Il n'y a pas de Mal!“

Ich befinde mich besser, seit ich Nachricht von dir habe; schreibe mir oft, sonst versinke ich wieder in meine schwarze Laune. Alle befinden sich wohl; mein Oheim hat einen tollen Streich gemacht: trotz seiner Krankheit ist er auf einige Tage nach Travemünde gereist. Tausend Komplimente an Madame Darte. Viele Grüße an Pauline, deren kurze Zeilen mich sehr erfreut haben.

Von Herzen

Dein armer Mann

Henri Heiné.

13.

Hamburg, den 30. August 1844.

Liebster Schatz!

Obgleich ich heut meine Migräne habe — (und du weißt, was Das heißt!) — will ich dir doch einige Zeilen mit dem heute Abend abgehenden Dampfer senden. So eben habe ich deinen zweiten Brief nebst demjenigen von Madame Darte erhalten, der mir sehr wohlgethan hat. Ich bitte dich, Madame Darte recht viel Angenehmes von mir zu sagen.

Seit ich Nachrichten von dir empfang, bin ich ruhiger und beende meine Geschäfte mit gewohnter Sicherheit, fast hätte ich gesagt: mit gewohnter Hitze. — Alle hier befinden sich wohl; Karl und Therese, die von ihrer Bummelfahrt zurückgekehrt sind, haben deine Abreise sehr bedauert. — Ich verabscheue das Meer, seit ich weiß,

wie viel' Leiden es dir bereitet hat. — Und die Trennung! welch ein Unglück! Wenn man von einander getrennt ist, fühlt man erst recht, wie lieb man einander hat! Wie glücklich werde ich sein, dich bald wieder zu sehen!

Was du von Aurecia schreibst, nimmt mich nicht sehr Wunder. Ich habe nie bezweifelt, daß ihr Herz eben so kupferbraun ist wie ihr Teint! Aber ich begreife noch nicht, wie man mich irgendwie in die Klatschereien hinein gezogen haben kann. Ich habe mich vorsichtig genug benommen, um außerhalb derselben zu bleiben, um mich nicht im geringsten zu kompromittieren, um der Bosheit keine Waffen in die Hand zu geben. Der Teufel, sagt ein Sprichwort, beneidet alle glücklichen Ehen und sucht seine Eier der Zwietracht dort einzuschmuggeln. Meine Liebe, suchen wir immer uns vor der Bosheit der bösen Zungen zu bewahren! Ich hoffe, daß man meiner Ruhe nicht zu schaden vermag, wenn man mir Alles berichtet, was du in meiner Abwesenheit gethan hast — man wird Das unfehlbar thun, bedenke Das wohl! — Adieu, Geliebte! Ich denke stets an Dich. Viele Grüße an meine kleine Melone! — Nächstes Jahr um diese Zeit werden wir in Italien sein. Schreibe mir recht oft.

Dein armer Mann

Henri Heine.

Hamburg, den 2. September 1844.

Lieber Schatz!

Ich weiß wohl, daß du nicht sehr schreiblustig bist, daß Briefe zu schreiben für dich ein sehr langweiliges Geschäft ist, daß es dich ärgert, deine Feder nicht mit verhängtem Zügel von selbst galoppieren lassen zu können — aber du weißt wohl, daß du dich vor mir nicht zu genieren brauchst, und daß ich deine Gedanken errathe, wie schlecht sie auch ausgedrückt sein mögen. Ich habe in diesem Augenblick viel zu arbeiten, und da ich nur Deutsch spreche und schreibe, macht es mir auch schon einige Mühe, Französisch zu schreiben. Das mag dir zugleich erklären, weshalb ich dir weniger oft und nicht so lange Briefe schreibe, wie ich es gern möchte; denn ich denke stets an dich und ich habe dir Tausenderlei zu sagen. Das Wichtigste, was ich dir mitzutheilen habe, ist, daß ich dich liebe bis zum Wahnsinn, meine liebe Frau.

Ich hoffe, daß du die deutsche Sprache noch nicht vergessen hast.

Ich habe für dich einen Brief von George erhalten, nebst einem Briefe von Pauline; letzterer ist voll Zärtlichkeit, die fast nach Empfindsamkeit duftet. Tausend Grüße an mein sentimentales Melöncchen! Was das Sendschreiben von George betrifft, so ist es unleserlich; er schreibt wie ein großer Mann, welcher es unter seiner Würde achtet, auf den Leser Rücksicht zu nehmen. Ich habe mit Mühe entziffert, daß seine ganze Familie sich wohlbe findet. Gleichzeitig hab' ich für dich einen Brief von Madame Renouard und einen dito von Jenny er-

halten. Der Brief von der Mutter ist traurig, und die arme Frau scheint viel zu Leiden; ich hoffe, sie weiß nicht, daß du in Paris bist; sei auf der Hut, denn es könnte Unannehmlichkeiten geben, z. B. weil sie mit Madame Darte zerfallen ist. Jenny ist in ihrem Briefe, wie sie in Person ist: ein Porzellanpüppchen, veritabler Sevres, niedlich, amüfant, von gutem Ton, und ein bißchen rofoko. — Ich werde dir diese ganze Korrespondenz in Paris übergeben, um nicht die Post zu bereichern. — Noch ein Brief! und wieder von Herrn Weill, welcher die Absicht hat, mich anzupumpen. Gib wohl Acht, daß dieser Herr dir nirgends begegnet, und daß er nicht deine Anwesenheit in Paris erfährt. Durch seine Taktlosigkeit, durch seine Verbindungen und durch seine zudringliche Frechheit ist er gefährlicher, als ein Feind. Du weißt, daß ich immer Recht habe in solchen Dingen, und daß meine Rathschläge strengstens befolgt werden müssen.

Wir befinden uns Alle recht wohl; selbst meinem Oheim geht's besser, und er ist umgänglicher. Ich bin wohlangeesehen bei Hofe. Über meine Abreise habe ich noch Nichts bestimmt. Ich bin in derselben Wohnung geblieben, nur bin ich in's zweite Stockwerk hinauf gezogen, um nicht 125 Mark Miethen zu bezahlen; ich zahle jetzt nur 45 Mark monatlich. Gewöhnlich esse ich bei meiner Mutter, so daß ich Wenig verbrauche. Ich hoffe, daß auch du nicht Viel ausgiebst; meine Geschäfte sind nicht sehr einträglich. Auf jeden Fall werde ich dir nächste Woche Geld senden.

Leb wohl, meine geliebte Nonotte. Meine Empfehlung
an Madame Darte.

Dein armer Mann

Henri Heine.

Hamburg, den 11. September 1844.

Beliebter Engel!

Mein Augenleiden hat sich verschlimmert, und das Schreiben macht mir große Mühe; da ich jedoch weiß, daß dies Leiden vorübergehend ist und einer gewissen Periodicität unterliegt, so beunruhigt es mich weniger. Nur hindert es mich, meine Affären so rasch zu beenden, wie ich es gewünscht hätte, und ich glaube nicht, daß ich am 24. dieses Monats zur Abreise bereit sein werde. Wahrscheinlich werde ich mich acht Tage später auf den Weg machen. Ich will hier Nichts verabsäumen, und die Dinge liegen ziemlich verzwickt. — Ich erhalte keine Nachrichten von dir, und doch solltest du mir allwöchentlich einmal, wenn nicht zweimal, schreiben. Ich bitte dich dringend, mich nicht ohne Brief zu lassen, sondern mir Viel und so oft wie möglich zu schreiben. Vergiß nicht, daß ich nur für dich lebe, und wenn du in diesem Augenblicke nicht glücklich bist, so beunruhige dich nicht; die Zukunft gehört uns.

Beifolgend sende ich dir eine Anweisung auf 250 Franks, zahlbar sofort bei den Herren Fould (Rue Bergère No. 10). Ich habe sie mir von meinem Onkel Henry geben und sie an deine Ordre ausstellen lassen. Wenn du hinschickst, um das Geld holen zu lassen, so vergiß nicht, auf die Rückseite dieser Anweisung, ungefähr wo ich die kleinen Punkte gemacht habe, die Worte zu setzen:

Pour acquit
Mathilde Heine.

Schreibe mir sofort, daß du meinen Brief erhalten, und daß die Anweisung bezahlt worden ist. Du magst über dies Geld nach Gutdünken verfügen, und ich unterlasse es, dir Sparsamkeit zu empfehlen. Du kennst ja hinlänglich meine Finanzlage. — Ich schicke dir gleichzeitig einen kleinen Brief meines Schwagers, den du sofort beantworten mußt, indem du Paulinens Feder dazu leihst. — Ich habe viel an diese junge Dame gedacht; neulich speiste ich bei meinem Oheim, und es gab dort eine sehr schöne Melone. Ich sagte, daß ich die Melonen liebe, aber sie nicht esse. — Leb wohl, mein Lieb! Bis zum letzten Blutstropfen dein

Henri.

M. S. Ich wiederhole dir, lieber Schatz, die dringlichsten Ermahnungen Betreffs deiner Lebensweise in diesem Augenblick, damit Niemand dir in Paris begegne. Du weißt, wie schlecht die Welt ist. Ich bin augenblicklich Verfolgungen ausgesetzt, die um so gefährlicher sind, weil sie gut maskiert sind. Man zettelt dunkle Intrigen gegen mich an, welche ich nur durch List und Ruhe vereiteln kann. Ich bin genöthigt, in meinem Herzen den gerechtesten Zorn zurück zu drängen und Denjenigen Sammetpfötchen zu geben, welche nicht aufhören, mir Böses zu thun. Vergiß Das nicht, dann wirst du nachsichtiger gegen meine Reizbarkeit sein, selbst wenn sie dir verdrießlich wird. Mache mir keinen Kummer, und liebe mich von Herzen. — Mein neues Buch ist schon gedruckt und wird in etwa zehn Tagen ausgegeben. — Ich umarme dich zärtlichst!

Henri Heine.

Hamburg, den 1. Oktober 1844.

Meine Heißgeliebte!

Ich bin ganz von meinen Geschäften in Anspruch genommen, welche ich vor meiner Abreise erledigen will; mit meinen Augen hat sich's gebessert, aber ich leide noch immer am Kopfe, und durch diesen kränklichen Zustand habe ich viel Zeit verloren; um das Maß der Annehmlichkeiten voll zu machen, muß ich heute ausziehen, da mein Zimmer vermietet ist — du siehst wohl, daß ich keine Zeit habe, dir lange Briefe zu schreiben. Meine Abreise bleibt auf nächsten Sonnabend, den 5. Oktober, festgesetzt, und ich werde diese wenigen Tage im Hause meiner Schwester schlafen. Ich hoffe, daß du die 100 Franks, welche ich dir vorige Woche schickte, erhalten hast. Ich bin in guter Stimmung, wenn auch nicht heiter. Wie könnte ich heiter sein, ferne von dir, meine geliebte Nonotte, mein theures Lieb, mein armer Schatz, meine einzige Freude auf dieser Erde! Vergiß nicht, was ich dir auf die Seele gebunden. Meine elenden Deutschen wissen, daß du in Paris bist — sei wohl auf der Hut, daß sie dir nicht nahe kommen. Mein Gott, der bloße Gedanke, daß du ohne mich in Paris bist, macht mich zittern. Mein armes Lamm, du bist in Paris, in der Hauptstadt der Wermölfe — Nimm dich wohl in Acht, einige von ihnen haben ein sehr sanftes Aussehen; die schlimmste Sorte ist die, welche Glacéhandschuh trägt. Du weißt wohl, daß du nur sicher bist unter der Hut deines treuen Schäfers, welcher zugleich dein Hund ist. Ich schreibe Späße nieder, und das Herz blutet mir. —

Tausend Grüße an deine jungen Freundinnen, besonders an Pauline, welche ich sehr liebe; ich ziehe diese Melone den schönsten Ananas vor. Welch schönes Herz! welch schönes Bein! — Meine beste Empfehlung an Madame Darte, der ich nächster Tage schreiben werde, um ihr mitzutheilen, was mein Schwager mir so eben in Betreff einer vorzüglichen Stelle sagt, die in Lissabon vakant ist und über die er verfügen kann; sobald Herr Darte hier ankommt, muß er sich in meinem Namen an Herrn Moriz Embden, Große Theaterstraße, wenden. — Leb wohl, mein gutes Weib, und betrage dich, wie ich es wünsche, beweise mir, daß du alles Dessen würdig bist, was ich für dich empfinde.

Dein Mann
Henri Heine.

17.

Hamburg, den 4. Oktober 1844.

Geliebteste!

Ich war bereit, heute Abend abzureisen; aber es ist ein abscheuliches Wetter, und meine Mutter erhebt ein großes Geschrei. Ich füge mich also darin, noch einige Tage länger zu bleiben und das nächste Dampfschiff abzuwarten. Mir bleiben nur ein paar Minuten, um diesen Brief zu expedieren, da ich meinen Onkel Henry erst um sechs Uhr sprechen konnte, um von ihm eine fernere Anweisung auf 100 Franks zu erhalten, welche ich dir einliegend sende. Ich schicke dir dies Geld, ob schon ich nicht gut bei Kasse bin und dich noch nicht auf dem Trocknen glaube; aber ich fürchte immer bei

dir eine Geldverlegenheit. Ich bitte dich also, Nichts davon auszugeben, es sei denn für nothwendige Dinge. Leb wohl, mein Lamm! — Nicht wahr, es ist dir Recht, daß ich mich nicht den Nordseestürmen aussetze? — Du erhältst diesen Brief durch das Dampfschiff; ich werde dir noch vor meiner Abreise schreiben.

Von Herzen dein

Henri Heine.

Die Anweisung, welche ich dir sende, ist zahlbar bei den Foulbs, wie die früheren.

Anmerkungen.

S. 5, 8, 9 und 10. — Die unter Nr. 3, 7, 8, 9 und 11 mitgetheilten „Lieder“ sind, mit der Chiffre **** e unterzeichnet, in der von J. B. Rousseau zu Köln herausgegebenen Zeitschrift „Agrippina“, Nr. 89 und 90, vom 23. und 25. Juli 1824, abgedruckt.

S. 6. — Das Lied Nr. 4 ist der „Aurora; Taschenbuch für 1823“, S. 166 und 167, entnommen.

S. 7 und 9. — Das Originalmanuskript der Lieder Nr. 5, 6 und 10 wurde von Heine seinem Universitätsfreunde Christian Sethe geschenkt, und ist jetzt im Besitz seines Sohnes, des Herrn Stadtrichters Heinrich Sethe in Berlin.

S. 10. — Das Original des Stammbuch-Sonettes an J. B. Rousseau, welches die Unterschrift „Bonn, den 15. September 1820“ trägt, befindet sich in der Radowiz'schen Autographensammlung in der königlichen Bibliothek zu Berlin.

S. 11. — Das Sonett „Dresdener Poesie“ ist nur von Friedr. Steinmann in seinem Buche „H. Heine; Denkwürdigkeiten und Erlebnisse 2c.“, S. 168, mitgetheilt. Ob schon die Echtheit bisher durch kein anderes Zeugnis verbürgt ward, scheint es doch aus inneren Gründen keinem Zweifel zu unterliegen, daß Heine wirklich der Verfasser ist.

S. 12. — Das Gedicht „Berlin“ wurde in der oben erwähnten Zeitschrift „Agrippina“, Nr. 97, vom 1. Aug. 1824, abgedruckt, und war mit folgender Bemerkung begleitet: „Dieses Volkslied, welches, wie die Prügelerwähnung andeutet, aus früheren Zeiten her stammt, ist im Hannövr'schen aus dem Munde des Volkes aufgeschrieben worden. H. Heine.“ — Da auch das von Heine verfaßte „Klagelied eines altdentschen Jünglings“ in derselben Zeitschrift (Nr. 93, vom 1. Aug. 1824) mit der Bemerkung, daß es „ein noch nirgends abgedrucktes Volkslied“ sei, veröffentlicht worden war, läßt sich wohl mit

Bestimmtheit annehmen, daß auch obiges Soldatenlied von ihm selber gedichtet ist. Der Abdruck desselben hatte die sofortige Unterdrückung der „Agrippina“ zur Folge. Vgl. H. Heine's Leben und Werke, von Adolf Strodtmann, Bd. I, S. 326.

S. 13. — Das Originalmanuskript des Gedichtes „Erinnerung“ trägt die offenbar fingierte Bezeichnung: „Übersetzt aus dem Englischen. Sentimental Magazine, Vol. XXXV.“

S. 16. — Die Rhapsodie „Kamsgate“ ist im Originalmanuskripte als Nr. 2 dem Liebe „D des lebenswürd'gen Dichters“ angehängt, das mit der Überschrift „Kamsgate, 1828“ im „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1829“ abgedruckt wurde. Vgl. H. Heine's sämmtl. Werke, Bd. XVI, S. 264 [S. 233 der Volksausgabe].

S. 17 ff. — Den Gedichten „Zum Polterabend“ gingen im Originalmanuskripte das auf S. 3 dieses Bandes mitgetheilte Lied „Wenn junge Herzen brechen“ und die im Cyklus „Clarisse“ in den „Neuen Gedichten“ abgedruckten Lieder „Meinen schönsten Liebesantrag“ und „Wälderfreie Nachtigallen“ (Heine's Werke, Bd. XVI, S. 214 und 218 [S. 190 und 193 der Volksausgabe]) voraus. Das ebenfalls dort bereits mitgetheilte Schlußgedicht „Es kommt der Lenz mit dem Hochzeitgeschenk“ mußte, wegen seines integrierenden Zusammenhangs mit dem vorhergehenden Liede, hier ausnahmsweise wieder abgedruckt werden.

S. 21. — Ueber die Entstehung des Gedichtes „An die Tochter der Geliebten“ vgl. H. Heine's Leben und Werke, von A. Strodtmann, Bd. II, S. 101 und 102. Der Hergang selbst ist dort buchstäblich richtig erzählt; nur datiert derselbe, wie die Unterschrift „Hamburg, den 5. Sept. 1844“ beweist, aus viel späterer Zeit. Wir glauben jedoch, daß dies Gedicht nach Ton und Inhalt eine geeignetere Stelle am Schlusse der ersten Abtheilung findet, als unter den satirischen Gedichten der vierziger Jahre. Obgleich dasselbe bisher im ganzen Familienkreise des Dichters für eine Improvisation gehalten ward, hat sich diese Ansicht doch als irrthümlich erwiesen, seit im Nachlasse H. Heine's das vielfach überarbeitete und geänderte Originalbrouillon aufgefunden ward.

S. 28. — Das Fragment „Beselgend ist es, wenn die Knospe“ scheint eine ausgeschiedene Strophe des in dem

Cyklus „Dolante und Marie“ in den „Neuen Gedichten“ (Heine's Werke, Bd. XVI, S. 223 [S. 196 der Volksausgabe]) abgedruckten Liedes „In welche soll ich mich verlieben“ zu sein.

S. 43. — Das erste der hier mitgetheilten „Atta Troll“-Fragmente ist die älteste Fassung des Kaput III, welches ursprünglich den Schluß des vorhergehenden Kapitels bildete. Vgl. Heine's Werke, Bd. XVII, S. 18.

S. 53 ff. — Nach der breiten Anlage des Prologs zu schließen, scheint Heine Anfangs den Plan gehegt zu haben, das Gedicht „Bimini“ in etwas detaillierterer Weise auszuführen. Nachdem er dasselbe mit dem kurzen Endkapitel abgeschlossen, mag er dies Mißverhältnis des überlangen Prologs störend empfunden und an eine Kürzung des Eingangs gedacht haben. Wenigstens findet sich aus späterer Zeit folgender Anfang, welcher die ersten 29 Strophen vollständig getilgt hätte:

Männer wie Columbus, Cortez,
Und Pizarro und Bilbao,
Habt ihr in der Schul' auswendig
Schon gelernt; ihr kennt sie gut.

Wenig oder gar nicht kennt ihr
Ihren Zeit- und Kunstgenossen,
Jenen Wasserabenteurer,
Namens Juan Ponce de Leon,
Welcher Florida entdeckte zc.

Eben so sind in einer fragmentarischen Abschrift von der Hand seines Sekretärs Richard Reinhardt die letzten 17 Strophen des Prologs durch folgenden abgekürzten Schluß ersetzt:

Muse, kleine Zauberin,
Mach mein Lied zu einem Schiffe,
Und mit aufgespannten Segeln
Fahren wir nach Bimini!

Wer will mit nach Bimini?
Steiget ein, ihr Herrn und Damen!
Wind und Wetter dienend, bringt
Euch mein Schiff nach Bimini.

Kleiner Vogel, Kolibri!
Kleines Fischlein, Bribidi!
Fliegt und schwimmt voran und zeigt
Uns den Weg nach Bimini!

S. 107. — Der skaböse Schluß des Gedichtes „Zur Teleologie“ konnte hier aus Schicklichkeitsgründen nicht mitgetheilt werden. Aus derselben Ursache habe ich ein ähnliches, die Grenze des Wohlstandes allzu muthwillig überschreitendes Gedicht: „Citronia“, bis auf die in der Vorrede citirten Schlußverse, ebenfalls unterdrückt.

S. 110. — Zum Verständniß der prosaischen Schlußzeile des „Päan“ überschriebenen Fragmentes sei erwähnt, daß Heine der festen Meinung war, sein „Faust“-Ballett, welches er durch Vermittelung Heinrich Laube's im Jahre 1849 der königlichen Oper zu Berlin angeboten, sei dort 1854 von dem Ballettmeister Taglioni unter dem Namen „Satanella“ in Scene gesetzt worden. In den Briefen an seinen Verleger Julius Campe und an Michael Schloß in Köln beschwerte er sich bitter darüber, daß Meyerbeer, als Generaldirektor der königlichen Oper zu Berlin, sich der gekränkten Rechte des befreundeten Schriftstellers nicht eifrigst angenommen und ihm nicht die Lantime, auf welche er als der eigentliche Autor des Librettos Anspruch erhob, verschafft habe. Vgl. H. Heine's Leben und Werke, von A. Strodtmann, Bd. II, S. 559.

S. 110–112. — Die Spottgedichte „Der Wanzerich“ beziehen sich auf den Wiener Komponisten Jos. Dossauer, welcher sich, nach Heine's — wie uns versichert wird, irrthümlicher — Behauptung, der Gunstbezeugungen einer gefeierten französischen Schriftstellerin gerühmt haben sollte. Ueber die Uhr Schlesinger's und sonstige Anspielungen vgl. Heine's Werke Bd. XI, S. 387–392.

S. 113. — Von dem Gedicht „Die Menge thut es“ fand sich im Nachlasse des Dichters nur eine ziemlich fehlerhafte Abschrift von der Hand desselben Kopisten vor, welcher nach dem Tode Heine's im Auftrage der Wittve einen Theil der vorhandenen Manuskrifte ins Reine schrieb. Da das Original verloren gegangen, habe ich mir wenigstens solche Berichtigungen erlaubt, welche durch Einschabung eines ausgelassenen oder

Korrektur eines offenbar falsch gelesenen Wortes den *hie* und *da* zerstörten Sinn wieder herstellen.

§. 129. — Das im Cyklus „Zum Lazarus“ unter Nr. 8 mitgetheilte Lied führt im Originalbrouillon die Überschrift „Celimene“.

§. 131. — Im Nachlasse Heine's befindet sich außer dem hier unter Nr. 12 abgedruckten, ein zweites Gedicht an die „Mouche“, das einen noch frivoleren Charakter trägt.

§. 134 u. 135. — Das Originalmanuskript des hier unter Nr. 15 mitgetheilten Liedes trägt die Überschrift „Dyrp heisch“. — Zur Erklärung dieses, wie des vorhergehenden und des nachfolgenden Gedichtes vgl. das Kapitel über den Erbschaftsstreit in H. Heine's Leben und Werke, von A. Strodtmann, Bd. II, S. 497 - 518.

§. 138. — Einzelne Verse und Gedanken des Schlußgedichtes „Der Scheidende“ sind von Heine später anderweitig benutzt worden. Vgl. die Gedichte „Sie erlischt“ und „Epilog“ in H. Heine's Werken, Bd. XVIII, S. 182 und 351 [S. 164 und 324 der Volksausgabe].

§. 170 ff. — Im Gegensatz zu dieser abfälligen Kritik der älteren Dichtungen Freiligrath's vgl. man übrigens Heine's spätere anerkennende Äußerungen über diesen Dichter in der Vorrede zum „Atta Troll“ und, mehr noch, in dem kurz vor seinem Tode geschriebenen Vorworte zur letzten französischen Ausgabe seines Buches „Über Deutschland“ (Heine's Werke, Bd. V, S. 10), wo Freiligrath „ein Talent ersten Ranges und ein kräftiger Koloritmaler“ genannt und ihm „eine große Originalität“ nachgerühmt wird.

§. 213. — Der kleine Aufsatz über Albert Methfessel ward bisher nur im Berliner „Gesellschafter“ vom 3. November 1823 abgedruckt.

§. 215 ff. — Die Nachträge zu den „Reisebildern“ sind dem Originalbrouillon der italienischen Reise entnommen, von welchem sich der größte Theil in Händen der Frau Professor A. Benary zu Berlin befindet, während andere, dort fehlende Blätter dem literarischen Nachlasse H. Heine's beilagen. Bei der sehr hastigen Ausarbeitung des dritten und vierten Bandes der „Reisebilder“ — die einzelnen Manuskriptbogen wanderten oftmals, kaum trocken, in die Druckerei —

wurde Manches, zu dessen Ausführung die Zeit fehlte, ganz übergangen, Anderes stark gekürzt und verändert, -- nicht immer zum Vortheil der künstlerischen Wirkung. Das spukhafte Hineinragen der Erinnerung an die todte Maria in der „Reise von München nach Genua“ gewinnt, unseres Bedünkens, sehr an Verständlichkeit durch das hier (auf S. 215 ff.) mitgetheilte Kapitel, welches später fast bis zur Undeutlichkeit verkürzt wurde. Eben so wird in den „Bädern von Lucca“ das Interesse an der Gestalt Mathildens wesentlich erhöht durch die kurze Anspielung auf ihre unglückliche eheliche Vergangenheit (auf S. 225 des vorliegenden Bandes). Für die Fortsetzung der „Bäder von Lucca“ scheint es, wie aus dem auf S. 234 ff. mitgetheilten Kapitel hervor geht, ursprünglich Heine's Absicht gewesen zu sein, das spätere Zusammentreffen mit Lätizia und Francesca nicht in der Stadt Lucca, sondern in Florenz stattfinden zu lassen.

S. 242. — Der Aufsatz „Verschiedenartige Geschichtsauffassung“ stammt aus dem Anfang der dreißiger Jahre.

S. 246. -- Der Nachtrag zu den „Göttern im Exil“ ist, nach der Handschrift zu urtheilen, schon 1846 oder 1847 geschrieben und vom Verfasser bei Veröffentlichung jener Arbeit im Jahre 1853 wahrscheinlich nur deshalb zurückgelegt worden, um der beabsichtigten, in den Schlussworten annoncierten Fortsetzung eingefügt zu werden.

S. 250. — Nach seinem Besuche Hamburg's im Herbst 1843 gedachte Heine eine Reihe polemischer Briefe über Deutschland zu schreiben, in welchen er die veränderten literarischen, politischen und gesellschaftlichen Zustände in der Heimat besprechen, und welche er gleichzeitig in deutscher und französischer Sprache veröffentlichen wollte (Vgl. H. Heine's Werke, Bd. XXI, S. 4, 19 und 20). Es scheint jedoch nur das vorstehend mitgetheilte Fragment des ersten Briefes geschrieben worden zu sein, welches Heine später theilweise für die „Geständnisse“ (Bd. XIV, S. 226 ff.) benutzte. Die Eingangsworte beziehen sich auf einen Artikel von Daniel Stern (Gräfin d'Agoult) über Bettina von Arnim in der Revue des deux Mondes vom 15. April 1844, wo die betreffende Stelle auf S. 296 und 297 zu finden ist.

S. 261. — Der Aufsatz über die Februarrevolution war der letzte Korrespondenzartikel, welchen Heine für die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ schrieb.

S. 264. — Das Fragment „Waterloo“, welches von Heine selbst aus den „Geständnissen“ ausgeschieden ward, sollte nach der Absicht des Verfassers als besonderer Aufsatz dem ersten Bande seiner „Vermischten Schriften“ angereicht werden. Auf dringlichen Wunsch seines Freundes und Verlegers Julius Campe, welcher von der Veröffentlichung dieses Aufsatzes eine bedenkliche Erschütterung der Popularität Heine's bei dem deutschen Publikum befürchtete, zog der Verfasser denselben einstweilen zurück. Vgl. H. Heine's Leben und Werke, von A. Strodtmann, Bd. II, S. 610.

S. 276. — Die Lebensskizze des am 7. November 1854 zu Paris verstorbenen Schriftstellers Loeve-Weimars ist einer Vorrede entnommen, welche Heine im Winter 1855—56 als Einleitung zu einer französischen Übersetzung des „Neuen Frühlings“, der „Heimkehr“-Lieder und eines dritten, nicht namhaft gemachten Gedichtcyklus (oder vielleicht auch des „William Ratcliff“) schrieb, welche zu einem zweiten Bande seiner „Poèmes et Légendes“ vereinigt werden sollten. Von dieser unvollendeten, vielleicht letzten Arbeit des Dichters ist leider die zweite Manuskriptseite verloren gegangen; der noch erhaltene Anfang lautet, wie folgt:

„Der „Neue Frühling“ und die vorstehenden zwei Piecen sollten eine Trilogie bilden, wovon ich nur den ersten Theil unter dem erwähnten Titel in der Revue des deux Mondes mitzutheilen gedachte. Ich glaubte, daß es unmöglich sei, diese Gedichte nur einigermaßen genießbar ins Französische zu übersetzen, und ich wollte vielleicht auch das Publikum nicht mit einer allzu großen Dosis von Rosen-, Mondschein- und Nachtigallen-Frikassée überflutern. Die Übersetzung des „Neuen Frühlings“ hatte jedoch einen bessern Erfolg, als ich erwartete, und ich kann nicht umhin, über die besonderen Umstände, welche mich hier begünstigten, dem theilnehmenden Leser einige Andeutungen mitzutheilen. Ich hatte nämlich vor geraumer Zeit mit meinem Freunde Taillandier, der so vortrefflich das Buch „Lazarus“ übersetzt, über die größeren Schwierigkeiten gesprochen, welche eine Übertragung des „Neuen Frühlings“

böte, und dieser Freund äußerte, daß er dennoch einen Versuch machen wolle. Späterhin dachte ich, daß dieses Projekt wohl in Vergessenheit gerathen sein möchte, ich unternahm selbst die Arbeit, und ich hatte eben die Übersetzung des „Neuen Frühlings“ vollendet, als mein Freund Taillandier. . . .

S. 283. — Das bisher ungedruckte Vorwort zur letzten französischen Ausgabe der „Reisebilder“, welche 1856, wenige Monate nach dem Tode des Dichters, erschien, datirt aus derselben Zeit wie der vorhergehende Aufsatz.

S. 285. — Auch die Eingangsworte zur französischen Uebersetzung eines lappländischen Gedichts scheinen aus dem Ende des Jahres 1855 zu stammen. Es war bisher nicht zu ermitteln, auf welchen Verfasser und welche Dichtung Derselben sie sich beziehen.

S. 289. — Zur Zeit, als die Briefe Heine's an seine Frau geschrieben wurden, befand sich Mathilde in der Pension der Madame Darte, Chaillot No. 101, zu Paris; das erste Mal (1843) in Gesellschaft ihrer Freundin Aurecia, das zweite Mal (1844) gemeinschaftlich mit dieser und mit ihrer nachmaligen treuen Gesellschafterin Mademoiselle Pauline, welche von Heine in gutmüthigem Scherz bald als süße Melone mit ihrer Sentimentalität gefoppt, bald wieder mit ihrem hübschen Beine geneckt wird. Ueber Mademoiselle Jenny vgl. Alfred Meißner's Erinnerungen an Heinrich Heine, S. 14 und 195. — Während die Briefe an seine Frau — gegen die sonstige Gewohnheit des Dichters, wenn er an Franzosen schrieb oder seinen Namen unter französischen Uebersetzungen seiner Arbeiten drucken ließ — sämmtlich mit „Henri Heine“ unterzeichnet sind, ist auf den Couvert-Adressen an Madame Henri Heine niemals der französische Accent aigu seinem Namen beigefügt. — Der letzte Brief trägt irrthümlich das Datum des 4. September, ist aber, wie auch der Poststempel des Couverts beweist, vom 4. Oktober zu datieren.

Druck von H. W. Schmidt in Halle.

